Ein wahrer Robinson.

Ein wahrer Robinson

oder

Die Abenteuer Owen Evans'.

Herausgegeben

von

V. H. Anderdon, S. J.

Nach dem Englischen von **M. Hoffmann.**

Mit einem Holzschnitt und zwei lithographirten Figurentafeln.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1881.
Zweigniederlassungen in *Strassburg*, *München* und *St. Louis*, Mo.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

RBR
Jahrz
14

Einleitung.

Schreiben, in welchem die Sachwalter der Urenkel des Owen Evans einigen Aufschluß über dessen Nachkommenschaft und über andere auf seine Abenteuer bezüglichen Einzelheiten geben.

Als Vertreter der Erben des verstorbenen Herrn Morgan Evans aus Great Yarmouth, Enkel des Owen Evans, dessen Abenteuer die folgenden Blätter füllen, halten wir es für unsere Pflicht, gemäß der letztwilligen Verfügung des genannten Morgan Evans, die Schriftstücke, welche sein Großvater hinterließ, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Im zweiundsechzigsten Kapitel des Werkes selbst wird man die Angabe der Gründe finden, welche den Verfasser dieser Schrift bestimmten, die Verfügung zu treffen, daß das den Bericht seiner Abenteuer enthaltende Packet erst hundert Jahre nach seinem Tode eröffnet werden dürfe. Er fürchtete nämlich, daß die kleine spanische Kolonie, welche der Zufall auf seine Insel führte, in Folge der Bekanntmachung ihres Wohnortes von englischen Kreuzern belästigt werden möchte. Jener ausdrückliche Wunsch des Owen Evans ist trotz der leicht-

begreiflichen Neugierde und selbst zum pekuniären Nachtheil seiner Erben pünktlich erfüllt worden. Jetzt ist indessen die Zeit gekommen, wo diese Erzählung ohne Gefahr der Oeffentlichkeit übergeben werden kann.

Owen Evans starb zu Yarmouth am 16. October 1763, neun Jahre nachdem er seine Erlebnisse niedergeschrieben. Eine fast vollständige Erblindung hinderte ihn schon längere Zeit vor seinem Tode, seinen Obliegenheiten als Hafenmeister nachzukommen. Er war daher genöthigt, sich mit einer kleinen Pension zurückzuziehen, welche durch die Großmuth eines Freundes und edeln Gönners, des ehrenwerthen Kapitäns Byron, soweit erhöht wurde, daß er seine alten Tage sorglos verleben konnte.

Es wird den Leser der nachfolgenden Blätter ohne Zweifel interessiren, Einiges über die Nachkommenschaft des Owen Evans zu vernehmen. Er hinterließ drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter. Sein Sohn, Griffith, wurde als Notar in seiner Vaterstadt angestellt. Da ihm jedoch diese Beschäftigung nicht zusagte, wanderte er nach Amerika aus und ließ sich für einige Zeit in Boston nieder. Hier verheirathete er sich mit einer Dame holländischer Abkunft, Namens Vanderstegen. Aus dieser Ehe gingen zwei Kinder hervor, ein Sohn, der jüngst verstorbene Morgan Evans, und eine Tochter, die nach ihrem Großvater Anne Owen genannt wurde. Griffith Evans kam im Jahre 1811 nach England zurück

und starb vier Jahre darauf zu London. Morgan, dessen erste Ausbildung durch mehrmaligen Umzug unterbrochen worden war, gewöhnte sich an ein unstätes, wenn auch nicht lasterhaftes Leben, verheirathete sich unter seinem Stande und hinterließ fünf Kinder in ziemlich dürftigen Verhältnissen. Anne Owen Evans blieb unverheirathet und starb in vorgerücktem Alter.

Die beiden Töchter des Owen Evans, Martha und Jane, wandelten sehr verschiedene Lebenswege. Die ältere, welche in Bezug auf religiöse Gesinnungen in die Fußstapfen ihrer Mutter trat, ging nach dem 1771 erfolgten Ableben derselben nach Frankreich zu einer Verwandten ihrer Mutter, welche Französin war und einer gewissen Familie Lebrun angehörte, die sich in Canada niedergelassen hatte. Ihre gleichnamige Cousine, von der hier die Rede ist, war in Nantes verheirathet und hatte sich erboten, Martha Evans an Kindesstatt anzunehmen. Aber nachdem dieselbe zwei Jahre im Hause ihrer Cousine verlebt hatte, entschloß sie sich, den Schleier zu nehmen. Sie trat als Novize bei den barmherzigen Schwestern ein und wurde inmitten ihrer segensreichen Wirksamkeit von einem ansteckenden Fieber hinweggerafft, das sie sich bei Ausübung ihres schönen Berufes zugezogen hatte.

Ihre jüngere Schwester, Jane, wurde beim Tode der Mutter von Verwandten des Vaters, die in Glamorganshire wohnten, an Kindesstatt angenommen, verhei-

rathete sich jedoch bald darauf mit Price Llewellyn zu Llongevelach bei Swansea. Diese Heirath erregte im Allgemeinen das Mißfallen der Familie, weil Llewellyn der Sekte der Methodisten angehörte und auch seine Frau bald zur Annahme dieser Religion überredete. Nur Frau Martha, Jane Evans, Owens' Tante, war mit Jane's Religionswechsel einverstanden. Ja, sie stieß sogar ihr Testament zu Gunsten ihrer Großnichte Jane um, und vermachte dieser außer einigen in der Grafschaft Glamorgon gelegenen Ländereien den alten Familiensitz Moat-House bei Llandevodiog, welcher indeß zu jener Zeit so verfallen war, daß er kaum noch bewohnt werden konnte.

Ueber das fernere Schicksal Don Manuels und seiner kleinen Kolonie wissen wir keine weitere Auskunft zu geben, hielten es übrigens auch nicht für unsere Pflicht, diesbezügliche Nachforschungen anzustellen, da die Geschichte von Toonati-nooka im Berichte der Abenteuer Owen Evans' ja nur eine Episode oder Zugabe bildet. Es ist möglich, daß die Lettres Edifiantes das eine oder andere darauf Bezügliche enthalten.

Anstatt der Testamentsvollstrecker:

Quillett & Söhne.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung III

Erstes Kapitel. Die Entdeckung der Insel . . . 1

Zweites Kapitel. Die Landung 6

Drittes Kapitel. Ein Streifzug durch die Insel . . 13

Viertes Kapitel. Verlassen 17

Fünftes Kapitel. Es hätte uns Schlimmeres widerfahren können 23

Sechstes Kapitel. Die Nacht und der Morgen . . 30

Siebentes Kapitel. Das erste Mahl und das erste Parlament 36

Achtes Kapitel. Eine Enttäuschung und eine Gefahr . 45

Neuntes Kapitel. Ein Mahl, gefolgt von einem Kampfe 52

Zehntes Kapitel. Wir erfahren, was ein Priester ist . 59

Elftes Kapitel. Der beste und der schlechteste Schuß . 66

Zwölftes Kapitel. Wie viel Tugend dazu gehört, Beleidigungen zu verzeihen 70

Dreizehntes Kapitel. Eine Lehre aus dem Munde eines Haifisches 76

Vierzehntes Kapitel. Eine außergewöhnliche Beschäftigung 80

Fünfzehntes Kapitel. Das Gebet hindert die Arbeit nicht 85

Sechzehntes Kapitel. Wir feuern in's feindliche Lager und ziehen uns in das unserige zurück 89

Siebzehntes Kapitel. Eine Unterhaltung beim Feuer . 93

Achtzehntes Kapitel. Einige kleine Schulden . . . 97

Seite

Neunzehntes Kapitel. Der Sturm 101

Zwanzigstes Kapitel. Die Ankömmlinge 106

Einundzwanzigstes Kapitel. Wir pflegen die Kranken und sorgen für Speise 112

Zweiundzwanzigstes Kapitel Wir werden für Götter gehalten 116

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Eine Lection in der Indianersprache 119

Vierundzwanzigstes Kapitel. Freiheit oder Sklaverei . . 122

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Der Weiße ist kein Held . 126

Sechsundzwanzigstes Kapitel. Prodgers bekommt eine Lection 131

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Wir entwerfen den Plan zu einer sichern Zufluchtsstätte 138

Achtundzwanzigstes Kapitel. Das Schlangenloch . . 143

Neunundzwanzigstes Kapitel. Die Kündigung der Wohnung 149

Dreißigstes Kapitel. Die Muttersprache 153

Einunddreißigstes Kapitel. Verschiedene Entdeckungen . 157

Zweiunddreißigstes Kapitel. Das Begräbniß des Todten und eine Lehre für die Lebenden 160

Dreiunddreißigstes Kapitel. Ueberlistet 165

Vierunddreißigstes Kapitel. Wir sinnen auf Mittel, uns zu verproviantiren 168

Fünfunddreißigstes Kapitel. Der erste Religionsunterricht . 172

Sechsunddreißigstes Kapitel. Eine ernste Erwägung . . 176

Siebenunddreißigstes Kapitel. Ein ausdrückliches Gebot . 181

Achtunddreißigstes Kapitel. Ein neuer Streifzug . . 185

Neununddreißigstes Kapitel. Der Knopf des Flüchers . 192

Vierzigstes Kapitel. Ein Samenkorn für die Zukunft . 195

Einundvierzigstes Kapitel. Der Gedanke fliegt über Land und Meer 199

Zweiundvierzigstes Kapitel. Die Predigt Don Mannels . 204

Dreiundvierzigstes Kapitel. Der Schützenclub . . . 213

Seite

Vierundvierzigstes Kapitel. Das Bogenschießen und die Töpferkunst 218

Fünfundvierzigstes Kapitel. Die Felsenburg mit ihren Außenwerken 222

Sechsundvierzigstes Kapitel. Unsere Speisekammer und unser Meierhof 226

Siebenundvierzigstes Kapitel. Wir legen eine Küche an . 230

Achtundvierzigstes Kapitel. Der Ausbau der Felsenburg . 234

Neunundvierzigstes Kapitel. Was wir eher hätten wissen sollen 238

Fünfzigstes Kapitel. Ein anderes Blatt aus dem Katechismus 243

Einundfünfzigstes Kapitel. Der Frühling 250

Zweiundfünfzigstes Kapitel. Land und Meer 253

Dreiundfünfzigstes Kapitel. Es bereitet sich eine große Veränderung vor 256

Vierundfünfzigstes Kapitel. Andere Beweggründe . . 258

Fünfundfünfzigstes Kapitel. Wir wohnen im Geiste der heiligen Messe bei 260

Sechsundfünfzigstes Kapitel. Die spanische Flotte . . 265

Siebenundfünfzigstes Kapitel. Hafen und Spital . . 269

Achtundfünfzigstes Kapitel. Ein feierlich beschworener Vertrag 274

Neunundfünfzigstes Kapitel. Die Geschichte des Lieutenants 278

Sechzigstes Kapitel. Der Lieutenant setzt seine Geschichte fort 283

Einundsechzigstes Kapitel. Die Plünderung des Wrackes . 289

Zweiundsechzigstes Kapitel. Gerüchte und Geheimnisse . 292

Dreiundsechzigstes Kapitel. Die kostbarste Entdeckung . . 295

Vierundsechzigstes Kapitel. Es bereitet sich eine neue Veränderung vor 299

Fünfundsechzigstes Kapitel. Die Vorbereitungen zur Abreise 305

Sechsundsechzigstes Kapitel. Die Abreise 309

Seite

Siebenundsechzigstes Kapitel. Der Ausbruch des Vulkans . 313

Achtundsechzigstes Kapitel. Der Tod in mehr als einer Gestalt 319

Neunundsechzigstes Kapitel. Unsere Befreiung . . . 325

Siebzigstes Kapitel. Wie es uns später erging . . . 330

Anhang.

Der Bericht Don Manuels 339

Erstes Kapitel.

Die Entdeckung der Insel.

Unser Schiff hatte bei einer leichten Brise mehrere Tage lang drei bis vier Knoten per Stunde zurückgelegt. Wir setzten nicht alle Segel bei, obschon wir den Wind fast im Rücken hatten; denn der Kapitän wünschte, unserer Gefährtin, der „Entreprise" von Newhaven, mit welcher wir vor unserer Abfahrt nach Californien ein Zusammentreffen in diesen Gewässern verabredet, die Möglichkeit zu bieten, uns einzuholen und sich uns anzuschließen. So sagte er wenigstens. Aber ich traute ihm nicht recht, und wenn ich die Anstalten beobachtete, die auf unserm Schiffe getroffen wurden, so stiegen seltsame Vermuthungen und Besorgnisse in mir auf. Kaum hatten wir den Hafen im Rücken, als ein Paar Drehbassen aus dem Kielraume heraufgewunden und so auf dem Hinterdeck aufgepflanzt wurden, daß sie die ganze Länge des Schiffes bestreichen konnten. Die Mannschaft hatte täglich Uebungen mit denselben vorzunehmen, sie zu putzen und zu laden, als ob man im Gefechte begriffen wäre; dasselbe geschah mit den beiden Kanonen, die wir, wie alle bedeutenderen Kauffahrer, mit uns führten. Kurz vor der Abfahrt war unser Schiffsvolk um zehn oder zwölf Mann vermehrt worden, sämmtlich rohe Burschen, von unheimlichem, banditenmäßigem Aussehen und aus aller Herren Ländern zusammengelesen: Ameri-

kaner, Malayen, Portugiesen, Neufundländer u. s. w. Sie kannten keinen von den übrigen Matrosen des „Spitfire", die ihrerseits um kein Haar besser, ja vielleicht noch schlimmer waren, als Leute ihrer Profession es im Allgemeinen zu sein pflegen. Aber die Neuangekommenen übertrafen sie noch im Fluchen und verstanden sich besser auf jegliche Art von Schurkenstreichen. Das also waren die Gesellen, welche man Tag für Tag in den Waffen übte, die man lehrte, mit Pulver und Blei umzugehen, Hirschfänger und Handspeichen zu führen. Kurz, Alles schien darauf hinzudeuten, daß der Kapitän Vorbereitungen traf, irgend ein anderes schwächeres Kauffahrteischiff anzugreifen, und wenn er von der „Entreprise" sprach, bemerkte ich stets einen boshaften Blick in seinen Augen, als ob das die „Unternehmung" sei, um die es sich eigentlich handele.

Diese die Absichten unseres Kapitäns verrathenden Anzeichen beunruhigten mich lebhaft, und der Widerwille, den ich gegen das Seefahrerleben empfand, nahm mit jedem Tage zu. Es war dieses die erste Seereise, welche ich mitmachte, nachdem ich mein Examen als Hülfschirurg bestanden. Deßungeachtet hatte mich der Kapitän (Aram Hopkins, der bekanntlich später als Seeräuber auf der Staateninsel gehängt worden ist) beredet, ihn als selbständiger Wundarzt zu begleiten; er bewilligte mir eine eigene Kabine nebst freier Station und versprach mir, ich solle hinreichende Gelegenheit finden, mich mit dem Seefahrerleben bekannt zu machen. Leider hielt er nur zu gut Wort; denn, wie der Leser bald genug erfahren wird, lernte ich, Dank seiner Fürsorge, auch noch Etwas vom Landleben kennen, und zwar mehr, als

mir lieb war. Aber für den Augenblick konnte ich nichts Besseres thun, als zum bösen Spiele gute Miene machen und mir den Anschein geben, als ob ich nichts Arges vermuthe. Dies wurde jedoch immer schwieriger, und ich merkte gar bald, daß der Kapitän mir nicht traute.

Ich sah mich nun unter meinen Reisegefährten nach einem Vertrauensmanne um; aber es war keiner da, dem ich mich hätte anschließen mögen. Allerdings befand sich unter den Seeleuten ein anscheinend ordentlicher Bursche, Tom Harvey, der mir ehrenhafter schien, als irgend ein Anderer; aber ich wußte nicht, in wie weit ich auf seine Verschwiegenheit rechnen durfte; denn die Erfahrung hatte mich bereits gelehrt, daß wenige Menschen ein Geheimniß zu bewahren verstehen. Außerdem befand sich an Bord des Schiffes ein spanischer Priester, Don Manuel mit Namen, der als Passagier bis in die Gegend von Panama mit uns reisen und sich von dort nach San Francisco begeben wollte. Es kam mir mehr als einmal der Gedanke, mich diesem gegenüber auszusprechen; aber ein unbestimmtes Etwas hielt mich davon zurück. Ich war nämlich im Protestantismus erzogen worden, und wenn ich auch um jene Zeit alle Religion über Bord geworfen, so empfand ich doch eine gewisse Scheu, mein Herz einem katholischen Priester zu öffnen; denn ich hatte mich von Jugend auf daran gewöhnt, solche Leute mit scheelen Augen anzusehen. Don Manuel schien übrigens ein friedlicher Mann zu sein. Sein Gesicht war stets heiter, und obschon er im Ganzen wenig sprach, hatte er doch für Jeden, der ihm begegnete, ein freundliches Wort. Wenn er nicht seekrank war, brachte er den größten Theil des Tages lesend in seiner Kabine zu. Bisweilen kam

er auf's Verdeck, um sich einige Bewegung zu machen, wobei er ebenfalls las, oder, wie es schien, die Körner einer Perlenschnur zählte, welche an seinem Gürtel hing. Ich vermuthete, daß er bete, und wunderte mich, daß ein Mann, gleichviel ob Priester oder Laie, die Geduld habe, täglich so viele Gebete herzusagen. Ein- oder zweimal redete er mich an, um mich über medicinische Angelegenheiten zu befragen, vorzugsweise über die Behandlung von Wunden und Fieberkrankheiten, sowie über die Anwendung gewisser Kräuter, vermittelst deren man sie heile, und ich überzeugte mich sehr bald, daß er diese Dinge gründlich studirt hatte. Weil ich jedoch nie zuvor mit einem Priester verkehrt, konnte ich mich trotz jener Unterredungen nicht entschließen, ihm meine Besorgnisse mitzutheilen.

So standen die Dinge, als Montag, den 23. August, gegen elf Uhr Morgens der im Mastkorb sitzende Matrose plötzlich ausrief: „Land an der Steuerbordseite!" Das war für uns Alle ein willkommener Ruf; denn wir hatten seit ungefähr drei Wochen nur Himmel und Wasser gesehen. Im Nu waren wir an den Wandtauen hinauf- und bis auf die Segelstangen geklettert und schauten forschenden Blickes in der angegebenen Richtung aus. Obschon ich nicht wußte, ob dieses plötzliche Ereigniß — es hatte nämlich Niemand Land in dieser Gegend vermuthet — eine Veränderung meiner Lage herbeiführen würde, stieg ich, nicht minder erregt als alle Andern, bis zur Spitze des Besanmastes hinauf, versehen mit meinem guten Fernrohre, das sich mir in der Folge noch als ein treuer Begleiter erwies und mir größere Dienste leistete, als ich es je erwartet hätte.

Oben angelangt, bemerkte ich, selbst ohne Fernrohr, einen leichten Nebelstreifen, der sich nach Ost-Süd-Ost ausdehnte. Er lag in einer Entfernung von zehn bis zwölf Meilen vor uns, war jedoch so schwach, daß nur das geübte Auge eines Seemanns in ihm ein Anzeichen von Land erblicken konnte. Der Mastwächter hatte indeß wahr gesprochen, und wir sollten uns bald davon überzeugen. Da die Richtung unseres Laufes etwa um drei bis vier Grade von der Lage jenes Streifens abwich, befahl der Kapitän, den Cours zu ändern, und wir segelten nun geraden Weges auf den zu erforschenden Punkt los.

Als wir näher kamen, sah ich, wie die Nebelbank sich zertheilte, so daß das Land bald deutlich vor uns lag. Der erste Gegenstand, welcher unsere Blicke auf sich zog, war die Spitze eines Berges, der sich ungefähr in der Mitte der Insel — denn eine Insel schien es zu sein — befand, obschon er sich etwas mehr deren nördlichem Ende näherte. Er hatte die Gestalt eines Zuckerhutes, ähnlich dem Pic von Teneriffa, war jedoch bedeutend kleiner und oben etwas abgeplattet. Sein Abhang war bis zur Mitte bewaldet, was wir immer deutlicher erkannten, je näher wir der Insel kamen. Der obere Theil schien kahl und zeigte Längsstreifen von gräulicher Farbe, woraus ich schloß, daß der Berg ehemals ein Vulkan gewesen; denn jene Streifen konnten kaum etwas Anderes sein als Lavaströme, die einst aus seinem Krater herabgeflossen waren und sich im Erkalten verhärtet hatten. Was die Insel selbst betraf, so schien sie grün und bewaldet. Hier und da dehnten sich inmitten der Waldstrecken grüne Wiesenflächen aus, welche an-

deuteten, daß das Ländchen reichlich mit fließendem Wasser versehen sein müsse; sonst hätte die glühende Hitze sicherlich alles Pflanzenleben auf demselben vernichtet; denn wir befanden uns inmitten der heißen Zone.

Es bemächtigte sich meiner ein unwiderstehlicher Wunsch, die vor uns liegende Insel, und namentlich den Vulkan, näher in Augenschein zu nehmen; denn ich hatte viel über feuerspeiende Berge gelesen und mir von manchen, die ich auf meinen Reisen angetroffen, genaue Zeichnungen entworfen. Kurz, ich setzte alle Bedenken bei Seite und beschloß bei mir selbst, falls ein Theil der Schiffsmannschaft zur Erforschung des neuentdeckten Landes ausgesandt werde, mich unbedingt an dieser Expedition zu betheiligen.

Nachdem ich das Eiland von einem Ende bis zum andern und von der Spitze des Berges bis hinab zu den niedrigen, von der Brandung umtobten Felsenriffen, welche südwestlich von seiner Basis ausliefen, mit meinem Fernrohre geprüft hatte, warf ich einen Blick auf's Verdeck. Da stand der Kapitän und hielt Rath mit dem Steuermann, und der Entschluß, den sie in diesem Augenblicke faßten, rettete aller Wahrscheinlichkeit nach mein Leben und führte mich, was sie noch viel weniger ahnten und bezweckten, auf den Weg des Heils zur Rettung meiner Seele.

Zweites Kapitel.

Die Landung.

Das große Boot wurde jetzt in Bereitschaft gesetzt, um zur Insel hinüberzufahren. Als ich dies sah, stieg

ich auf's Deck hinab, trat auf den Kapitän zu und bat ihn, mich an der Expedition theilnehmen zu lassen. Dieser ahnungslos von mir ausgesprochene Wunsch sollte in seinen Folgen zeigen, erstens, wie wenig wir Menschen voraussehen können, was uns schon im nächsten Augenblicke bevorsteht, und ferner, wie die göttliche Vorsehung Alles auf's Beste leitet und selbst die scheinbar widrigsten Ereignisse oft so zu lenken weiß, daß sie gegen alle Erwartung zu unserm Besten dienen. Da stand ich, ein hoffnungsvoller Jüngling, der mit glänzenden Zukunftsplänen in's Leben tritt, auf dem Verdecke des „Spitfire" und erbat mir einige Stunden Urlaub, nicht ahnend, daß derselbe jahrelang dauern sollte; ich sprach mit meinen eigenen Lippen ein Verbannungsurtheil aus, das mich zum unfreiwilligen Gefangenen auf einer wüsten Insel machte. Allein gerade dieser scheinbar verhängnißvolle Schritt sollte das Mittel zu meiner und Anderer Rettung werden; denn es unterliegt keinem Zweifel, wäre ich nebst fünf meiner Gefährten auf dem „Spitfire" geblieben, so hätten wir gar bald einen blutigen Tod und ein schauriges Grab in den Wellen des Meeres gefunden. Kurze Zeit danach verlegte sich nämlich unser Schiff auf Seeräuberei, und hätten wir es nicht zur rechten Zeit verlassen, so wäre uns nichts Anderes übrig geblieben, als uns den Piraten anzuschließen oder unsere Weigerung mit dem Leben zu bezahlen.

Wie oft habe ich seit jenem Tage, ungeachtet der Entbehrungen aller Art, mit denen wir auf unserer einsamen Insel zu kämpfen hatten, mein Herz voll Dankbarkeit zum Himmel erhoben, weil die gütige Vorsehung mich gnädig davor bewahrte, an Händen und Füßen ge-

bunden oder in altes Segeltuch eingenäht über Bord geworfen zu werden. Ich stellte mir dann die einst mir drohenden Gefahren im Geiste vor, und meine erregte Phantasie pflegte sich das mir vorschwebende Bild noch schrecklicher auszumalen durch die Ermordung Don Manuel's, Tom Harvey's und der übrigen Drei, welche gleichzeitig mit mir gerettet wurden. Solche Betrachtungen waren zugleich das wirksamste Heilmittel gegen die fast an Verzweiflung grenzende Muthlosigkeit, welche sich während der Jahre meiner Verbannung bisweilen meiner Seele bemächtigte. Wenn es uns recht trübe erging, trösteten wir einander mit dem Gedanken, daß unser Loos noch ein weit schrecklicheres hätte sein können.

Kehren wir indeß zu dem Tage zurück, an welchem unser Unglück seinen Anfang nahm. Ich bat also den Kapitän um die Erlaubniß, mich mit den Andern an's Land begeben zu dürfen, und wunderte mich, da ich sein barsches Wesen nur zu gut kannte, über die Bereitwilligkeit, mit welcher er seine Zustimmung gab. Der seltsame Blick, den er mir dabei zuwarf, frappirte mich; jedoch ahnte ich nicht den Sinn seiner Worte. „Es ist nicht meine Absicht, lange vor dieser Insel liegen zu bleiben," sagte er, „ich werde Ihnen indessen Zeit genug lassen, seltene Pflanzen zu sammeln; denn das ist ohne Zweifel der Zweck Ihres Ausfluges. Sie brauchen Sich also nicht zu übereilen; nur müssen Sie dafür sorgen, vor Sonnenuntergang wieder zurück zu sein."

Das Landungsboot war mittlerweile zur Abfahrt bereit. Man brachte zwei große Steinkrüge für frisches Trinkwasser, unsern täglichen Bedarf an Lebensmitteln, sowie einige Jagdflinten, zwei Musketen und etwas Mu-

nition hinein; denn wir mußten uns gegen reißende Thiere vorsehen und wollten auch, falls sich Gelegenheit dazu böte, einiges Wild erlegen, das für Leute, welche seit Wochen nur Pökelfleisch gesehen, ein wahrer Schmaus gewesen wäre. Ich eilte die Treppe hinab, um Don Manuel, den spanischen Priester, einzuladen, unsere Entdeckungsfahrt mitzumachen; aber ich fand ihn schon gerüstet; auch er hatte bereits mit dem Kapitän gesprochen und ohne die geringste Schwierigkeit die Erlaubniß erhalten, uns zu begleiten. Er folgte mir also, versehen mit einer Rolle Papier, in welches er seltene Pflanzen einlegen wollte, sowie mit den nöthigen Schreibmaterialien, um über Beachtungswerthes an Ort und Stelle Notizen zu machen. Diese Gegenstände sollten jedoch in der Folge einem ganz andern Zwecke dienen. Wir führten nämlich mit Hülfe derselben während der Jahre unserer Verbannung eine Art Tagebuch, sonst würde der Bericht unserer Abenteuer auf der Insel nie einem Leser zu Gesichte gekommen sein. Ein Gebetbuch, welches er sein Brevier nannte, und von dem er sich niemals trennte, ein eisenbeschlagener Stock und ein großer, mit Aermeln versehener Mantel, wie die spanischen Priester ihn auf Reisen zu tragen pflegen, vervollständigten Don Manuels Ausrüstung.

Ich eilte in meine Kabine, um gleichfalls einige nothwendige Gegenstände mit mir zu nehmen: zunächst mein Fernrohr, das ich an einem Riemen quer über die Schulter hing, dann meine Flinte, einen Schrotbeutel, ein großes, wohlgefülltes Pulverhorn, einen Hirschfänger, ein Taschenmesser und ein Knäuel Bindfaden. Ein guter Engel gab mir im letzten Augenblicke ein, auch meine

Angel und alle zum Fischen gehörigen Geräthschaften in das Boot hinunterzureichen, dabei auch eine lederne Tasche mit mehreren Rollen starker Angelschnüre und einer Schachtel voll künstlicher Fliegen, deren man sich bedient, um Lachse und Forellen zu fangen. Diese letzteren Gegenstände nahm ich eigentlich mehr zur Kurzweil mit; denn es hatte mir von jeher Vergnügen gemacht, in den Bergströmen meiner Heimath zu fischen.

Inzwischen hatte sich unser Schiff der Insel bis auf etwa anderthalb Meilen genähert; weiter wagte man nicht zu gehen wegen der großen Menge von Koralleninseln und Felsenklippen, welche man bei der Durchsichtigkeit des Wassers auf dem Grunde des Meeres erblickte. Es stiegen außer Don Manuel und mir noch sieben Matrosen in's Boot. Dann stießen wir langsam vom Schiffe ab und hißten unser Segel auf. Es wehte ein leichter Wind, der jedoch unregelmäßiger wurde, je mehr wir uns dem Lande näherten. Von Zeit zu Zeit kam ein kühler Luftstrom aus den Waldthälern der Insel herüber, und wir athmeten den würzigen Duft des frischen Grüns, der nach den Beschwerden einer langen Seereise so überaus wohlthuend ist.

Es kostete Mühe, die Klippen zu vermeiden, welche die Insel von allen Seiten zu umgeben schienen. Glücklicherweise entdeckten wir endlich eine Art Kanal, gebildet von zwei Felsenriffen, die sich in mannigfachen Krümmungen vom Berge herabsenkten und in einem spitzen Winkel in's Meer hinausliefen. Diese Felswände — sie waren nämlich von bedeutender Höhe — schützten uns vor der Brandung, die an anderen Stellen des Ufers mit lautem Getöse gegen die Klippen anschlug. Aber

eine gewaltige aus der See daherrollende Woge bemächtigte sich plötzlich unseres Fahrzeugs und trieb es schneller, als uns lieb war, den Kanal hinauf. Wäre der Steuermann weniger tüchtig und aufmerksam gewesen, so würde unser Boot unfehlbar an den Felsen zerschellt worden sein und wir hätten nicht nöthig gehabt, auf weitere Abenteuer auszugehen. Dies gab ihm und zwei anderen Matrosen Veranlassung, uns mit einem kräftigen Fluche anzukündigen, daß sie uns höchstens noch bis zu einer Krümmung des Kanals führen würden, die wir in geringer Entfernung erblickten. Hier angekommen, fanden wir eine kleine natürliche Bucht, welche die Hochfluth allmählich im Felsen ausgespült hatte. Die Männer erklärten uns nun kurz und bündig, daß sie für das Boot verantwortlich seien, und sich wohl hüten würden, dasselbe noch weiter der Gefahr auszusetzen, an den Klippen zu scheitern oder doch wenigstens eine starke Beschädigung davonzutragen. Sie schlugen uns vor, die Schießgewehre und Wasserkrüge zu uns zu nehmen und die Insel nach Herzenslust zu durchstreifen; doch möchten wir nicht vergessen, daß wir vor hereinbrechender Nacht wieder an Bord sein müßten. Was sie selbst beträfe, so zögen sie vor, das Boot nicht zu verlassen, sondern während unseres Ausflugs sich hier in der Felsenbucht die Zeit mit Fischen oder Krebsfang zu vertreiben.

Wenn ich an den ganzen Vorgang zurückdenke, so zweifle ich nicht, daß die Burschen uns die Feuerwaffen nur deßhalb so bereitwillig überließen, um uns jeden Verdacht in Bezug auf ihre Absichten zu benehmen. Vielleicht geschah es aber auch aus einer Anwandlung von Mitleid, dem sich selbst die härtesten und verdorbensten

Herzen bisweilen nicht ganz verschließen können. Ihr Vorschlag schien uns übrigens so vernünftig und wurde uns anscheinend mit solcher Aufrichtigkeit gemacht, daß wirklich in Keinem von uns auch nur der leiseste Argwohn gegen die im Boote zurückbleibenden Gefährten aufstieg. Was den Priester betraf, so verstand er nicht die Hälfte von dem, was zwischen uns verabredet wurde, und machte daher auch keine Einwendungen. Obschon er ziemlich gut Englisch sprach, so waren ihm doch die bei den Matrosen üblichen Ausdrücke unbekannt, und so kam es, daß derjenige von uns, welcher die getroffene Uebereinkunft am besten hätte beurtheilen können, zufällig gerade derjenige war, der am wenigsten davon verstand.

Wir kletterten nicht ohne Mühe das Felsenufer hinan; denn es war dicht mit Seegras bewachsen und glatt wie Eis, so daß wir häufig ausglitten und hier und da selbst eine Schramme davontrugen. Als wir jedoch über die Hochfluthmarke hinauskamen, wurde das Gehen weniger beschwerlich; denn wir folgten nun einem zum Berge hinaufführenden Felsstreifen, der einen natürlichen, wenn auch etwas rauhen Fußpfad aus erkalteter Lava bildete. Ehe wir die kleine Bucht, wo unser Boot lag, verließen, reichte uns einer der zurückbleibenden Männer unsere Flinten; dann baten sie uns noch einmal, uns nicht von der Nacht überrumpeln zu lassen, und betheuerten zu wiederholten Malen, daß sie an der bezeichneten Stelle auf uns warten würden. Hierauf schieden wir frohen Muthes von ihnen, um unsere Wanderung durch die Insel anzutreten — und seitdem sahen wir sie nicht wieder.

Drittes Kapitel.

Ein Streifzug durch die Insel.

Wir verließen bald den Felsensteig und kamen auf einen dichten, moosigen Wiesenteppich, der einem durch ein schattiges Thal zum Meere hinabeilenden Bächlein seine üppige Frische verdankte. Ueber uns wölbten sich die verschlungenen Zweige der Bäume zu einem natürlichen Laubdache, das die Strahlen der Sonne kaum zu durchdringen vermochten. Die meisten dieser Bäume waren uns fremd; ich kannte sie nur aus der Beschreibung, wie z. B. gewisse Gattungen von Farren- und Rohrgewächsen, die zu einer Höhe von zehn bis achtzehn Fuß emporstiegen. Da wir aus einem kälteren Himmelsstriche kamen und auch auf unserer Fahrt nirgendwo gelandet waren, lernten wir eigentlich hier erst die Pracht und üppige Fülle des tropischen Pflanzenwuchses kennen.

Der Reiz der neuen Umgebung; die Frische und der balsamische Wohlgeruch der Waldluft, die wir in vollen Zügen einathmeten; die Wanderung durch den schattigen Laubgang, der eigens für uns angelegt zu sein schien; die Aussicht, mehrere Stunden auf dieser herrlichen Insel umherstreifen zu dürfen: alles das versetzte uns in gehobene Stimmung, und Harvey nebst einem andern unserer Gefährten gaben ihrer Freude Ausdruck, indem sie aus voller Kehle eines ihrer Matrosenlieder anstimmten. Selbst Don Manuel schien ungewöhnlich heiter. So verfolgten wir unter Lachen und fröhlichem Geplauder unsern Weg, als ich plötzlich innehielt und meine Begleiter daran erinnerte, daß wir uns in einem gänzlich

unbekannten Lande befänden und nicht wüßten, was uns zustoßen könne.

„Es ist ja möglich, daß diese Insel von Wilden oder reißenden Thieren bewohnt ist," sagte ich.

„Gott bewahre uns, daß wir weder mit den Einen noch mit den Andern zu schaffen bekommen," antwortete der Priester, sich bekreuzend.

„Auch ich hoffe das," erwiderte ich; „aber wer kann's wissen? Jedenfalls gebietet uns die Vorsicht, auf unserer Hut zu sein."

Wir kamen nun überein, dicht beisammen zu bleiben und unsern Weg in geordneter Reihenfolge fortzusetzen. Ich wünschte den Zug zu eröffnen und sagte meinen Begleitern auch, warum. Nicht als ob ich hätte den Ton angeben und ihnen Vorschriften machen wollen — die Männer waren in diesem Punkte etwas empfindlich, und ein Jeder von ihnen hielt sich wenigstens für ebenso berechtigt, als alle Uebrigen —, aber ich war am besten bewaffnet, und deßhalb wählte ich den gefährlichsten Platz. Auf mich folgten zunächst die drei mit den Flinten versehenen Männer; die Musketen hatten wir im Boote gelassen, damit die Zurückgebliebenen sich im Nothfall vertheidigen könnten.

Hier wird mir der freundliche Leser gestatten, ihm während des kurzen Haltes, den wir machen mußten, um unsere Gewehre zu laden, schnell meine Reisegefährten vorzustellen.

Ich nenne zuerst Tom Harvey, den ich damals am meisten von Allen schätzte, und ich glaube in der That, daß es nie einen Matrosen gegeben hat, der fleißiger, biederer und von fröhlicherer Sinnesart gewesen wäre

als er. Tom wurde in der Folge gleichsam meine rechte Hand, stets bereit, mich mit Wort und That zu unterstützen, wenn es galt, Ordnung und Eintracht in unserm Kreise aufrecht zu erhalten.

Dann kam Edward Hilton, ebenfalls ein von Natur gutmüthiger Bursche, der sich jedoch leicht von andern hartnäckigeren Charakteren beeinflussen ließ, woraus mir später manche Schwierigkeit erwuchs. Die beiden Genannten stellten nach meiner damaligen Anschauung die Lichtseite des Bildes dar. Was die zwei andern Matrosen, Richard Prodgers und Harry Gill, betraf, so setzte ich nicht allzu großes Vertrauen in sie, obschon sie unter der Mannschaft des „Spitfire" nicht gerade zum Auswurf gehörten.

Welche Stelle ich Don Manuel anweisen sollte, wußte ich damals selbst noch nicht. Er war, wie gesagt, ein katholischer Priester und ich Protestant. Soweit ich ihn kannte, schien er ein friedliebender, harmloser Mann zu sein; übrigens hatte ich mir noch kein bestimmtes Urtheil über ihn gebildet und fand auch wenig Gelegenheit dazu; denn ich mied seine Gesellschaft und beobachtete ihm gegenüber die größte Zurückhaltung, ausgenommen, wenn es sich um medicinische, botanische oder dergleichen Angelegenheiten handelte. Was im Umgange mit ihm am meisten auffiel, war seine schlichte Würde und seine ruhige, herzgewinnende Heiterkeit, die jedoch in ehrfurchtgebietenden Ernst überging, wenn in seiner Gegenwart Etwas vorfiel, das er tadeln zu müssen glaubte. Auch hatte er die Gewohnheit, bei passenden Gelegenheiten ein kurzes, zutreffendes Sprüchwort anzuführen, das meist in wenig Worten einen Schatz von Weisheit barg.

Die drei im Landungsboote zurückgebliebenen Matrosen gehörten zu den schlimmsten des Schiffes, obschon sie das Vertrauen des Kapitäns in hohem Grade besaßen, und ich war ordentlich froh, als sie uns erklärten, den Streifzug durch die Insel nicht mitmachen zu wollen.

Es war jetzt unsere erste Sorge, die Krüge mit frischem Wasser zu füllen. Wir gruben zu diesem Zwecke eine Vertiefung in das Bett des Baches, senkten die Krüge bis zur Hälfte hinein und bauten sodann zu beiden Seiten einen kleinen Damm, der das Wasser zurückhalten sollte, bis es die Höhe der Krüge erreichen und sie füllen würde. Jetzt handelte es sich darum, einen Wanderplan festzustellen. Wir hielten also Rath und überlegten mit einander, wie wir die wenigen Stunden unseres Urlaubes am besten anwenden könnten, um die Insel sammt dem Berge auszukundschaften.

„Ich schlage vor," sagte ich, „eine Wanderung um den Berg zu machen, doch so, daß wir im Thale bleiben, wo wir sicherlich seltene Pflanzen und vielleicht auch das eine oder andere Wild antreffen. Den Rückweg können wir sodann über einen Theil des Berges selbst nehmen, jedoch ohne zu hoch zu steigen. Auf diese Weise wird uns vergönnt sein, in wenigen Stunden den größten Theil der Insel in Augenschein zu nehmen, ihre Producte kennen zu lernen und ihren Anblick von beiden Seiten zu genießen; denn allem Anschein nach dehnt sie sich hinter jenem Berge nicht weit mehr aus."

Mein Vorschlag wurde einstimmig angenommen. Wenn es sich um Fragen handelt, bei denen weder die Eigenliebe noch persönliches Interesse im Spiele ist, dann sind die Menschen gewöhnlich froh, wenn man ihnen einen

fertigen Plan vorlegt, und sie so der Mühe überhebt, selbst nachdenken zu müssen. Wir brachen also auf, und ich eröffnete den Zug, mein geladenes Gewehr auf der Schulter und den Hirschfänger an der Seite. Mir zunächst folgte der spanische Priester mit seinem eisenbeschlagenen Bergstocke und seinem Mantel, den er zusammengerollt über die Schulter geworfen hatte, um besser marschiren zu können; dann kamen Prodgers, Harvey und Gill mit ihren Flinten. Den Schluß bildete Ned [1] Hilton, bewaffnet mit einer Handspeiche, die er aus dem Boote mitgenommen hatte. Er war ein zu friedliebender Bursche, als daß er darauf bestanden hätte, eines der Gewehre zu tragen, obschon er es, wie ich mich bald überzeugte, mit dem besten unserer Schützen aufnehmen konnte.

Viertes Kapitel.

Verlassen.

Wir folgten ungefähr eine halbe Meile weit dem Laufe des Baches, der uns in's Innere der Insel bis zum Fuße des Berges führte. Dort fanden wir abermals einen mit Moos bewachsenen Pfad, beschattet von Pisangbäumen, indischen Feigen, Bananen und Palmen der verschiedensten Art, meistens von riesiger Höhe und theils mit gefiederten, theils mit breiten, lappigen Blättern versehen, ähnlich denen, mit welchen man in Havaña und auf den Philippinen die Häuser deckt. Sie bildeten eine hochgewölbte, majestätische Allee, die mancher reiche

[1] Abkürzung von Edward.

Pflanzer gern mit Gold bezahlen würde, wenn's möglich wäre, sie in die Nähe seiner Wohnung zu versetzen. Der muntere Bach, dessen klare Wellen sich hier und da in kleinen natürlichen Becken ansammelten oder mit lieblichem Murmeln über Steine und Felsstücke hüpften, durchrieselte sie der ganzen Länge nach.

Wir beschlossen, uns an diesem Bache zu halten, so lange er nicht allzusehr von unserer Richtung abweiche. Der Weg an seinem Ufer entlang war allerdings beschwerlich; denn er führte uns stellenweise über holperigen Boden, und wir waren bisweilen genöthigt, über die Wurzeln der Bäume hinwegzuklettern, die dicht an seinem Rande standen. Das war indeß immerhin weniger schwierig, als sich durch das Dickicht hindurchzuarbeiten, wo wir jeden Augenblick im Dorngestrüpp hängen geblieben und nicht im Stande gewesen wären, uns gegen feindliche Angriffe von Menschen oder Thieren zu vertheidigen.

Mir war es hauptsächlich darum zu thun, auf einen erhöhten Aussichtspunkt zu gelangen, von wo aus man die ganze Insel überschauen und sich somit ein Urtheil über ihre Größe bilden könnte. So viel ich wußte, war sie auf keiner Seekarte angegeben, und das war ohne Zweifel auch der Grund, weßhalb der Kapitän beschloß, uns daselbst auszusetzen. Auf diese Weise wurde er unser los, ohne befürchten zu müssen, als Mörder angeklagt zu werden; denn nach menschlichem Ermessen blieb uns keine Hoffnung, je von dieser entlegenen Insel zu entkommen.

Wir hegten jedoch in diesem Augenblick nicht den geringsten Verdacht. Weit entfernt, Schlimmes zu ahnen, freuten wir uns vielmehr der von uns gemachten Entdeckung, überließen uns unserer heitern Stimmung und

trieben fröhlichen Scherz. Hilton band sein Halstuch an die Spitze der Handspeiche und pflanzte dieselbe feierlich auf, um im Namen des Königs Georg von der neu-entdeckten Insel Besitz zu nehmen. Wir Andern begrüßten diese Erweiterung des britischen Ländergebietes mit einem mehrmaligen donnernden Hurrah, und überlegten, unsern Weg fortsetzend, welchen Namen wir der Insel geben sollten.

Ich schlug vor, sie zu Ehren des Priesters, der, einer fremden Nation angehörig, gewissermaßen unser Gast war, „Manuels-Insel" zu nennen. Aber nach den Mienen meiner Gefährten zu urtheilen, schien diese Idee keinen Anklang zu finden, obschon Niemand mir widersprach als Don Manuel selbst. Dieser lehnte meinen Vorschlag mit der seine Nation auszeichnenden Höflichkeit sofort dankend ab. „Señor, Sie sind gar zu gütig, bei einer so feierlichen Gelegenheit an mich zu denken," sagte er halb im Scherz, halb im Ernst. „Einem armen Priester, wie mir, kommt es nicht zu, seinen Namen irgend einem Fleck auf Gottes Erde zu geben; ihm ziemt nichts Anderes, als in rastloser Arbeit seine Kräfte zu opfern und, wenn's nöthig ist, sein Blut zu vergießen, da, wohin sein Meister ihn schickt. Und er ist gern zufrieden, wenn sein Name im Himmel geschrieben steht," setzte er mit einem Blick nach Oben hinzu.

„Aber," fuhr er nach einer Weile fort, und der Ton, in dem er sprach, fiel uns auf, so schlicht und so nachdrucksvoll war er zu gleicher Zeit, „mögen wir die Ersten sein, die ihren Fuß auf diese Insel setzen, oder nicht, soviel ist gewiß, es war die göttliche Vorsehung, die uns hierhergeführt." Bei diesen Worten verneigte er das Haupt

und lüftete seinen Hut. — „Darum schlage ich vor, Señores, daß wir die Insel zu Ehren Dessen, Der uns schuf und Der uns bis zu dieser Stunde gnädiglich erhielt, nach irgend einem jener erhabenen Geheimnisse nennen, die Er Sich gewürdigt hat, uns zu offenbaren. Es wird uns nicht schwer fallen," fügte er, uns mit seinem freundlichen Lächeln anschauend, hinzu, „eine Heilswahrheit ausfindig zu machen, an die wir Alle in gleicher Weise glauben."

Die Männer schauten sich verwundert an und wollten ihren Ohren nicht trauen; so Etwas hatten sie nie in ihrem Leben gehört. Ich selbst war überrascht; denn, wie schon gesagt, war mir zu jener Zeit gleichfalls alles religiöse Gefühl abhanden gekommen, und ich dachte bei mir selbst, der Priester thäte besser, derartige Bemerkungen für sich zu behalten.

„Wir Spanier," hob er von Neuem an, „haben die Gewohnheit, neuentdeckte Länder nach einer Begebenheit in der heiligen Geschichte oder nach irgend einem Heiligen zu benennen, wie z. B. die Namen Concepcion, Annunciacion, Assuncion, Veracruz, San Francisco, San Domingo, San Thomaso, es beweisen, die denen unter Ihnen, welche die spanischen Colonien besucht haben, hinlänglich bekannt sein müssen. Einige dieser Namen würden im vorliegenden Falle weniger am Platze sein, weil Sie, Señores, die Glaubenswahrheiten, auf die sie hinweisen, nicht anerkennen. Aber warum sollten wir unsere Insel nicht zum Beispiel die ‚Auferstehungs-Insel' nennen?"

„Ich schlage vor, daß wir sie ‚Niemandsland' nennen," unterbrach ihn Prodgers in ungeschliffener Weise; „denn

wir Alle haben gleichen Antheil daran; sie ist unser gemeinschaftliches Eigenthum, bis unser Schiff den Abendschuß abfeuert."

„Oder Gillsland," rief Harry Gill; „denn ich war der Erste, der die Insel betrat."

„Und der sie zugleich ausgemessen hat, gab ihm Hilton zur Antwort; „denn du wirst doch nicht vergessen haben, daß du dabei der Länge nach in's Seegras fielst? Wie wäre es, wenn wir sie zum Andenken daran ‚Langland' oder die ‚lange Insel' tauften?"

Unter diesem und ähnlichem Geplauder legten wir den Weg um den Fuß des Berges in der im Voraus festgesetzten Zeit zurück. Wir trafen mancherlei Wild, als Hasen, Bisamschweine und auch einzelne Antilopen an, die von uns aufgescheucht, schnell in's Dickicht flohen. Aber wir hatten vorerst noch keine Lust, uns mit einer Bürde zu beladen, und wollten uns auch nicht der Gefahr aussetzen, etwaige Bewohner der Insel auf unsere Anwesenheit aufmerksam zu machen. Wir entdeckten ferner verschiedene Arten fremder Vögel und sahen mehrere Züge buntgefiederter Papageien, die mit lautem Geschrei über unsere Köpfe dahinflogen.

Der Wald wurde bald so dicht und pfadlos, daß wir unserm Führer, dem Bache, nicht weiter folgen konnten. Von Hitze und Müdigkeit erschöpft, suchten wir aus dem Gehölze herauszukommen, was uns mit vieler Mühe endlich auch gelang. Da zeigte es sich, daß wir bereits einen Theil vom Abhang des Berges erstiegen hatten und uns links von der Stelle befanden, von welcher wir unsere Wanderung angetreten.

Wir machten nun Halt, theilten gleichmäßig unter

uns, was wir an Lebensmitteln mitgebracht hatten, und streckten uns in's Gras, um ein Mittagsmahl zu halten, das zu karg war, um viele Zeit in Anspruch zu nehmen.

„Wie wäre es, wenn wir noch etwas höher am Abhange des Berges hinaufstiegen?" fragte ich nach beendigter Mahlzeit meine Begleiter; „wir erreichen auf diese Weise sicherlich bald einen Punkt, der uns eine freie Aussicht nach beiden Seiten der Insel gewährt; und dann wird es Zeit sein, den Rückweg anzutreten, damit wir uns nicht bei der fast plötzlich einbrechenden Dunkelheit im Walde verirren."

Mein Vorschlag wurde angenommen, und wir stiegen weiter den Berg hinan, der an dieser Seite sehr steil abfiel. Dazu war der Baumwuchs fast so dicht, wie im Thale drunten, so daß wir etwas vom Wege abkamen und uns unbemerkt dem Ufer näherten. Da bot sich uns statt der erwarteten Aussicht plötzlich ein Anblick dar, den wir nie in unserm Leben vergessen werden.

Als wir nämlich an eine lichte Stelle des Waldes kamen, die einen freien Blick auf's Meer gewährte, da sahen wir zu unserm Schrecken, wie das Landungsboot, durch drei Paar kräftige Arme und das vom Winde geschwellte Segel zugleich in Bewegung gesetzt, in flüchtiger Eile dem „Spitfire" zusteuerte. Bald darauf stiegen die Männer, welche wir in der Felsenbucht zurückgelassen, an Bord des Schiffes. Dieses lichtete die Anker und steuerte mit vollen Segeln in's offene Meer hinaus.

Fünftes Kapitel.

Es hätte uns Schlimmeres widerfahren können.

Wer niemals einen von einem schweren, unvorhergesehenen Schicksalsschlage betroffenen Menschen im ersten ungestümen Ausbruche seines Schmerzes sah, wie er mit den Füßen stampft, sich die Haare ausrauft, verzweiflungsvoll die Hände ringt und, einem Rasenden gleich, in den leidenschaftlichsten Ausbrüchen seinem Herzen Luft zu machen sucht, der vermag sich keine Vorstellung von dem herzzerreißenden Schauspiel zu machen, das meine Gefährten und ich Angesichts des davonsegelnden Schiffes darboten. Zuerst standen wir sprachlos und wie vom Schrecken gelähmt da, als ob wir aus einem gräßlichen Traume erwachten; dann brachen wir in ein Geschrei aus, das dem Wuthgeheul reißender Thiere glich, rannten wie wahnsinnig hin und her oder starrten einander mit wilden, verzweifelten Blicken an. Hätte nicht ein guter Engel über uns gewacht, gewiß hätte sich mehr als Einer von uns im Uebermaße des Schmerzes häuptlings in den zu unsern Füßen gähnenden Abgrund gestürzt. Von Zeit zu Zeit entstand eine Pause, wo wir unsere Aufregung bemeisterten, um in athemloser Spannung die Bewegungen des Schiffes zu beobachten; denn trotz unserer an Verzweiflung grenzenden Seelenangst hatten wir doch noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Wie der Ertrinkende am Strohhalm, so klammerten wir uns an den Gedanken an, das ganze Manöver sei vielleicht nur ein schlechter Matrosenwitz, ausgedacht, um uns zu foppen und zum Gaudium der Schiffsmannschaft in Schrecken

zu setzen; denn es herrscht bei den englischen Seeleuten bekanntlich der Gebrauch, denen, welche zum ersten Male den Aequator passiren, irgend einen Streich zu spielen. Wir suchten uns also einzureden, das Schiff würde endlich doch umkehren und das Landungsboot von Neuem ausschicken, um uns abzuholen. So schwebten wir zwischen Furcht und Hoffnung, bis die schrecklichste Gewißheit auf einmal allem Zweifel ein Ende machte. Wir sahen nämlich wie der „Spitfire", anstatt umzukehren, plötzlich seinen Cours änderte; der Wind blies in die Segel und führte ihn pfeilschnell in der Richtung von dannen, welche wir gegen Mittag verlassen hatten, um uns der Insel zu nähern. Gleich darauf sahen wir eine Rauchwolke aufsteigen; dann folgte der Donner eines Geschützes, als wolle man noch obendrein unseres Unglücks spotten und uns zu verstehen geben, daß alle Hoffnung verloren sei. Zu gleicher Zeit wurde die gelbe Flagge, von den Matrosen die „Schelmenflagge" genannt, am Besanmaste aufgehißt. Bei diesem Anblicke brachen die Männer auf's Neue in Flüche und Verwünschungen aus und verfielen in solche Raserei, daß sie eher Wahnsinnigen als vernünftigen Menschen glichen, die da ihre Geisteskraft und ihren Muth hätten zusammennehmen sollen, um ihr Unglück wenigstens nicht noch zu vergrößern. Aber Nichts fehlte uns in diesem Augenblicke mehr als Einsicht und ruhige Ueberlegung. Anstatt uns gegenseitig aufzurichten, that Jeder das Seinige, um die Andern noch mehr zu entmuthigen. Wenn der Eine schwieg, dann fing ein Anderer desto ärger zu klagen an, bis endlich wieder Alle in das Jammergeschrei einstimmten. Ich glaube nicht, daß man je ein leibhaftigeres Bild von der Wuth

und dem verzweifelten Schmerze der Verdammten in der Hölle gesehen hat, als wir fünf Männer es in dem Augenblicke darboten, wo wir uns hoffnungslos auf die unbekannte Felseninsel verbannt sahen.

Ich sage, wir Fünf; denn es fiel Niemand ein, sich um den Priester zu kümmern; hatte doch ein Jeder vollauf mit sich selbst zu thun. Don Manuel war uns auf unserm Streifzuge ein angenehmer Begleiter gewesen; aber jetzt, wo es sich um nichts weniger als um Zeitvertreib handelte, dachten wir nicht mehr an ihn, als ob er einer andern Welt angehöre.

Vom langen Marsche ermüdet und von Kummer und Mangel an Nahrung erschöpft, waren wir endlich ruhiger geworden und hatten uns in dumpfer Verzweiflung an der lichten Waldstelle, wo wir uns befanden, auf den Boden niedergesetzt. Der Eine bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind; ein Anderer saß regungslos da, den Blick starr nach Oben gewandt, aber ach, nicht um zu beten; ein Dritter betrachtete zähneknirschend und mit wildverstörten Zügen die Segel des Schiffes, das sich jetzt zwischen uns und der untergehenden Sonne befand, wobei er vor sich hinmurmelte, was der Teufel ihm eingab.

Was mich betrifft, so kann ich mich nicht rühmen, im ersten Augenblicke mehr Selbstbeherrschung an den Tag gelegt zu haben, als alle Uebrigen. Indessen kam ich doch schneller wieder zur Besinnung und begriff die Nothwendigkeit, mich aufzuraffen und für uns Alle zu denken und zu handeln. Den Kopf auf die Hand gestützt, saß ich sinnend da und überlegte bei mir, was am besten zu thun sei, als mein Blick sich zufällig

seitwärts wandte. Da sah ich in einiger Entfernung Don Manuel, wie er tief in Andacht versunken, auf einem Felsstück kniete.

Ich betrachtete ihn einige Minuten lang; aber er schien mich nicht zu bemerken; deßhalb stand ich auf, trat auf ihn zu und legte meine Hand auf seine Schulter. Als er überrascht die Augen zu mir erhob, bemerkte ich Spuren von Thränen auf seinen Wangen. Ich muß gestehen, daß diese Wahrnehmung einen seltsamen Eindruck auf mich machte und mich unwillkürlich günstiger für ihn stimmte. Auch er litt also, gleich uns; aber welch ein Unterschied in unserm Verhalten bei diesem Schicksalsschlage! Wie so ganz anders gab sein Schmerz sich kund!

„Don Manuel," sagte ich in möglichst gelassenem Tone, „es ist an uns Beiden, in dieser Unglücksstunde einen Entschluß zu fassen, sowohl für uns als für unsere Leidensgefährten, welche Wuth und Verzweiflung von Sinnen gebracht hat. Der Abend bricht an, und es ist hohe Zeit, daß wir uns nach einer Lagerstätte umsehen; denn es bleibt uns für heute nichts Anderes übrig, als auf der Insel zu übernachten."

Er erhob sich und schaute mich liebevoll an; dann bedeutete er mir in der schlichtesten und anspruchlosesten Weise, aber dennoch mit einem Adel der Bewegung, der eines Fürsten würdig gewesen wäre, mich neben ihm auf den Felsen niederzulassen.

„Señor," sagte er, indem er meine Hand ergriff, „es ist über uns Alle ein großes Unglück hereingebrochen, oder besser gesagt, wir sind mit der Hülfe Gottes einer großen Gefahr entronnen. Was heute geschehen ist, hat mich im Ganzen nicht überrascht; denn seit geraumer

Zeit schon fiel mir das seltsame Treiben unserer Schiffsmannschaft auf, und ich sah vorher, daß die Anwesenheit gewisser Persönlichkeiten dem Kapitän bald lästig sein würde. Wir haben daher allen Grund, Gott dem Herrn für unsere Rettung zu danken und unser gegenwärtiges Schicksal mit Gleichmuth zu ertragen, obschon wir der nothwendigsten Dinge entbehren, um unser Leben hier zu fristen. Nur zu gern hätte ich Ihnen bei unserer Abfahrt vom Schiffe einen Wink gegeben; aber ich mußte Alles vermeiden, woraus der Kapitän hätte Verdacht schöpfen können; deßhalb ließ ich selbst meine eigenen Sachen zurück. Uebrigens besteht meine ganze Habe nur aus meinem Mantel und einigen Büchern. Ich muß gestehen, daß ich den Verlust dieser letztern lebhaft bedauere; aber was mich noch weit mehr bekümmert, ist Ihr und unserer Gefährten Schicksal. Indeß die göttliche Vorsehung, die bis zu dieser Stunde über uns gewacht, wird uns auch fortan beschützen. Es gibt im Spanischen ein Sprüchwort, das treffend sagt: ‚Freu' dich, wenn ein Unglück allein kommt'. Denn meistens kommen mehrere zusammen," fügte er mit seinem ruhigen Lächeln hinzu.

„Muth also!" fuhr er fort, indem er sich erhob. „Und nun wollen wir zu unsern unglücklichen Leidensgefährten gehen, um sie so viel als möglich zu trösten und mit ihnen zu berathschlagen, was für den Augenblick zu thun ist."

Sodann schritt er auf die vier noch in dumpfer Niedergeschlagenheit am Boden sitzenden Männer zu und redete sie theilnahmsvoll an.

„Ich bin überzeugt," sagte er, „daß ihr Alle als wackere Matrosen dem Unglücke muthig die Stirne bietet.

Wenn der Seemann den Hafen verläßt, dann gibt er sich Stürmen und Ungewittern preis und geht tausend Gefahren entgegen. Er weiß niemals, ob er am Ziele seiner Reise anlangen, wie und wo er sterben, ob er auf dem Lande oder in der Tiefe des Meeres sein Grab finden wird. Haben wir nicht allen Grund, Gott dem Herrn zu danken, daß uns nichts Schlimmeres widerfahren ist? Es hätten Seeräuber unser Schiff überfallen und uns schonungslos niedermetzeln oder als Sklaven nach Indien verkaufen können, wo wir zu schwerer Arbeit in den Pflanzungen wären verurtheilt worden. Es hätte eine Feuersbrunst auf dem „Spitfire" ausbrechen können, so daß wir in den Flammen umgekommen oder sammt den Rettungsbooten untergegangen wären. Unser Schiff hätte auch an einer unwirthbaren Küste scheitern können, wo wir wehrlos in die Hände der Kannibalen gefallen wären. Wir wollen daher nicht murren und den Muth nicht sinken lassen, so lange uns noch ein Strahl der Hoffnung bleibt, von dieser Insel zu entkommen. Der Schöpfer hat die Liebe zum Leben, den Trieb der Selbsterhaltung in uns gelegt; es muß nun unsere erste Sorge sein, uns nach einer sichern Ruhestätte für die Nacht umzusehen; alles Andere wollen wir auf morgen verschieben."

Obschon es Don Manuel schwer wurde, seine Gedanken in englischer Sprache auszudrücken, so machte seine Rede, theils wegen ihres überzeugenden Inhaltes, theils wegen des aufmunternden Tones, in dem er sprach, einen so tiefen Eindruck auf die Gemüther, daß Alle sichtlich gestärkt und ermuthigt wurden. Als er diesen seinen Zweck erreicht sah, forderte er die Männer auf, ihm in den Wald zu folgen, um trockene Zweige zu sammeln,

damit man ein Feuer anzünden könne. Hierbei leisteten mein Hirschfänger und die Taschenmesser der Matrosen vortreffliche Dienste. Auch fanden wir ganz in der Nähe eine Art natürlichen Herdes, der in der Form eines flachen Beckens in den Felsen gehöhlt war. Nachdem wir das ihn bedeckende Moos entfernt, legten wir einen Theil der gesammelten Reiser zurecht, und bald loderte unser Feuer lustig empor. Den Rest des Holzvorrathes nebst mehreren Stücken trockenen Rasens schichteten wir seitwärts auf, um das Feuer während der Nacht damit zu unterhalten; denn diese war inzwischen hereingebrochen, und zwar nicht allmählich, mit vorhergehender Dämmerung, wie bei uns in Europa, sondern so plötzlich, daß man unterdessen kaum hätte zwanzig zählen können.

Don Manuel empfahl uns, vor dem Schlafengehen nach unsern Gewehren zu sehen und frisches Pulver aufzuschütten, damit sie bei einem etwaigen Ueberfalle schußbereit seien. Tom Harvey wollte größerer Sicherheit halber die ganze Nacht aufbleiben und uns bewachen. Als ich mich erbot, dies abwechselnd mit ihm zu thun, so daß wir uns alle zwei Stunden ablösten, wie es an Bord geschehe, erklärte er mir in der heitersten Laune, daß es ihm lieber sei, wenn ich die Wache am folgenden Abend allein übernehmen wolle; denn er ziehe vor, immer eine ganze Nacht zu wachen und während der folgenden ungestört zu schlafen.

Um Betten waren wir nicht verlegen; denn es gab Moos und trockenes Laub in Ueberfluß, das gleich dem Holze, welches wir verbrannten, den angenehmsten Wohlgeruch verbreitete. Don Manuel zog sich zurück, um seine Gebete zu beenden; wir Andern aber streckten uns,

gottvergessener und undankbarer wie die Heiden, ohne Weiteres auf unser Lager hin, die Füße dem Feuer zugewandt, und bald darauf trat lautlose Stille ein.

Sechstes Kapitel.

Die Nacht und der Morgen.

Ob meine Gefährten während der ersten Nacht unserer Verbannung schliefen oder nicht, kann ich dem Leser nicht verrathen; ich weiß nur, daß Alle sich ruhig verhielten und Harvey, der mit seiner Flinte bewaffnet in einiger Entfernung auf und ab ging, von Zeit zu Zeit einen Arm voll trockener Reiser auf's Feuer legte, um es von Neuem anzufachen; denn dies ist bekanntlich das beste Mittel, die wilden Thiere zu verscheuchen. In Betreff dieses Punktes beruhigt, begann ich über unsere trostlose Lage nachzudenken, obgleich da alles Nachdenken wenig half. Allerdings waren wir nicht so schlimm daran, wie Selkirk[1]

[1] Alexander Selkirk, ein schottischer Seemann, wurde im Jahre 1704 von seinem Kapitän, mit welchem er in Streit gerathen war, auf der in der Nähe von Chili gelegenen Insel Juan Fernandes ausgesetzt. Seine ganze Habe bestand aus seinen Kleidern, einigem Bettwerk, einer Flinte, nebst einem kleinen Vorrath an Pulver und Blei, einem Beil, einem Messer, einem Kochtopf, einigen Büchern und mehreren mathematischen und nautischen Instrumenten. Seine Zeit mit Jagen und Zähmung wilder Ziegen zubringend, lebte er vier Jahre und vier Monate in gänzlicher Abgeschiedenheit. Eine ihn jederzeit umgebende Leibwache abgerichteter Katzen schützte ihn vor den Ratten, welche die Insel unsicher machten. Durch ein von Bristol kommendes Schiff endlich befreit, kehrte er im Jahre 1711 auf Umwegen nach England zurück.

und einige Andere; denn wir waren zu Sechs; aber die Wohlthat, in Gesellschaft zu leben, und unser Unglück gemeinschaftlich zu tragen, konnte uns nicht für alles das entschädigen, was wir entbehrten; denn abgesehen von unsern Feuerwaffen besaßen wir sozusagen Nichts.

„Wie sollen wir uns hier eine Wohnung bauen oder das Land urbar machen?" fragte ich mich selbst. „Wir haben nicht einmal die nöthigen Werkzeuge, um uns eine Höhle in die Erde zu graben oder in den Felsen zu hauen, wie die Wilden gewisser Stämme es zu thun pflegen. Wie sollen wir einen Baum fällen oder ein Brett schneiden, wilde Thiere einfangen und zähmen? woher auch nur die nothwendigsten Kleidungsstücke nehmen? wie uns gegen die Stürme und Regengüsse der heißen Zone schützen? Und wenn unser kleiner Pulvervorrath zu Ende geht, auf welche Weise sollen wir uns dann den nothwendigen Lebensunterhalt verschaffen?" Ich mochte mir den Kopf zerbrechen, soviel ich wollte, ich fand keine befriedigende Antwort auf alle diese Fragen.

„Du bist allerdings von Unglücksgefährten umgeben, die alle ein gemeinschaftliches Interesse daran haben, unsere traurige Lage durch vernünftige Ueberlegung, gegenseitige Hülfeleistung und treues Zusammenhalten zu verbessern," sagte ich zu mir selbst; „aber wer bürgt dir dafür, daß sie die Sache von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilen? Die meisten Menschen wollen, von thörichter Selbstsucht verblendet, ihre eigenen Wege gehen und sehen nicht ein, daß sie dadurch ihr und Anderer Glück zerstören. Wenn jetzt im Anfange auch Alles gut geht, wie lange wird das bei so rohen Gemüthern dauern? Es müßte eine Art Obrigkeit eingesetzt werden mit der

Verpflichtung, über das Wohl Aller und jedes Einzelnen im Besondern zu wachen; aber wie sollen wir das erreichen?"

Nachdem ich meinen Geist mehrere Stunden lang mit der Vorstellung aller uns bevorstehenden oder auch nur möglichen Uebel abgequält hatte, sank ich, von Müdigkeit überwältigt, endlich in einen tiefen Schlaf. Glücklicherweise dachte ich daran, vorher noch meine Uhr aufzuziehen; denn sie war die einzige, welche wir bei uns hatten. „Indeß, was liegt uns an der Zeit," sagte ich, von tiefer Schwermuth ergriffen, zu mir selbst. „Was liegt uns an der Zeit, jetzt, da wir keine andere Aussicht haben, als hier auf der Insel ein Leben der Wilden zu führen! Genügt es uns nicht, die Sonne auf- und untergehen zu sehen und zu wissen, daß ein neuer Unglückstag für uns anbricht? Auch die Wochen und Monate brauchen wir nicht mehr zu zählen, und was die Jahreszeiten betrifft, so werden wir schon fühlen, ob's warm oder kalt, trocken oder naß ist, bis wir überhaupt Nichts mehr fühlen und Alles vorbei ist." Mit diesen bittern Gedanken schlief ich ein.

Am andern Morgen weckten mich die freundlichen, durch das Laub der Bäume schimmernden Sonnenstrahlen und das Geschrei der Papageien, die sich über meinem Haupte auf den Zweigen wiegten. Meine Gefährten wunderten sich, daß ich nicht eher erwacht sei; denn sie hatten bereits zwei Schüsse abgefeuert, um einiges Wild zu unserem ersten Frühstück auf der Insel zu erlegen. Dies war ihnen auch gelungen. Tom Harvey hatte ein junges Bisamschwein getödtet, wie wir sie auf unserer Wanderung Tags zuvor in Menge gesehen, und Harry

Gill hatte in einem nahen Sumpfe einen Vogel geschossen, der einer Trappe ähnlich sah.

Ich fand es höchst unvorsichtig, daß man sich der Feuerwaffen bediente, bevor wir die Verhältnisse der Insel genauer kannten. Da die Sache jedoch geschehen war und es viel Anderes zu überlegen gab, sagte ich einstweilen Nichts, sondern wünschte meinen Gefährten, die in einem Kreise um das Feuer herumsaßen, mit möglichst heiterer Miene guten Morgen und half ihnen sodann bei der Zubereitung des Frühstücks. Das war indessen keine leichte Aufgabe, wir hätten uns denn mit einigen Schnitten über dem Feuer geröstetem Fleisch ohne jegliche Zuthat begnügen müssen, und das wäre doch ein kannibalisches Mahl gewesen. Allerdings waren einige der Matrosen soweit in der Kochkunst erfahren, daß sie ein einfaches Fleischgericht, wie man es an Bord zu essen pflegt, wohl herzustellen vermochten; aber was bringt der beste Koch zu Stande, wenn er nichts Anderes hat als sein Fleisch und sein Feuer? Da war kein Kessel, keine Pfanne, kein Rost oder Bratspieß, und wenn das Sprüchwort sagt: „Viele Köche verderben den Brei", so glaube ich, daß selten so viele Köche beisammen waren mit so wenig Aussicht, überhaupt einen Brei zu Stande zu bringen.

Als wir so rathlos um das Feuer herumstanden und nicht wußten, was wir mit dem erlegten Wilde beginnen sollten, hätten wir einem stillen Beobachter die beste Gelegenheit geboten, Vergleiche über die Verschiedenheit der menschlichen Charaktere anzustellen. Einige von uns murrten und fluchten; Andere lachten über ihre eigene Rath- und Hülflosigkeit; wieder Andere zerbrachen sich den Kopf,

um ein Auskunftsmittel zu finden, und schlugen bald dieses bald jenes vor. Prodgers machte seinem Aerger in Kraftausdrücken Luft; Tom Harvey riß wie immer seine Witze; Hilton, der sich, wie schon gesagt, stets nach Andern zu richten pflegte, fluchte abwechselnd mit dem schlechtgelaunten Prodgers und lachte dann wieder mit dem ehrlichen Tom. In Ermangelung von etwas Besserem schnitten wir uns endlich aus einem Röhricht mehrere spitze, ziemlich glatte Bambusstöcke, die uns als Bratspieße dienen sollten, zogen unserem Schweine die Haut ab, rupften die Trappe und spießten beide zum Braten auf. Diese Methode, ein Mahl herzurichten, versprach freilich nicht den besten Erfolg; aber wer hätte uns zu Hülfe kommen und uns eine bessere Anweisung geben können? Höchstens ein wilder Indianer. So dachten wir wenigstens.

Don Manuel war während unserer Vorbereitungen, sein Brevier betend, auf- und abspaziert. Plötzlich schloß er das Buch und kam auf uns zu.

„Schön guten Morgen, Señores und liebe Unglücksgefährten," sagte er in seiner höflichen, herzgewinnenden Weise. „Laßt mich einmal versuchen, ob ich nicht Etwas zu unserm allgemeinen Wohle beitragen kann. Ich habe einmal gelesen, wie die Eingebornen gewisser reich mit wilden Schweinen und Ziegen versehener Inseln das Fleisch dieser Thiere zuzubereiten pflegen. Sie machen nämlich ein Loch in die Erde und füttern dasselbe mit glühenden Steinen aus, so daß es eine Art Backofen bildet. In diesen legen sie ihr Fleisch, schützen dasselbe vermittelst einer Lage großer Blätter und decken das Ganze fest mit Erde und Steinen zu. Wie wäre es,

wenn wir dem Beispiele der Wilden folgten, bis wir selbst eine bessere Methode erfunden haben?"

Wir dankten ihm herzlich für seinen Rath und konnten nicht umhin, zugleich unsere Verwunderung darüber auszusprechen, ihn selbst in solchen Dingen bewandert zu sehen. Er erwiderte uns lächelnd, daß ein Priester, der sein Vaterland verläßt, um in die fremden Missionen zu gehen, gleichzeitig sein müsse:

Schiffer und Soldat,
Arzt und Advokat,
Schneider und Zimmermann,
Bauer und Alles.

Wie er an diesen drolligen Vers gekommen, weiß ich nicht. Jedenfalls trug sein freundliches, aufgeräumtes Wesen nicht wenig dazu bei, uns unser hartes Loos erträglicher zu machen und das gute Einvernehmen unter uns zu erhalten. Wir fingen an, Zutrauen zu ihm zu fassen, und die Aussicht auf ein gutes Frühstück gab uns neuen Muth. Der uns gemachte Vorschlag leuchtete Allen ein, und wir legten sofort Hand an's Werk, um ihn in Ausführung zu bringen. Einige suchten Steine von passender Form und Größe zusammen und warfen sie in die Gluth; Andere sammelten trockene Zweige, um ein stärkeres Feuer zu machen, und wieder Andere holten breite Blätter, mit denen das Fleisch bedeckt werden sollte. Bald war Alles bereit, und wir erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, wo Don Manuel, der das Ganze leitete, erklären würde, daß die Steine heiß genug seien und wir die Asche entfernen könnten, um unsern Ofen zu bauen.

Siebentes Kapitel.

Das erste Mahl und das erste Parlament.

„Und nun," sagte der Priester, mit der Hand auf einen hohen Baum deutend, der vielleicht zweihundert Ellen von unserer Feuerstätte entfernt war, „schauet einmal, ob die gütige Vorsehung uns nicht auch Brod geschickt hat! Fürwahr, wir müßten gefühllose Menschen sein, wenn wir unsere Herzen nicht dankbar zu Gott erheben würden!"

Die Männer sahen ihn ungläubig an und wußten nicht, was sie denken sollten.

„Ja, ja," fuhr er fort, „ich müßte mich ganz und gar irren, wenn dort nicht einer jener Brodbäume steht, von denen ich oft gelesen. Der Erste, der uns von seinen Früchten bringt," fügte er fröhlich hinzu, „wird für uns Alle ein Glücksbote sein."

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als Harvey und Hilton unter lautem Beifallklatschen der Uebrigen auf den bezeichneten Baum losstürzten. Sie erreichten denselben fast gleichzeitig und versuchten mit vereinter Kraft ihn zu schütteln, um so in den Besitz seiner Früchte zu gelangen; aber das war verlorene Mühe, denn der Stamm war zu dick; auch hingen die Früchte, welche einige Aehnlichkeit mit großen Aepfeln oder mäßigen Kürbissen hatten, zu hoch, als daß man sie hätte erreichen können.

„Ich sehe wohl," sagte der Priester, „daß ich nicht allein den Koch, sondern auch den Bäcker spielen muß."

Dann schritt er mit seinem langen Wanderstabe auf

den Brodbaum zu; aber Gill kam ihm zuvor und hatte mit seiner Handspeiche im Nu ein halbes Dutzend schöner Früchte abgeschlagen.

„Ich habe mich nicht geirrt," rief Don Manuel freudig erregt, indem er die Früchte betrachtete, „es ist in der That ein Brodbaum. Danket Gott, meine Freunde, für dieses große Geschenk, wie ihr Ihm ohne Zweifel für eure glückliche Errettung aus dem Schiffe gedankt habt. Wenn das nicht der einzige Baum dieser Art auf der Insel ist, und wenn er zu jener Gattung gehört, die man durch Setzlinge oder Steckreiser vermehrt, so werden wir Brod in Ueberfluß haben."

Als er sah, daß Keiner von uns sich rührte, um seiner Aufforderung nachzukommen, nahm er seinen Hut ab und sprach, in jeder Hand eine der Früchte emporhebend, mit tiefbewegter Stimme ein kurzes lateinisches Dankgebet, welches ich indeß seiner fremden Aussprache wegen nicht verstand.

„Und nun, Señores," sagte er, sich hierauf zu uns wendend, „wird es auch Zeit, uns um unser Frühstück zu kümmern."

Ich weiß nicht, durch welch' magischen Zauber der spanische Priester plötzlich einen so unerklärlichen Einfluß auf unsere Gemüther gewonnen hatte. Wir gehorchten ihm fast instinctmäßig und richteten uns in allen Dingen genau nach seinen Wünschen, und doch lag durchaus nichts Gebieterisches in seinen Worten oder in seinem Wesen; das würde uns damals nur zum Widerspruche gegen ihn gereizt haben. Wahrscheinlich rührte sein Einfluß daher, daß ihn bei all' seinen Handlungen die größte Uneigennützigkeit leitete, daß er stets zu jeglichem

Opfer bereit war und alle Mühen und Beschwerden freudig mit uns theilte.

Don Manuel versprach, uns zu dem gebratenen Fleisch nun auch geröstetes Brod zu geben, und obschon die Männer nicht wußten, woher dies kommen solle, da sie niemals vom Brodbaum hatten sprechen hören, zweifelte doch Keiner von ihnen, daß der Priester Wort halten werde. Zu unserem Herde zurückgekehrt, räumten wir auf seine Anordnung die Gluth und Asche bei Seite und bildeten mit Hülfe unserer Stöcke und Gewehrläufe von den glühend gemachten Steinen einen Kreis, in dessen Mitte der erforderliche Raum für das erlegte Wildpret blieb. Nachdem wir dieses in die so entstandene, einer großen Bratpfanne ähnliche Vertiefung gelegt und mit mehreren Schichten in Scheiben geschnittener Brodfrüchte bedeckt hatten, verbreitete sich alsbald ein so einladender Wohlgeruch, daß wir uns nicht wenig versucht fühlten, über das Gericht herzufallen, obschon es noch völlig roh war. Namentlich verlangte Prodgers, der Selbstsüchtigste und vielleicht auch der Hungrigste von uns Allen, mit trotziger Miene, daß man ihm seinen Antheil ohne Verzug gebe, was jedoch von den Uebrigen mit Stimmenmehrheit abgeschlagen wurde. Diese Abstimmung war das erste Zeichen der regelrechten Regierung, die auf der Insel eingeführt werden sollte.

„In höchstens einer halben Stunde wird unser Frühstück fertig sein," sagte Don Manuel, nachdem wir das Fleisch mit Palmen- und Platanenblättern bedeckt und einen Haufen Erde darübergeschichtet hatten. „Ich schlage vor, daß wir inzwischen einen Spaziergang zum Strande machen, um uns nach Tellern und Löffeln umzusehen."

Als wir ihn hierauf fragend anschauten, weil wir den Sinn seiner Worte nicht verstanden, erzählte er uns, daß er in der Nähe der Felsen, an denen wir Tags zuvor gelandet, ein Lager von großen Austern bemerkt habe, welches mit einiger Geschicklichkeit wohl zu erreichen sei.

„Die größeren jener Muscheln," sagte er, „können uns als Tafelgeschirr dienen, bis wir im Stande sind, uns besseres zu verschaffen. Sie sehen also, Señores, daß uns der Fisch sammt der Schüssel zugeschickt ist, und Beides von derselben Hand."

Dabei hob er seinen Blick dankerfüllt zum Himmel, und ein seliges Lächeln schwebte auf seinen Zügen. Er schien überhaupt seine Gedanken allzeit auf Gott gerichtet zu haben, an Den wir — zu unserer Schande muß ich es gestehen — niemals dachten, und wenn er so zu uns sprach, dann redete er aus der Fülle seines Herzens; denn Nichts lag ihm damals so fern, als uns zurechtweisen zu wollen, obschon er zu erwarten schien, daß wir seine dankbaren Gesinnungen theilten. Als er sah, daß er sich hierin getäuscht hatte, wurde er keineswegs unwillig, sondern fuhr ruhig fort, seine Dankbarkeit und sein Gottvertrauen in schlichten Worten auszusprechen.

Die Nachricht von dem Austernlager wurde von uns Allen mit Freuden begrüßt; indessen zogen wir doch vor, für den Augenblick auf den Ausflug zu verzichten; denn während der dazu erforderlichen Zeit wäre unser Fleisch nebst den Brodfrüchten sicherlich zu Asche verbrannt. Wir beschlossen daher, unser Frühstück für diesmal nach Art der Chinesen mit hölzernen Stäbchen zu essen. Nach einer kleinen Weile räumten wir die aufgeschichtete Asche von unserem Backofen hinweg und fanden, daß der Braten

für eine Schar ausgehungerter Matrosen, die ohnehin nicht wählerisch waren, ziemlich gut gerathen sei. Nachdem Don Manuel sein Dankgebet gesprochen hatte, was er niemals unterließ, sagte er in scherzendem Tone, daß unser Festmahl bei Besitzergreifung der Insel der Feier des Tages würdiger gewesen wäre, wenn wir den Hunger entschiedener bekämpft und etwas mehr Geduld geübt hätten.

Während des Essens überlegte ich bei mir selbst, wie ich mich mit meinen Gefährten über gewisse Dinge verständigen sollte, die nothwendigerweise zur Sprache kommen mußten. Ich sah klar voraus, daß wir den Launen einiger Kameraden ausgesetzt sein würden, von deren roher Willkür wir nichts Gutes zu hoffen hatten, wenn wir nicht von vornherein bestimmte, für Alle gültige Verhaltungsmaßregeln festsetzten. Gern hätte ich Don Manuel, den ich jetzt hinreichend kannte, um volles Vertrauen in ihn zu setzen, vorerst um seine Meinung befragt; es fehlte mir jedoch die Gelegenheit dazu; denn was ich zu sagen hatte, erlitt keinen Aufschub. Ich sammelte also meine Gedanken, so gut ich konnte, führte mir, während wir mit unsern Taschenmessern das Wildpret zerschnitten und es mit Hülfe der Rohrstäbchen verzehrten, die verschiedenen Charaktere, mit denen ich zu thun hatte, im Geiste vor und überlegte bei mir, wie ich es am besten anstellen möchte, sie Alle für meinen Plan zu gewinnen. Sie waren jetzt ohne Zweifel in der günstigsten Stimmung; deßhalb bat ich sie sogleich nach beendigtem Mahle, mir einige Augenblicke Gehör zu schenken.

„Liebe Freunde und Leidensgenossen," hob ich an, „da das Schicksal uns in so seltsamer Weise und für

eine Zeit, deren Ende wir nicht absehen können, hier vereinigt hat, so ist es durchaus nothwendig, daß wir uns von vornherein entscheiden, ob wir in Gemeinschaft leben oder uns trennen und in die verschiedenen Theile der Insel zerstreuen wollen, um frei und unabhängig zu bleiben. Was mich betrifft, so bin ich bereit, dem Plane zu folgen, für den sich die Mehrheit von uns entschließt; daher fordere ich euch auf, eure Ansicht über diesen Punkt zu äußern."

Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als Alle wie aus Einem Munde riefen, es könne von einem Auseinandergehen gar keine Rede sein; denn wir würden uns dadurch der Gefahr aussetzen, von wilden Thieren zerrissen zu werden oder hülflos in die Hände der Wilden zu fallen, welche möglicherweise die Insel bewohnen oder in ihren Canoes leicht hier landen könnten. Dazu sei das Alleinleben ein barbarischer, unnatürlicher Zustand, bei dem man Gefahr laufe, selbst zu verwildern.

„Nun gut," hob ich von Neuem an, „das ist auch meine Ansicht; ich wollte euch nur Beides vorlegen, damit ihr wählen möchtet, und ich glaube, ihr habt gut gewählt. Aber bedenken wir nun auch die Folgen. Wenn wir in Gemeinschaft leben wollen, so müssen wir nothwendigerweise eine Art Regierung einführen."

Diese in einem festen und entschiedenen Tone gemachte Ankündigung schien mehr als einen meiner Zuhörer unangenehm zu berühren. Die Mehrzahl von ihnen mochte wohl der Meinung sein, daß es hier kein anderes Gesetz für sie gebe, als ihren eigenen Willen, und diesen beschränken zu wollen, schien ihnen ein Akt der Tyrannei. Richard Prodgers gab seine Unzufriedenheit durch deut-

liche Zeichen kund. Er schaute noch finsterer als gewöhnlich darein, schüttelte unwillig den Kopf und war schon im Begriffe, loszubrechen, als ich den Sturm noch rechtzeitig beschwor.

„Nicht als ob es irgend Jemand einfiele, sich hier zum König oder Herrscher aufzuwerfen," fuhr ich fort, indem ich die Sache in's Lächerliche zog, um meine Zuhörer desto günstiger zu stimmen. „Wir brauchen keine stehende Armee, die uns die Taschen leert; denn wir bilden selbst ein Corps von Freiwilligen, das keinen Sold verlangt und zu jeder Stunde schlagfertig dasteht, um gegen den Feind auszurücken. Es sollen auch keine Abgaben entrichtet werden, und wenn je ein Steuereinnehmer sich zeigen sollte, dann werden wir ihm schon heimleuchten. Unser Freund, Don Manuel," — bei diesen Worten verbeugte ich mich gegen den Priester — „wird nicht einmal den Zehnten verlangen, und ich hoffe, daß wir ohne Gericht und Polizei, ohne Galgen und Pranger, ohne Gefängnisse und Galeeren mit einander fertig werden."

Bei diesen Betheuerungen konnten sich meine Zuhörer, selbst Prodgers nicht ausgenommen, des Lachens nicht enthalten. Nachdem ich sie auf diese Weise in willfährige Stimmung versetzt, erklärte ich ihnen, die Regierung, um die es sich handle, bestehe einfach darin, daß Alle sich verpflichteten, zu ihrem eigenen Besten und im Interesse des Gesammtwohles sich einer gewissen Ordnung zu unterwerfen, und daß Einem aus uns die Sorge übertragen werde, über die Ausführung der gemeinschaftlich aufgestellten Bestimmungen zu wachen.

Hiermit waren Alle einverstanden, und nachdem sie

die Sache unter sich überlegt, baten sie mich, ihnen zu sagen, wie dergleichen Lebensregeln abzufassen seien.

„Allem Anscheine nach," gab ich ihnen zur Antwort, „sind wir die alleinigen Herren und Besitzer der Insel. Erweist sich diese Voraussetzung als richtig, so steht es uns natürlich frei, deren Grund und Boden unter uns zu vertheilen. Hierbei müßte ein Jeder sich verpflichten, seinen Nachbaren bei der Erbauung einer Hütte zu helfen und dann in Eintracht mit ihnen zu leben und zu gegenseitigen Hülfeleistungen stets bereit zu sein. Da es jedoch thöricht wäre, eine derartige Anordnung zu treffen, bevor wir sicher wissen, daß unser kleines Königreich wirklich keine andern Einwohner hat, so rathe ich, daß wir vorerst einen gemeinschaftlichen Streifzug durch die Insel unternehmen."

Dieser Vorschlag war Allen so sehr nach dem Sinne, daß sie am liebsten sofort aufgebrochen wären; aber ich wollte ihre günstige Stimmung benutzen, um noch mehrere wichtige Angelegenheiten mit ihnen zu ordnen. Deßhalb bat ich sie, sich noch einige Augenblicke zu gedulden, und stellte ihnen sodann die Nothwendigkeit vor, folgende Punkte zu erwägen:

Erstens: Da wir einstweilen noch keine geordnete Regierung hätten und mit einander fertig zu werden hofften, ohne auch nur das Wort „Strafe" zu gebrauchen, was den Einen gegen den Andern reizen und den Untergang unserer kleinen Gesellschaft herbeiführen würde, so sei es durchaus nothwendig, daß ein Jeder über seine Worte und Handlungen wache, damit jede Gelegenheit zu gegenseitigen Reibereien fortfalle.

Zweitens: Das Wenige, was wir besäßen, müsse

einstweilen als Gemeingut betrachtet werden, auf welches Alle gleiche Ansprüche hätten, und das ein Jeder zu seinem eigenen sowie zum Gesammtwohle benutzen dürfe, so namentlich die drei Flinten, welche wir vom Schiffe mitgebracht, und die dazu gehörende Munition; ferner unsere Taschenmesser, die beiden Wasserkrüge und unsern kleinen Vorrath an Bindfaden. Um meinen Gefährten mit gutem Beispiele voranzugehen, stellte ich ihnen sofort mein Gewehr und meinen Hirschfänger zur Verfügung. „Je nachdem die Dinge sich gestalten," fügte ich hinzu, „können wir später vielleicht die verschiedenen Aemter der Neigung und dem Talente des Einzelnen entsprechend vertheilen. Bis dahin wird hoffentlich ein Jeder bescheiden in seinen Ansprüchen sein, so daß man Keinem die Benutzung der vorhandenen Utensilien zu verwehren braucht."

Zu jeder andern Zeit wäre es mir lächerlich vorgekommen, so viel Aufhebens von einem Taschenmesser und einem irdenen Wasserkruge zu machen; aber die Verhältnisse, in denen wir leben, ändern eben den Werth der Dinge. Wir urtheilten jetzt wie die Wilden, welche für ein Messer, einen eisernen Ring, ein paar Nägel oder eine Schnur bunter Glasperlen mit Freuden ihren Goldstaub, ihre Straußfedern, ihre Perlen und manches Andere hingeben, das auf den europäischen Märkten mit schwerem Gelde bezahlt wird.

Alle gingen bereitwilligst auf meine Vorschläge ein, die übrigens so billig und für Alle so vortheilhaft waren, daß sie kaum anders konnten. Mich hatte dieser Anfang im höchsten Grade befriedigt; aber ich sah nichtsdestoweniger voraus, auf welche Schwierigkeiten ich in der

Folge stoßen würde, wenn ich es unternehmen wolle, diese rohen Naturen, welche nur die Furcht vor der Peitsche an Bord im Zaume gehalten, zu leiten und zu führen.

„Ei was," sagte ich endlich zu mir selbst, allerdings ohne irgend einen religiösen Gedanken damit zu verbinden, „kommt Zeit, kommt Rath; jedem Tag genügt seine Plage."

Achtes Kapitel.

Eine Enttäuschung und eine Gefahr.

Wir brachen jetzt auf und setzten uns ungefähr in der früher beschriebenen Reihenfolge in Marsch. Der von uns eingeschlagene Weg wand sich in ansteigender Richtung um den Berg herum, so daß er eine Art Spirallinie beschrieb, die uns nach der Nordostseite der Insel führte. Hier hofften wir aus der Vogelperspective einen Ueberblick über den uns noch unbekannten Theil derselben zu gewinnen und wo möglich zu entdecken, ob sie bewohnt sei oder nicht. Auch mußten wir von dort aus das östliche Ufer sehen und wahrnehmen können, ob dasselbe nicht etwa durch irgend ein Verbindungsglied mit einer andern Insel zusammenhänge. Ich hegte im Stillen die Hoffnung, jene Korallenriffe, die uns beim Landen so große Schwierigkeit verursacht, würden uns nunmehr ein Rettungsmittel werden; denn wenn es uns gelänge, aus Baumästen eine Art Floß zu Stande zu bringen, könnten wir, mit einigen Lebensmitteln versehen, bei stillem Wetter den Versuch machen, von Insel zu Insel oder vielmehr von Klippe

zu Klippe zu rudern und, von der Strömung begünstigt, vielleicht einen Punkt erreichen, von wo aus ein Schiff zu entdecken sei. Aber ich behielt diesen Rettungsplan still für mich, aus Furcht, bei meinen Gefährten Hoffnungen wachzurufen, die sich am Ende nicht erfüllen würden.

An der Seite der Insel, welche wir zu verlassen im Begriffe standen, hatten wir Alle so viel gelitten, daß ihr bloßer Anblick uns mit Schauder erfüllte; denn der Eindruck, den die äußern Dinge auf uns machen, hängt auf's Engste zusammen mit der Verfassung unseres Gemüthes, so daß sie uns freundlich oder düster erscheinen, je nach der Stimmung, in der wir sie betrachten. Wir athmeten gleichsam freier auf, sobald wir in eine andere Umgebung kamen. Bei jedem Schritte bot sich uns ein neues, malerisches Bild, und die Männer, an das wechselvolle, stets von Gefahren bedrohte Leben zur See gewöhnt, schienen ihr Unglück gewissermaßen zu vergessen und nur an Entdeckungen und Jagdabenteuer zu denken, als ob es sich wirklich um die Vergnügungstour handele, zu der wir Tags zuvor ausgezogen.

Als wir den Gipfel des Berges erreichten, breitete sich allmählich das herrlichste Panorama vor unsern Augen aus. Der Blick umfaßte einen immer größern Theil der Insel, bis sie endlich wie eine buntbemalte Karte in ihrer ganzen Ausdehnung unter uns lag. Soviel wir beurtheilen konnten, hatte sie, vom Berge südwärts gerechnet, etwa zwei Meilen Länge, während ihre größte Breite höchstens eine Meile betrug. Ihre Ufer liefen ziemlich parallel, bis sie sich am südlichen Ende in einer Spitze vereinigten; sie waren von einer Menge Korallenriffen umgeben, ähnlich denjenigen, die wir im

Westen angetroffen, nur mit dem Unterschiede, daß jene der östlichen Seite weit zahlreicher und gefährlicher waren. Hier starrte das Meer förmlich von Klippen, und die Brandung tobte so gewaltig dagegen an, daß selbst das stärkste Schiff an diesen von der Küste auslaufenden Felsenbänken zerschellt wäre.

Auch meine Hoffnung auf Befreiung scheiterte an jenen Klippen, es hätte denn die nordöstliche Seite des Berges eine ermuthigendere Aussicht gewähren müssen. Uebrigens bot die Felsenmauer den besten Schutz gegen einen etwaigen Einfall der Wilden; denn sie bildete einen natürlichen, geradezu unübersteiglichen Wall, der selbst den kühnsten und geschicktesten Steuermann von dem Versuche abhalten mußte, an dieser Küste zu landen.

Wir waren nun bereits um drei Seiten des Berges herumgewandert, ohne das geringste Anzeichen von einer Insel oder einem Festlande in unserer Nähe zu entdecken, und wir gelangten in diesem Punkte zu vollständiger Gewißheit, als wir weit genug gekommen waren, um auch die Nordostseite überschauen zu können. Weiter brauchten wir nicht zu gehen; denn das Uebrige hatten wir vom Schiffe aus gesehen. Nichts als das weite Meer ringsumher bot sich unserm Auge dar; nur hier und da stieg jenseit des Klippenwalles ein nackter Fels aus dem von der Hitze erzeugten Nebel empor.

Die Sonne schickte mittlerweile so glühende Strahlen auf unsere Köpfe herab, und erhitzte den nackten Felsboden unter unsern Füßen dergestalt, daß wir den Gipfel des Berges eilends verlassen und im Walde Schutz suchen mußten. Zur Hitze gesellte sich noch eine andere Plage: die glühenden Felsen, über welche der Weg uns führte,

wimmelten nämlich von Reptilien, namentlich von Scorpionen und einer großen Art von Vielfüßern, die man in Westindien Forty-legs (Vierzigfüßer) nennt. Wir sahen manche dieser letztern, nicht selten sieben bis acht Zoll lang, zwischen den losen Steinen umherkriechen, so daß wir uns nirgends niederzulassen wagten, um etwas auszuruhen; denn diese Thiere sind kaum weniger gefährlich als die Scorpione. Hier und da hörten wir im Vorübergehen auch eine Schlange ziſchen und sahen deren mehrere von bedeutender Größe bei unserer Annäherung vom Wege ab in's Dickicht schlüpfen.

Natürlich beeilten wir uns, aus dieser gefährlichen Nachbarschaft zu kommen, obschon wir nicht wußten, welche Gefahren uns anderwärts bedrohen würden; und in der That ereignete sich bald darauf ein Unfall, der einem unserer Gefährten beinahe das Leben gekostet hätte. Die Sache trug sich folgendermaßen zu.

Als wir den obern Theil des Berges verließen und in den Wald gelangten, bemerkten wir zu unserer Verwunderung, daß die Blätter und Zweige einiger Bäume mit einem hellgelben Staube bedeckt waren, der einen starken Schwefelgeruch verbreitete und auch nach Schwefel schmeckte. Jeder vernünftige Mensch würde aus diesem Umstande Argwohn geschöpft haben und auf seiner Hut gewesen sein. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, genug, Don Manuel und ich, die Einzigen aus unserer Gesellschaft, die von dergleichen Dingen etwas verstanden, waren zu sehr in unsere traurigen Gedanken vertieft, um auf unsere Gefährten zu achten. Selbst als Harry Gill, der voraus marschirte, uns plötzlich zurief, er habe einen Felsenkeller entdeckt, unterließen wir es, ihn zu ermahnen,

vorsichtig zu sein und nicht etwa seinen Kopf in die „Löwenhöhle“ zu stecken; denn als solche erwies sie sich in gewissem Sinne.

Der angebliche Keller hatte keinen bedeutenden Umfang; es war eigentlich nur eine Art Felsspalte, überhangen von Schlinggewächsen, die ganz von dem beschriebenen Schwefelstaube bedeckt waren. Sie hingen so tief über die Oeffnung der Höhle herab, daß Gill auf Händen und Füßen hineinkriechen mußte, und es war ein Glück für ihn, daß er nicht schneller einzudringen vermochte.

Als ich merkte, was unser Kamerad vorhatte, und sah, wie Hilton sich anschickte, ihm zu folgen, rief ich ihnen zu, sich doch ja in Acht zu nehmen; denn die Höhle könne leicht ein Schlupfwinkel wilder Thiere sein.

„Ladet der größern Sicherheit halber eure Gewehre und haltet sie schußbereit,“ fügte ich hinzu; aber ich hatte noch nicht ausgesprochen, als wir sahen, wie Gill, der sich bereits mit dem Oberkörper in der Höhle befand, plötzlich auf's Gesicht fiel, als ob er ohnmächtig geworden sei. Wir Alle stürzten auf ihn zu und zogen ihn hastig an den Füßen heraus, wobei er mehr als eine Schramme im Gesicht und an den Händen davontrug.

Ich erkannte auf den ersten Blick, daß er durch Einathmung schädlicher Dünste vergiftet sei; denn sein Gesicht war bleifarben, sein Blick starr und leblos, und weißer Schaum quoll aus seinem Munde. Es war kein Wasser in der Nähe, daß wir ihm hätten ein Sturzbad geben und ihn auf diese Weise wieder zu sich bringen können. Deßhalb thaten wir unser Möglichstes, ihm durch Schwenken unserer Hüte frische Luft zuzufächeln;

der Eine rieb seine erstarrten Hände; der Andere peitschte seine Fußsohlen; ich zog endlich meine Lanzette heraus, um ihm eine Ader zu öffnen. Dies war jedoch nicht nöthig; denn während wir so um ihn beschäftigt waren, fing er leise zu athmen an und kehrte allmählich zum Bewußtsein zurück.

Bald war er im Stande, aufrecht zu sitzen, und der alte Prodgers, der, wie wir jetzt erst entdeckten, bei der Abfahrt vom „Spitfire" heimlich eine kleine Flasche Rum zu sich gesteckt hatte, gewann so viel über seine selbstsüchtige Natur, daß er dem armen Gill einen Schluck davon zur Stärkung anbot. Kaum hatten die Andern die Flasche erblickt, als sie Alle wie aus einem Munde riefen: „Eine Beute! eine Beute!" Und mit diesem Kriegsgeschrei fielen sie über den alten Griesgram her, um ihm die Flasche zu entreißen und deren Inhalt laut der vor dem Antritte des Streifzuges getroffenen Vereinbarung zu vertheilen. Aber Prodgers war nicht der Bursch danach, sich das Seinige nehmen zu lassen, weil Andere es wünschten. Nach einigen halb im Scherz, halb im Ernst hingeworfenen Bemerkungen entstand ein heftiger Wortwechsel. Ich sah voraus, daß es zu Thätlichkeiten kommen würde; deßhalb stellte ich mich zwischen die streitenden Parteien, um sie mit Gewalt auseinanderzuhalten, wobei Don Manuel mich nach Kräften, jedoch mit mehr Ruhe und Selbstbeherrschung, unterstützte.

„Unvernünftige Thoren, die ihr seid!" schrie ich, mich ereifernd, „ist es wohl der Mühe werth, sich um einen Schoppen Rum zu erhitzen, und das in Gegenwart eures in Lebensgefahr schwebenden Kameraden?"

Das brachte sie wieder ein wenig zu Verstande, und

da Harry Gill sich inzwischen etwas erholt hatte, verlangte es sie zu hören, wie er zu der Ohnmacht gekommen sei und welcher Ursache er sie zuschreibe. Ich hatte, wie gesagt, gleich Anfangs vermuthet, daß der Anfall von gewissen giftigen Dünsten herrühre, die, zu schwer, sich zu erheben, am Boden lagerten, wie es in der bekannten neapolitanischen Grotte der Fall ist, wo ein Hund sofort erstickt, während sein aufrechtstehender Herr von der Wirkung der schädlichen Luft verschont bleibt. Diese Ansicht bestätigte sich denn auch durch das, was Harry selbst über den Vorfall berichtete.

„Ich wollte wissen," so erzählte er, „wohin jene Oeffnung im Felsen führe, und hoffte, vielleicht eine Wohnung für uns zu entdecken. So versuchte ich denn hineinzukriechen, obschon der Schwefelgeruch, der mir in Mund und Nase stieg, mich fast auf der Stelle betäubte. Ich wollte mich beeilen, über die Spalte, aus welcher der Dunst emporstieg, hinwegzukommen; aber ich war noch nicht um drei Schritte vorgedrungen, als meine Sinne schwanden. Was weiter geschah, ist euch besser bekannt, als mir selbst. Ich weiß nur, daß ich mich hier in eurer Mitte wiederfand, und daß Richard mir den abscheulichen Schwefelqualm mit einem guten Schluck Rum hinunterspülte, wofür ich ihm von Herzen dankbar bin."

„Aha," sagte der Priester, „wir können jetzt dem spanischen Sprüchworte eine dritte Zeile beifügen, so daß es heißt:

> ‚Trinke kein Wasser, das du nicht gesehen;
> Unterschreibe kein Papier, das du nicht gelesen;
> Kriech' in keine Höhle, die du nicht untersucht!'"

Wir wunderten uns im Stillen, daß die Sache so

glücklich abgelaufen sei, und als die Gefahr völlig vorüber war, machte Don Manuel uns darauf aufmerksam, wie wenig wir Menschen die Vortheile zu schätzen wissen, deren wir uns erfreuen, bis wir auf dem Punkte stehen, ihrer beraubt zu werden. „Hätte Gill in der Schwefelhöhle sein Leben gelassen, so wäre unsere Gesellschaft sowohl für die Vertheidigung als für die gegenseitige Hülfeleistung um einen Mann schwächer gewesen," sagte er. Mir kam der Gedanke, aber ich suchte ihn sogleich abzuschütteln, daß ein Anderer von unsern Gefährten leichter zu entbehren gewesen wäre. Indessen hatte sich der alte Richard bei dieser Gelegenheit besser gezeigt, als es gewöhnlich der Fall war. Es gibt im Grunde wenige Menschen, die neben den schlechten Seiten ihres Charakters nicht auch die eine oder andere gute hätten, wenn wir uns nur die Mühe geben wollten, die bessern Keime zu pflegen und zu entwickeln.

Neuntes Kapitel.

Ein Mahl, gefolgt von einem Kampfe.

Der Harry Gill zugestoßene Unfall veranlaßte mich, nunmehr ein besonderes Augenmerk auf die Beschaffenheit des Bodens zu richten, auf dem wir uns befanden, und ich gelangte gleich Don Manuel sehr bald zu der Ueberzeugung, daß unsere Insel einst durch einen gewaltsamen Ausbruch unterirdischen Feuers aus dem Schoße des Meeres emporgehoben sei; denn außer den sie umgebenden Riffen, welche die fleißigen Korallenthierchen im Laufe der Jahrhunderte

hinzugefügt, war sie sammt ihrem Berge aus Lava gebildet und nur mit einer mehr oder minder hohen Schicht fruchtbaren Erdreichs bedeckt. Ich hatte bei der nähern Untersuchung ihrer Bodenverhältnisse zunächst einen praktischen Zweck im Auge, nämlich unsere Sicherheit. Länder vulkanischen Ursprungs sind bekanntlich von mancherlei Uebeln, als Erdbeben, Verwüstungen durch heiße Quellen, Ausströmungen schädlicher Dünste u. s. w. heimgesucht, und es war zweckmäßig, sich gegen derlei Gefahren vorzusehen. So wurde das Abenteuer Gill's für uns zur heilsamen Warnung, auf unserer Hut zu sein und unser Leben in diesem unbekannten Lande nicht leichtsinniger Weise auf's Spiel zu setzen.

„Seht, meine Freunde," sagte der Priester, nachdem Gill soweit hergestellt war, daß wir unsern Weg fortsetzen konnten, „wie nahe wir der Gefahr und bisweilen sogar dem Tode sind, wenn wir am wenigsten daran denken.

‚Zuvor gethan, hernach bedacht,
Hat Manchem großes Leid gebracht.'

„Unser Kill da," so pflegte er nämlich zum allgemeinen Ergötzen den Namen Gill's auszusprechen, „war vor einer Stunde noch der wackerste Matrose, und nun schaut einmal, wie's jetzt mit ihm steht!"

„Jetzt hat er nicht mehr Kraft als eine Katze," versetzte Harry trocken. Und sein bleiches Aussehen, sowie sein schlotternder Gang bestätigten diese Worte.

„Dann laßt uns die Segel reffen und dort im Schatten der Bäume Halt machen," meinte Ned Hilton, und Alle erklärten sich mit diesem Vorschlage einverstanden; denn die Hitze war unerträglich. Allerdings hatten wir

auch an Bord schon solche Höhe der Temperatur erlebt; der Thermometer war in den letzten Tagen auf 95 Grad im Schatten gestiegen; aber bei dem steten Luftzuge auf dem Meere wirkt die Hitze dort bei Weitem nicht so erschlaffend. Wir besaßen zwar keine mathematischen Instrumente, mit deren Hülfe wir uns hätten orientiren können; aber aus den Aeußerungen, welche der Kapitän am Tage vor unserer Verbannung hatte fallen lassen, befanden wir uns zwischen dem 10. und 11. Grad nördlicher Breite, also in der geographischen Lage der südcaraibischen See. Es hatte übrigens auch wenig Zweck, den Streifzug durch die Insel so sehr zu beschleunigen. Was lag daran, ob wir das südliche Ende unseres Gefängnisses einige Stunden früher oder später erreichten; denn daß die Insel unbewohnt, mithin unser alleiniges Eigenthum sei, davon hatten wir uns mehr und mehr überzeugt. Wir ließen uns also im Schatten eines breitästigen Pimentbaumes nieder, und die Männer erklärten trotz des soliden Frühstückes, welches sie am Morgen zu sich genommen, daß es Zeit zum Mittagessen sei. Wir breiteten also die Reste des gebratenen Fleisches, welches Harvey, in Palmblätter eingewickelt, mitgebracht hatte, sammt den übrig gebliebenen Brodfruchtschnitten auf dem Rasen aus und Alle ließen es sich angelegen sein, dem schlichten Mahle wacker zuzusprechen.

Der Matrose ist gewissermaßen daran gewöhnt, sorglos in den Tag hineinzuleben. Auch unsern Gefährten kam es nie in den Sinn, einmal ernstlich über ihre seltsame Lage nachzudenken und irgend einen Plan für die Zukunft zu entwerfen. Sie schienen das ganz und gar Don Manuel und mir zu überlassen, und doch würden

sie ohne Zweifel Verdacht geschöpft und sich uns widersetzt haben, wenn wir es je versucht hätten, ihnen in irgend einer Weise Vorschriften zu machen. Uebrigens äußerte Don Manuel seine Ansicht selten, wenn es sich nicht um Recht oder Unrecht handelte, oder wenn er nicht hoffte, uns in irgend einem Punkte zu besserer Erkenntniß führen zu können; und dann sprach er stets in jener ruhigen, wohlwollenden Weise, die uns von vornherein für ihn eingenommen hatte. Während wir nach dem Mittagessen im Schatten des Baumes ausruhten, nahm ich auf's Neue das Wort.

„Es ist Zeit," sagte ich, „ernstlich darüber nachzudenken, wie wir uns ein Obdach verschaffen und überhaupt für unsere Lebensbedürfnisse sorgen wollen. Vor Allem aber keine Höhlen mehr; es sei denn, daß wir eine entdecken, die frei von Schwefelqualm ist. Was sagst Du dazu, Harry?"

„Vor Allem das nicht," entgegnete er, indem er eine vielsagende Grimasse schnitt und einen derben Fluch ausstieß, der hinlänglich bekundete, wie es mit seinen religiösen Anschauungen bestellt war und wegen dessen Don Manuel ihn freundlich zurechtwies.

Gill nahm den Vorwurf besser auf, als ich erwartet hatte.

„Nun ja, es war Unrecht," sagte er, „aber ich habe den Mund noch ganz voll von dem abscheulichen Schwefelqualm; das wird wohl Schuld daran sein."

„Was mir am wichtigsten scheint," fuhr ich fort, „ist, ein Mittel ausfindig zu machen, wie wir uns den nöthigen Lebensunterhalt verschaffen, und zwar nicht für heute und morgen, sondern für die ganze Zeit, die wir

hier auf der Insel zubringen werden. Dies kann natürlich nicht geschehen, indem wir Tag für Tag einige Stück Wild erlegen; denn unser Pulvervorrath reicht nur für vierzig bis fünfzig Schüsse aus, und was sollte aus uns werden, wenn er zu Ende ginge? Deßhalb stimme ich dafür, daß wir uns nach einem Orte umsehen, wo wir verwundete oder in Schlingen gefangene Thiere aufbewahren können, so daß unser Pulver und Blei so viel wie möglich zu andern Zwecken gespart wird."

Da man Nichts gegen meinen Vorschlag einzuwenden hatte, hob ich von Neuem an:

„Möge nun ein Jeder von euch die Gegenstände nennen, welche er für unentbehrlich hält, damit wir überlegen, auf welche Weise wir uns dieselben verschaffen können. Nun, Prodgers?" fuhr ich fort, dem Priester durch einen Wink bedeutend, daß ich mich zuerst an den alten Griesgram wende, um ihn bei guter Laune zu erhalten.

Prodgers schien denn auch auf Matrosenart nachzudenken, d. h. er wühlte in seinen Taschen, drehte seinen breitkrämpigen Hut verschiedene Male in den Händen herum, schob ein Stück Kautabak aus einer Backe in die andere und frischte endlich sein Gedächtniß mit einem guten Schluck aus seiner Flasche auf. Da brachen Alle in ein schallendes Gelächter aus und drängten ihn, endlich seine Meinung zu sagen.

„Ich bin der Ansicht," antwortete er langsam und mit bedächtiger Miene, „ich bin der Ansicht, daß wir vor Allem dafür sorgen müssen, für morgen Mittag wieder ein Schwein zu bekommen."

„Und einen guten Trunk dazu, nicht wahr, Alter?"

scherzte Harvey, nach der Flasche deutend, welche aus Richard's Tasche hervorlugte!

Prodgers schien beleidigt; deßhalb nahm ich das Wort und sagte, es sei ganz richtig, daß man vor Allem an Proviant für den folgenden Tag denken müsse. Um die heraufziehende Wolke vollends zu vertreiben, führte Don Manuel eines seiner spanischen Sprüchwörter an, und dann dem Gespräche eine andere Wendung gebend, erinnerte er uns von Neuem daran, wie verschwenderisch der liebe Gott für unsern Lebensunterhalt auf der Insel gesorgt habe.

Hilton war unterdessen aufgestanden und in den Wald hineingeschlendert. Plötzlich blieb er unter einem Kokosnußbaume stehen.

„Kameraden," rief er freudig überrascht, „da ist meiner Treu ein lebendiger Affe und dort ein zweiter, ein dritter!"

Im Nu waren Alle auf den Beinen und hinter den Affen her. Es war in der That amüsant, die possirlichen Thiere zu sehen, deren wir jetzt ganze Scharen über uns in den Bäumen entdeckten, von wo aus sie uns beobachtet hatten. Sie kletterten behende von Zweig zu Zweig bis zu den höchsten Wipfeln empor, wo sie sich wohl in Sicherheit glauben mochten; denn sie schnitten uns derartige Grimassen und stimmten ein solches Zetergeschrei an, daß eine Eule hätte lachen müssen. Sie zu verfolgen, war unmöglich, obschon unsere Matrosen wie die Katzen klettern konnten; denn die Bäume standen so nahe beisammen, daß die flinken Thiere leicht von einem Ende des Waldes bis zum andern gelangen konnten, ohne den Boden auch nur ein einziges Mal zu berühren.

Sie gehörten sämmtlich einer der kleineren Gattungen an, waren überaus behende und sehr boshaft. Das Seltsamste an ihnen waren ihre zwei Fuß langen Schwänze, welche an Länge den übrigen Körper bei Weitem übertrafen und sich als äußerst praktisch erwiesen. Die Aeffchen hingen sich nämlich vermittelst der biegsamen Enden ihrer Schwänze an den Aesten auf und schwangen sich dann mit unglaublicher Geschicklichkeit auf die Zweige des nächststehenden Baumes. Man sah, sie waren droben in den Laubkronen gewissermaßen in ihrem natürlichen Elemente, und wir, die wir unten standen, befanden uns ihnen gegenüber entschieden im Nachtheil. Sie schienen das auch zu wissen; denn sie hüpften sorglos von Ast zu Ast und schüttelten mit sinnverwirrendem Gekreisch die über unsern Köpfen befindlichen Zweige, als ob sie sich über uns lustig machen und uns herausfordern wollten, unser Bestes zu thun, um sie zu erhaschen.

Dies dreiste Gebahren der Affen reizte die Männer in so hohem Grade, daß sie nach ihren Gewehren griffen, um zwischen dieselben zu schießen: aber ich mahnte sie zur Geduld und versprach ihnen für ihre Selbstbeherrschung einige Dutzend der schönsten Kokosnüsse; denn es war mir plötzlich ein Mittel in den Sinn gekommen, wie wir uns solche verschaffen könnten, ohne auf die Bäume zu klettern. Ich forderte nämlich meine Kameraden auf, eine Salve von Steinen und Erdklumpen in die Kronen derselben zu schicken, überzeugt, daß die Affen das Bombardiren alsbald erwidern würden, und so geschah es denn auch. Nachdem sie uns gehörig mit Blättern und kleinen Zweigen beworfen hatten, flohen sie wie auf ein gegebenes Zeichen in die Kokosbäume, und die stärksten von ihnen

rissen mit der größten Hast und Anstrengung die ihnen zunächst hängenden Nüsse ab, um sie uns an die Köpfe zu schleudern, wobei sie sich mit den Schwänzen an den Zweigen der Bäume festhielten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Die Wuth der kleinen Geschöpfe bei diesem Bombardement verdoppelte ihre Kraft, und wenn es einem Aeffchen allein nicht gelang, eine Nuß abzureißen, kam ihm ein anderes dabei zu Hülfe; aber zum Glück für unsere Köpfe gelang es ihnen besser, die großen Nüsse zu pflücken, als ihr Ziel damit zu treffen, sonst wäre ganz gewiß mehr als Einer der Unserigen mit eingeschlagenem Schädel auf dem Schlachtfelde geblieben. Einige der Thiere waren jedoch schlauer: sie wickelten ihre Schwänze um einen der untern Zweige, so daß sie, frei in der Luft hängend, die Nüsse geraden Weges auf uns herabwerfen konnten. So kam es, daß wir trotz aller Vorsicht und Behendigkeit doch einige Male getroffen wurden und Mehrere von uns gehörige Beulen und Schrammen davontrugen; denn das darf ich versichern, eine Kokosnuß, die ein wüthender Affe von einem hohen Baum herabschleudert, ist kein Geschoß, das zur Kurzweil dient.

Zehntes Kapitel.

Wir erfahren, was ein Priester ist.

Als wir hinreichenden Vorrath von Kokosnüssen hatten, fand ich es an der Zeit, dem Kampfe ein Ende zu machen, um so mehr, als das Kriegsgeschrei unserer Gegner andere ihres Stammes herbeilockte, so daß ihre Zahl

unaufhörlich wuchs, bis endlich der ganze Wald von Affen wimmelte. Ich gab also Befehl, von den Feuerwaffen Gebrauch zu machen, und wir schossen unsere vier Flinten gleichzeitig in die Bäume ab. Da die Gewehre mit Schrot geladen waren, hätten wir ein großes Blutbad unter den Affen anrichten können; aber sobald die Thiere unsere Vorbereitungen sahen, versteckten sie sich instinctmäßig hinter die dicken Aeste, was um so auffallender war, da sie doch niemals einen Schuß gehört hatten. Dann lugten sie vorsichtig durch die Zweige, und grinsten uns dabei auf's Neue an. Wir verwundeten mehrere, tödteten aber nur einen einzigen, und das war eine Affenmutter, welche ein Junges im Arme trug, während ein anderes ihren Hals umklammerte. Diese Last hemmte ihre Bewegungen, so daß sie nicht schnell genug entfliehen konnte. Das arme Thier verendete auf der Stelle; aber es hatte seinen langen Schwanz so fest um einen Ast geschlungen, daß es, den Kopf nach unten gekehrt, daran hängen blieb, während die beiden Kleinen, gleich furchtsamen Kindern, aus Leibeskräften schrien. Lange konnten sie sich in dieser schwebenden Stellung natürlich nicht halten, und als Tom Harvey sie fallen sah, sprang er behende herzu und fing sie in seinem Hute auf.

Das war also das Resultat des Kampfes — ein Todter und zwei Gefangene. Die übrigen Affen hatten beim Knall der Gewehre Reißaus genommen, und wir sahen sie an diesem Tage nicht wieder. Die todte Aeffin ließen wir für den Fall, daß wir ein andermal an diese Stelle zurückkehren würden, als Schreckmittel für ihre Stammesgenossen am Baume hängen.

Als wir hierauf den Kampfplatz verließen und unsern Weg fortsetzten, lenkte ich das Gespräch wieder auf die Wohnungsfrage. Obgleich wir bis dahin keine Spur von Einwohnern gefunden hatten, so waren wir doch in Betreff dieses Punktes noch nicht vollkommen beruhigt; denn die Wilden haben die Gewohnheit, sich so geschickt zu verbergen, daß man sie nicht eher entdeckt, als bis man sozusagen über sie stolpert. Wenn der Fremde sich sicher glaubt, erheben sie sich plötzlich, um ihn unversehens anzugreifen oder in einem nächtlichen Ueberfalle Alles, was ihnen in den Weg kommt, zu verbrennen oder niederzumetzeln. Gab es aber Wilde auf der Insel, so mußte ihnen sowohl der Donner der Geschütze an Bord, als der Knall unserer Gewehre unsere Ankunft längst verrathen haben.

Uebrigens konnte die Insel bei ihrer geringen Ausdehnung keinesfalls eine bedeutende Anzahl von Einwohnern haben, die, dem Ackerbau fremd, sich sozusagen einzig von der Jagd ernährten; dazu war das Wild in zu großer Menge vorhanden. Vor einer geringen Einwohnerzahl brauchten wir uns aber nicht zu fürchten; denn unsere Feuerwaffen gewährten uns jedenfalls einen bedeutenden Vortheil über sie.

Wir hatten uns der Südspitze der Insel bis ungefähr auf drei Viertelmeilen genähert, als wir zur Linken eine Anhöhe gewahrten, die sich etwa siebenzig Fuß über den Meeresspiegel erhob. Da dieselbe nur spärlich bewaldet war, beschlossen wir, ihren Gipfel zu unserm Observatorium zu machen, und schritten rüstig auf sie zu. Oben angelangt, genossen wir eine weite Rundsicht, nur hie und da durch eine Gruppe hoher Kokosbäume und

anderer tropischen Gewächse beschränkt. Das Meer lag zu beiden Seiten, sowie auch südwärts offen vor uns und wir bemerkten, daß die Ostküste der Insel weniger Lavafelsen, dafür jedoch desto mehr Korallenriffe hatte. Diese bildeten hier und da kleine Vorgebirge von phantastischer Gestalt, weit in's Meer hinausgestreckte Landzungen, zierliche Buchten und Häfen, wie man sie wohl auf chinesischen Lichtschirmen sieht. Uebrigens gewährten diese manchfach gestalteten, von Kokospalmen und andern tropischen Bäumen beschatteten Ufer nicht nur einen bezaubernden Anblick; sie versprachen uns auch in ihren Buchten und Baien geeignete Plätze, wo wir sowohl zur Kurzweil als für unsern Tischbedarf fischen könnten. Wir verweilten längere Zeit an dieser Stätte, wo Alles dazu beitrug, unser Auge und Herz zu entzücken, und bedienten uns abwechselnd meines Fernrohrs, um auf der Insel Anzeichen etwaiger Einwohner oder fern auf dem Meere ein Segel zu entdecken. Was den ersten Punkt betraf, so kamen wir endlich zu der in einer Hinsicht befriedigenden Gewißheit, daß wir die einzigen menschlichen Wesen in unserm kleinen Reiche seien. Aber Don Manuel seufzte unwillkürlich auf, als er uns diese Ueberzeugung gegenseitig aussprechen hörte.

„Nun, Sir, Sie werden doch nicht gewünscht haben, Wilde hier anzutreffen?" fragte ich erstaunt. „Ich meine, wir müßten uns freuen, daß wir freien Spielraum haben und das Feld nicht erst von Feinden zu säubern brauchen."

„Ganz richtig, Señor," erwiederte er, „ich habe dagegen durchaus Nichts einzuwenden und gebe gern zu, daß es unsere Pflicht ist, dem lieben Gott für jede Wohl-

that zu danken und jede Prüfung willig aus seiner Hand anzunehmen."

„Aber wie kommt es dann . . .?" begann ich, jedoch ohne meinen Satz zu vollenden; denn bei aller Güte und Freundlichkeit lag in Don Manuels Wesen ein gewisses Etwas, das uns den Muth nahm, mit Fragen in ihn zu dringen.

Die Männer waren unserm Gespräche mit Aufmerksamkeit gefolgt und gaben deutlich zu erkennen, daß auch ihnen daran liege, zu erfahren, was in der Seele des Priesters vorging. Ich faßte mir daher ein Herz und begann von Neuem.

„Als wir hier landeten, sprachen Sie, wenn ich nicht irre, die Hoffnung aus, daß weder Wilde noch reißende Thiere uns überfallen möchten."

„So ist es, mein Freund," erwiderte er mit seinem wohlwollenden Lächeln, „und ich hoffe das auch jetzt noch, denn ich habe durchaus keine Lust, von den einen oder andern verspeist zu werden. Es müßte denn Gottes heiliger Wille sein," fügte er langsam hinzu und lüftete seinen Hut, wie er es stets zu thun pflegte, wenn er in dieser Weise sprach. Dabei bemerkte ich in seinem Wesen wieder jenes ehrfurchtgebietende Etwas, dem ich keinen Namen zu geben vermag. Beschämt und eingeschüchtert, als ob ich bereits zu weit gegangen wäre, wollte ich den Gegenstand fallen lassen und fühlte mich versucht, den Priester wegen meiner Zudringlichkeit um Verzeihung zu bitten. Als er jedoch nach Verlauf einiger Augenblicke sah, daß trotz unseres Schweigens Aller Augen fragend auf ihn gerichtet waren, konnte er sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Warum sollte ich aus einer ganz einfachen Sache ein Geheimniß machen?“ sagte er. „Da ihr euch meinen Seufzer so sehr zu Herzen nehmt, will ich euch in Kürze erklären, was er zu bedeuten hat, oder ihr sollt mir vielmehr helfen, es zu thun. Sagt mir einmal: was ist ein Priester?“

Es war für uns keine leichte Sache, diese Frage so ohne Weiteres zu beantworten, und ich dachte bei mir, daß unser Freund es verstehe, auf eine höfliche Art Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Als ich ihn aber so dastehen sah, wie er, in seinen langen Mantel gehüllt und die Hand auf den rauhen Wanderstab gestützt, uns mit seinem friedlichen Lächeln fragend anschaute, da sagte ich zu mir selbst: „Gleichviel, was andere Priester sein mögen“ — ich hatte nämlich von Jugend auf nur Nachtheiliges über den geistlichen Stand gehört —, „da steht einer, der mir wie ein höheres Wesen erscheint.“

„Wohlan, meine Lieben, was ist ein Priester?“ fragte er nach einer Weile von Neuem, indem er seinen ruhigen Blick von Einem zum Andern schweifen ließ.

Wir schauten verlegen darein, und Keiner sagte ein Wort. Aber Ned Hilton schien zu glauben, die Ehre der Gesellschaft erfordere, daß der Spanier doch endlich eine Antwort bekomme. Er warf sich also in Positur, räusperte sich mehrmals und trat einen Schritt vor.

„Ein Priester,“ begann er mit gehobener Stimme, „ein Priester ist nach meiner Meinung ein Mann, der . . .“ Hier stockte er, zupfte verlegen am Kragen seiner Matrosenjacke und scharrte mit dem Fuße, als ob er nicht wisse, wie er den Satz vollenden solle.

„Der was?“ fragte Don Manuel gelassen.

„Was? . . . Je nun, — Sie wissen ja wohl . . . er ist . . . ohne Zweifel . . . ein Priester . . ."

Bei dieser Lösung der Frage brachen Alle in ein schallendes Gelächter aus. Nachdem sich Don Manuel einige Augenblicke an unserer Heiterkeit ergötzt hatte, sagte er, ernster werdend:

„Ein Priester, meine Freunde, ist ein Mann, oder sollte wenigstens ein Mann sein, welcher sich ganz und ohne Vorbehalt dem Dienste des Herrn widmet, Der ihn berufen hat. Er sollte kein größeres Glück kennen, als von Ihm zu reden und für Ihn zu arbeiten. Jede Mühe und Trübsal, die er Seinetwegen erträgt, sollte ihm willkommen sein, und er sollte in Jedem, der seiner Hülfe bedarf, einen Bruder, einen Freund erblicken. Durch unser Unglück verhindert, zu Denen zu gehen, zu welchen meine Obern mich sandten, tröstete ich mich Anfangs mit der Hoffnung, hier auf der Insel einige arme Heiden zu finden, deren Seelen ich retten könnte. Es sollte nicht so sein! — Jetzt wißt ihr, was jener Seufzer bedeutet, der mir vorhin entschlüpfte. Möge der heilige Wille Gottes immer an uns Allen in Erfüllung gehen! Ich werde nun versuchen, euch, meine Freunde, zu nützen, so viel ich kann. Aber sollen wir nicht unsern Weg fortsetzen?"

Während wir ihn so sprechen hörten, überkam uns Alle ein Gefühl, das wir bis dahin nicht gekannt hatten. Wir setzten uns mechanisch in Bewegung; aber Niemand sprach ein Wort, so sehr waren wir von Staunen ergriffen über das, was wir soeben vernommen. Deßungeachtet mochte wohl Keiner von uns in jenem Augenblicke daran denken, daß wir selbst die Heiden seien, die er für Gott gewinnen sollte.

Noch muß ich bemerken, daß wir vor unserm Aufbruche übereinkamen, die Anhöhe, auf der wir uns befanden, „den Hügel der schönen Aussicht“ zu nennen. Sie war die erste Stätte auf der Insel, der wir einen Namen beilegten.

Elftes Kapitel.

Der beste und der schlechteste Schuß.

Als wir den Südabhang des Hügels hinabstiegen, fanden wir wieder ein frisches, klares Bächlein, ähnlich dem, welches wir Tags zuvor bei unserer Landung entdeckten. Vom langen Marsche erschöpft, setzten wir uns an seinem Rande in's Gras und begannen auf's Neue zu berathschlagen, wie wir unser Leben fortan einrichten sollten.

Zunächst drängte sich uns wieder die Frage auf, wie wir uns Hütten erbauen könnten, um uns gegen die Elemente zu schützen. Es fehlte uns sowohl an Werkzeugen, als an dem nöthigen Material, und doch nahte die Regenzeit heran; wir konnten höchstens noch vier bis sechs Wochen auf günstige Witterung rechnen; denn wir befanden uns in der letzten Woche des Monats August. Die Heftigkeit der zur schlechten Jahreszeit in jenen Himmelsstrichen herabströmenden Regengüsse war uns Allen aus Beschreibungen bekannt. Harvey und Prodgers hatten selbst zu verschiedenen Malen die heiße Zone durchkreuzt und während des Herbstäquinoctiums sowie auch später nicht selten eine nasse Jacke davongetragen. Wir sahen also ein, daß wir vor Allem für Wohnungen sor-

gen müßten, die uns wenigstens bis zum kommenden Frühjahr Schutz vor Wind und Wetter böten.

„Wir werden genöthigt sein, eine oder zwei von unsern Flinten zu opfern, um uns die erforderlichen Werkzeuge zu machen," sagte ich.

Die Männer schauten mich mit großen Augen an und schienen Einsprache erheben zu wollen. Ich machte ihnen jedoch begreiflich, daß das allgemeine Wohl es also erheische; denn ohne Werkzeuge könnten wir weder die einfachste Hütte bauen, noch irgend ein Stück Land urbar machen. Zudem würde unser kleiner Munitionsvorrath selbst bei der äußersten Sparsamkeit bald erschöpft sein, und zu was könnten uns dann die Gewehre nützen?

„Und welche Flinte soll dann geopfert werden?" brummte Prodgers, der die seinige zu behalten wünschte.

Zufällig war das Gewehr des alten Richard das schlechteste von allen, so daß das Loos, es zu verlieren, ihn nothwendigerweise treffen mußte. Ein Jeder begriff das, außer Prodgers selbst, der sich dagegen auf das Entschiedenste wehrte.

Ich hatte schon längst daran gedacht, ein Preisschießen zu veranstalten, um zu bestimmen, wer die Flinten tragen solle, und die Gelegenheit schien mir günstig, dieses Vorhaben jetzt auszuführen. Harvey, Gill und Hilton stimmten mir sofort bei. Prodgers mußte also nachgeben; aber er that es mit Widerstreben. Ich wurde bei diesem Wettstreite zum Schiedsrichter ernannt und bezeichnete den Schützen als Ziel eine Apfelsine, die in mäßiger Entfernung an einem niedrigen Baume hing und wegen ihrer lebhaften Farbe deutlich in's Auge fiel.

„Wohlan denn, Kameraden," rief ich, „wer diese Frucht dort trifft, soll als der beste Schütze gelten und zur Auszeichnung eine Feder an seinem Hute tragen."

Bei diesen Worten näherte ich mich dem Baume und befahl Prodgers, als dem Aeltesten, den ersten Schuß abzufeuern, was er auch sogleich that; allein er traf weder die Apfelsine, noch den Baum, an dem sie hing; er puffte zum allgemeinen Ergötzen in ein seitwärts befindliches Gesträuch. Indessen verpflichtete er uns dadurch gleichwohl zum Danke; denn er verschaffte uns, ohne es selbst zu ahnen, das nöthige Wildpret zum Abendessen. In dem Gebüsche, in das er so ungeschickt schoß, saß nämlich ein ziemlich großer Affe von derselben Gattung, wie diejenigen, die wir vor einigen Stunden in die Flucht geschlagen. Wir entdeckten den von Prodgers verübten Mord jedoch erst später, denn der Affe blieb sofort todt auf der Stelle liegen.

Nun war Hilton an der Reihe. Er, sowie auch Gill trafen richtig das ihnen angegebene Ziel, während Tom Harvey an der Apfelsine vorüberschoß. Ich erkannte die Flinten natürlich den beiden Erstern zu und gab Harry den Vorzug. Es war leicht zu beurtheilen, welches der drei Gewehre das älteste und schlechteste sei; dieses wurde einstimmig der Zerstörung geweiht, damit man aus seinen einzelnen Theilen die nöthigen Werkzeuge herstellen könne.

Als wir hierauf das Gebüsch durchstreiften, in welches der Schuß des alten Prodgers sich verirrt hatte, fanden wir den todten Affen, der das häßlichste Zerrbild der menschlichen Natur darstellte, das die muthwillige Phantasie eines Künstlers hätte schaffen können. Wir beschlossen, unsere Beute mit uns zu nehmen, um sie am

Abend zu verspeisen. Aber wir konnten uns nicht entschließen, den Affen ganz zu braten; denn er hatte eine so große Aehnlichkeit mit einem menschlichen Wesen und sah dabei so scheußlich aus, daß die Männer, obgleich nichts weniger als wählerisch, einstimmig erklärten, keinen Bissen davon anrühren zu können, wenn er nicht zerschnitten und in kleinen Stücken gebraten würde. Prodgers, der das meiste Anrecht auf das von ihm erlegte Wild hatte, übernahm die Rolle des Kochs, wobei die Andern ihn unterstützten. Ich begnügte mich damit, den langen Schwanz des Affen abzuschneiden und ihn Gill statt der versprochenen Feder um den Hut zu schlingen. Don Manuel entfernte sich, um sein Gebet zu verrichten, wie er es stets zu thun pflegte, wenn Halt gemacht wurde.

Ich will hier auch die Geschichte der beiden kleinen Affen beendigen, die vom Kokosbaume in Harvey's Hut fielen. Tom that sein Bestes, die armen Thierchen am Leben zu erhalten, indem er sie mit Kokosmilch ernährte und sie in seinen Rocktaschen trug, um sie zu erwärmen. Allein die Aeffchen starben deßungeachtet schon im Laufe des zweiten Tages; Harvey betrauerte sie und begrub sie nicht weit von dem „Hügel der schönen Aussicht" unter einem hohen Palmbaume.

Als ich nach Verlauf einiger Zeit des Weges kam, sah ich zu meinem Ergötzen, daß er das Grab sogar mit einer Steinplatte bedeckt und in diese vermittelst eines Taschenmessers folgende Inschrift eingeritzt hatte:

„Zwei junge Aeffslein ruhen hier,
Possirlich ungestalte Thier!
Weil sie nicht wollten Kokos speisen,
So mußten früh in's Gras sie beißen."

Nehmen wir indeß den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Zwölftes Kapitel.

Wie viel Tugend dazu gehört, Beleidigungen zu verzeihen.

Nachdem das Probeschießen beendigt war, setzten wir unsern Weg fort und erreichten das südöstliche Ende unseres Gefängnisses. Hier fanden wir eine kleine stille Bucht, deren hohe Felsenufer stellenweise von der Fluth unterhöhlt waren. Ihr Wasser war in der Nähe des Gestades so seicht, daß man den mit feinem, weißen Sande bedeckten Boden deutlich durchschimmern sah. Dieser senkte sich jedoch gegen den Ocean hin allmählich tiefer und fiel in einiger Entfernung plötzlich steil ab, so daß das Wasser hier auf einmal die volle Meerestiefe erreichte. Jenseits dieser Linie bemerkten wir im Felsenufer, das senkrecht wie eine Mauer emporstieg, eine niedrige Höhle, die sich kaum einige Fuß über den Meeresspiegel erhob.

„Kommt, Kameraden," rief ich, „da gibt's ein Abenteuer. Wer hat Lust, zuerst in diesen Felsenkeller hineinzuschwimmen?"

Hilton und Tom Harvey waren sogleich bei der Hand; Gill schüttelte den Kopf und meinte, er habe für diesen Tag genug von Höhlen und Kellern gesehen. Unterdessen erwog ich bei mir selbst, ob es nicht rathsamer sei, nur Einen von uns auf Entdeckung auszuschicken, während wir Andern uns bereit hielten, ihm nöthigenfalls zu Hülfe zu eilen. Ich wollte meine Bedenken nicht aus-

sprechen; aber die Ausführung des von mir vorgeschlagenen Unternehmens machte mir nachträglich Sorge. Ich fürchtete nämlich, die Bucht möchte von Haifischen besucht werden, deren es in jenen Gewässern eine Menge gibt. Die Schnelligkeit und Gefräßigkeit dieser Seeungeheuer ist aber so groß, daß kein Schwimmer, sei er auch noch so geschickt, ihnen zu entkommen vermag, und ihre Zähne sind so scharf, daß sie mit einem Bisse das erste beste Glied von seinem Leibe trennen, trotz dem geschicktesten Chirurgen. Einigen Schutz gewährten allerdings die Korallenriffe, welche, nach der gegen sie anbrandenden Brandung zu urtheilen, diesen Theil der Insel in einer Entfernung von fünfzig bis hundert Ellen umgaben; aber dieser Wall konnte eine Oeffnung haben, durch welche die „Seeadvocaten", wie die Matrosen sie nannten, in die Bucht eindrangen.

Ich fühlte mich daher ordentlich erleichtert, als Don Manuel mit der ihm eigenen Ruhe von dem gefährlichen Unternehmen abrieth.

„Ich meine, liebe Freunde" — seit wir uns näher kannten, hatte er nämlich aufgehört, uns Señores zu nennen —, „wir wären übereingekommen, zunächst für eine Wohnung zu sorgen. Da nun aber jene Höhle, welche Wunder sie auch enthalten möge, uns schwerlich als solche dienen kann . . ."

„Bitte sehr um Entschuldigung," fiel Prodgers in seiner unmanierlichen Weise dazwischen, „das ist noch gar nicht gesagt; ich habe die größte Lust, mich dort niederzulassen."

Die drei andern Männer lachten hell auf und fingen an, die tollsten Witze über den alten Burschen zu reißen.

Der Eine nannte ihn den Einsiedler in der Höhle, ein Anderer den Alten vom Meere; Harry meinte, er würde wohl ein zweiter Neptun oder wenigstens ein Triton werden und schließlich gar noch Flossen oder Schwimmfüße bekommen. Hilton prophezeite ihm, daß die Fische sich versammeln und ihn zu ihrem Könige machen würden.

„Und dann," rief Gill, „werden wir Eure Majestät in einer von sechs Schwertfischen gezogenen Schildkrötenschale auf dem Meere spazieren fahren sehen."

„Jawohl, und zwar mit einem Gefolge von Affen," fügte Hilton hinzu.

„Bewaffnet mit Flinten, die nur zufällig treffen," schloß Gill.

Das war dem alten Richard denn doch zu viel. Er sprang auf und forderte Harry ohne Weiteres zum Zweikampfe heraus. Dieser ließ sich das nicht zweimal sagen; und so stürzten sie auf einander los, ehe Don Manuel oder ich dazwischentreten konnten.

„Holla, holla, nur nicht zu hitzig!" rief Tom Harvey, indem er Prodgers beim Kragen packte, während der Priester und ich uns bemühten, Gill zu Verstande zu bringen. Es gelang uns, die beiden Streitenden auseinanderzuhalten, indem wir ihnen entschieden erklärten, wir würden sie beim ersten Versuche, die Rauferei fortzusetzen, ohne Weiteres niederwerfen und ihnen die Hände auf den Rücken binden. Nachdem sie sich einigermaßen beruhigt, forderten wir sie auf, sich gegenseitig die Hand zu reichen, was sie nach einigem Widerstreben auch thaten, und damit war der Streit zu Ende. Don Manuel flüsterte mir zu, ob es nicht rathsam sei, ihnen ihre Messer abzunehmen, damit sie nicht in Versuchung kämen,

ihre Wuth auf noch schlimmere Weise an einander auszulassen. Ich antwortete ihm, daß man dergleichen nicht zu befürchten habe; denn es sei Matrosenart, seinen Gegner in der ersten Aufwallung des Zornes niederzuwerfen, aber ihm gleich darauf wieder die Hand zu reichen, um ihm auf die Beine zu helfen. „Haben die Burschen sich nach einer Rauferei aber einmal die Hand gereicht," fuhr ich fort, „dann sind sie auch wieder die besten Freunde und würden nöthigenfalls das Leben für einander lassen. Einem Kameraden wegen einer Beleidigung heimlich Groll nachzutragen, liegt ihnen gerade so fern, als auf ein feindliches Schiff zu schießen, nachdem dasselbe die Flagge strich und sich in's Schlepptau nehmen ließ."

Diese Behauptung schien Don Manuel zu überraschen, und er kam am folgenden Tage, als wir uns allein befanden, auf den Gegenstand zurück.

„Señor Owen," sagte er, „was Sie mir gestern von der Art und Weise erzählten, wie die Matrosen ihre Streitigkeiten auszumachen pflegen, hat mich lebhaft befremdet. Bei uns in Spanien kostet es nicht geringe Mühe, dem Volke beizubringen, daß man erlittene Beleidigungen verzeihen muß, wie diese Männer es allem Anscheine nach thaten. Ich weiß nicht, ob es in unserm heißen spanischen Blute liegt oder gewissen halbheidnischen Begriffen zuzuschreiben ist, welche wir von den Jahrhunderte lang in unserm Lande herrschenden Mauren erbten; aber wenn ein Spanier glaubt, einen Schimpf erlitten zu haben, so schwört er seinem Gegner Rache und sinnt auf Mittel, dieselbe auszuüben. Bisweilen bringt die Stimme des Gewissens ihn rechtzeitig zu besserer Erkenntniß; überläßt er sich aber seiner Leiden-

schaft, dann trägt er seinen Racheplan nicht selten jahrelang mit sich herum, bis sich endlich eine günstige Gelegenheit bietet, ihn in's Werk zu setzen. Wie verschieden von dieser Handlungsweise ist das Benehmen unserer braven Matrosen! — Sie scheinen ihren gestrigen Streit vollständig vergessen zu haben und wieder die besten Freunde zu sein."

„Das sind sie in der That," entgegnete ich, „und seien Sie versichert, wenn einem von ihnen heute ein Unglück zustieße, würde der andere ihn selbst mit Gefahr seines Lebens retten."

„Dann möge der liebe Gott mir mein frevelhaftes Urtheil verzeihen," sagte der Priester, indem er an seine Brust schlug. „Sie sind fürwahr weit bessere Christen, als ich es dachte."

Fast konnte ich mich des Lachens nicht erwehren, als ich hörte, daß Don Manuel diese Leute zu den guten Christen zählte.

„Ich fürchte, Sir," versetzte ich mit ungläubigem Kopfschütteln, „daß Alles, was vom Christenthum bei uns zu finden ist, unter Ihrer Soutane gesucht werden muß."

Er schien nicht auf diese Bemerkung zu achten. Ich sah, wie er an seine Brust schlug, und hörte ihn leise vor sich hinmurmeln:

„Wie ich selbst denk' und thu',
So trau' ich's Andern zu."

„Ich bin überzeugt," fuhr ich fort, „daß wir in vieler Hinsicht gerade das Gegentheil von dem gethan haben, was das Wort ‚Christ' bedeutet."

„Wie können Sie behaupten, Señor Owen," sagte er mit Feuer, „wie können Sie behaupten, daß diese

Matrosen keine guten Christen seien, da sie doch eine der wichtigsten und schwersten Pflichten des Christenthums, erlittene Beleidigungen zu verzeihen, in so aufrichtiger Weise erfüllten!"

„Nun gut, Sir," entgegnete ich; „ich bin eben kein großer Theologe. Sie haben uns gestern gefragt, was ein Priester sei; darf ich Sie jetzt auch fragen, was Sie unter einem Christen verstehen?"

„Eine kurze Frage, die eine lange Antwort erheischt," sagte er. „Ich meinerseits möchte wissen, weßhalb Sie diese Männer nicht zu den guten Christen zählen, da sie doch ihnen zugefügte Unbilden so großmüthig verzeihen?"

„Weil ihnen das wenig oder gar keine Ueberwindung kostet," antwortete ich kurz.

„Ah," sagte er mit einem tiefen Seufzer, „Sie meinen also, das koste ihnen keine Ueberwindung?"

„Durchaus keine; denn sehen Sie, sich mit einander herumzuraufen und sich gegenseitig niederzuwerfen, ist die Würze ihres Lebens, und so erklärt es sich, daß Alles vergessen ist, sobald sie wieder auf den Füßen stehen. Die Tugend, meine ich, bestände darin, daß man das Gute thut und das Böse meidet, trotz der Ueberwindung, die es kostet, also zu handeln. Habe ich Recht?"

„Allerdings," erwiderte Don Manuel.

„Wenn ich etwas an sich Gutes thue, ohne daß es mir die geringste Mühe verursacht; wenn ich zum Beispiel meinem Nachbar die Hälfte meines Mittagsmahles gebe, weil ich es doch nicht allein bewältigen kann, so ist das nach meiner Ansicht noch kein Zeichen von Güte."

„Es möchte allenfalls ein Beweis von natürlicher Gut-

müthigkeit sein," sagte er langsam; „aber übernatürliche Tugend könnte man einen solchen Akt freilich nicht nennen."

„Was verstehen Sie denn unter übernatürlicher Tugend?" fragte ich erstaunt. „Wunder kommen heutzutage nicht mehr vor, und etwas Uebernatürliches ist, so viel ich weiß, ein Wunder."

„Ich will Ihnen das ein anderes Mal erklären," gab er lächelnd zur Antwort.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Lehre aus dem Munde eines Haifisches.

Die obige Unterhaltung gehört, wie schon bemerkt, der Zeitfolge nach nicht hierher, indem sie erst einen Tag später stattfand. Wir wollen also den Faden unserer Erzählung jetzt wieder da aufnehmen, wo wir ihn fallen ließen.

Während wir Andern die Bucht betrachteten, war Harvey auf einen Felsenvorsprung geklettert und rief uns jetzt zu, daß er unten im seichten Wasser ein Skelett entdeckt habe. Diese Nachricht machte uns stutzig und rief auf's Neue die Besorgniß in uns wach, die Insel möchte schließlich doch noch von Wilden bewohnt sein, die einen der Ihrigen, der im Kriege gefallen oder sonst verunglückt sei, hier zurückgelassen hätten. Als wir jedoch an die Stelle kamen, wo Tom sich befand, und in das etwa vier Fuß tiefe Wasser hinabschauten, sahen wir das Gerippe eines riesigen Fisches, das theilweise schon auseinandergefallen war, so daß der Schwanz und andere

Theile zerstreut auf dem sandigen Meeresboden umherlagen. Von Fleisch war keine Spur mehr vorhanden; nur der Schädel und die dem Lande zugekehrten Kinnbacken schienen noch unversehrt. Da das Skelett auf der Seite lag, nahm ich an, das Thier sei bei der Verfolgung einer Beute in die Bucht eingedrungen und in dem Augenblicke, wo es dieselbe habe erhaschen wollen, im Sande stecken geblieben, oder die auf eine Hochfluth folgende Ebbe habe es, nachdem es seinen Raub verschlungen, hier in der Nähe des Ufers zurückgelassen. Der Unterkiefer eines Haifisches liegt nämlich so weit unter seinem Oberkiefer zurück, daß er seine Beute nur erhaschen und verzehren kann, indem er sich auf die Seite legt.

„Die göttliche Vorsehung hat Alles weise angeordnet," sagte Don Manuel, als ich jenes Umstandes erwähnte. „Sie setzte durch dieses einfache Mittel der Macht des Ungeheuers Schranken, weil seine Grausamkeit und Gefräßigkeit so grenzenlos ist, daß es sonst alle Bewohner des Meeres vertilgen würde." Mir lagen derartige Erwägungen in diesem Augenblicke fern; ich war einzig und allein mit dem Gedanken beschäftigt, welchen Vortheil wir aus unserm Funde ziehen könnten.

„Auf, Kameraden!" rief ich endlich, „da ist Etwas, das uns dienen wird, wenn Pulver und Blei verschossen sind. Seht nur diese Zähne! die werden prächtige Spitzen für Pfeile aus Bambusrohr abgeben."

„Hurrah! Es leben die Bogen und Pfeile!" schrie Hilton und sprang, nachdem er seine Jacke abgeworfen, mit einem Satze in's Wasser. Harvey und Gill folgten ihm. Die Männer hatten vor, den Haifisch stückweise an's Land zu bringen. Dies war jedoch ungleich schwie-

riger, als sie es sich gedacht hatten, theils wegen der Tiefe des Wassers, in welchem das Gerippe lag, theils wegen seiner riesigen Größe. Die noch zusammenhängenden Theile maßen nicht weniger als zehn Fuß, und mit dem Schwanze, der bereits vom Rumpfe abgetrennt war, hatte das Ungeheuer eine Länge von mindestens fünfzehn bis achtzehn Fuß gehabt. Da unsere drei Kameraden, so oft sie ein Glied loszutrennen versuchten, mit dem Kopfe untertauchen mußten, fühlten sie sich bald so erschöpft, daß sie genöthigt waren, das Unternehmen aufzugeben, nachdem sie einige Wirbel des Rückgrates abgerissen und zu uns auf den Felsen geschleppt hatten. Ich gab ihnen den Rath, wo möglich den Kopf abzulösen, was ihnen mit Hülfe der Handspeiche und ihrer Messer schließlich auch gelang, so daß sie ihn gleichfalls an's Land ziehen konnten.

Beim Anblick der riesigen Kinnladen, mit je drei Reihen starker Zähne, die scharf wie Rasirmesser und glänzend weiß wie polirtes Elfenbein waren, standen uns die Haare zu Berge, und wir zweifelten nicht mehr an der Wahrheit mancher Schauergeschichte, welche die Matrosen sich von Haifischen erzählen.

„Es wäre nicht gerade wünschenswerth gewesen, einem solchen Kunden beim Besuche der Höhle zu begegnen," meinte Hilton. „Wenn der unser habhaft geworden wäre, dann hätte man, weiß Gott, nicht mehr für uns zu beten gebraucht."

„Dann hätte man nicht mehr für euch zu beten gebraucht?" fragte Don Manuel, der den Sinn dieser Worte nicht verstand. „Wer hätte denn kein Gebet mehr nöthig, ausgenommen die Seligen im Himmel oder die Verdammten in der Hölle?"

„Ich wollte sagen," antwortete Hilton, etwas verdrießlich über die wenn auch gelinde Zurechtweisung, „ich wollte sagen, wir würden dann geraden Weges in Davy Jones' Schublade [1] hinuntergefahren sein."

„Wohin?" fragte der Priester, da ihm dieser Ausdruck ganz fremd war.

„Bah," fiel Prodgers in seiner rohen Weise ein, „es versteht sich doch ganz von selbst, daß Einer, der zwischen die Kinnbacken einer solchen Bestie geräth, sich auf einen sichern Tod gefaßt machen kann und auf Schlimmeres als das."

Don Manuel's Gesicht nahm bei diesen Worten einen ungewöhnlich ernsten Ausdruck an.

„Ja, mein Freund, es gibt in der That Etwas, das schlimmer ist als ein plötzlicher Tod," erwiderte er, indem er sich gelassen zum alten Prodgers wandte. „Es gibt einen Rachen, der schrecklicher ist, als der Rachen dieses Haifisches. Wenn du uns hast an jene ernste und heilsame Wahrheit erinnern wollen, dann sage ich dir Dank dafür."

Ein Jeder errieth, was der Priester meinte, und Alle schwiegen. Selbst Prodgers hatte dieses Mal Nichts zu erwidern; denn die Art und Weise, wie der Priester diese wenigen Worte sprach, hatte auch auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht. Don Manuel verstand sich auf die Kunst, seine Umgebung bald ernst, bald heiter zu stimmen. Nach einer kleinen Pause, die er wohl absichtlich eintreten ließ, damit wir das soeben Gehörte bei uns erwägen möchten, nahm er auf's Neue das Wort.

---

[1] Matrosenausdruck, um den Meeresgrund zu bezeichnen.

„Ihr werdet zugeben müssen, daß die katholische Kirche eine liebende und theilnehmende Mutter ist," sagte er mit Innigkeit; „denn sie ist nie der Meinung, daß man für einen Verstorbenen nicht mehr zu beten brauche, wenn sie nur die geringste Hoffnung hat, daß er in der Gnade Gottes verschied."

Vierzehntes Kapitel.

Eine außergewöhnliche Beschäftigung.

„Allein wir haben immer noch nicht beschlossen, wo wir unsere Zelte aufschlagen wollen," fuhr der Priester, das Gespräch auf einen andern Gegenstand lenkend, fort. „Seht doch, wir haben, gleich dem Patriarchen, das ganze Land vor uns und brauchen nur zu wählen. Sie, Freund Owen, eröffneten diesen Morgen das Parlament; aber die Debatten sind nicht zu Ende geführt. Ich schlage daher vor, sie jetzt fortzusetzen. Wer weiß uns einen guten Rath zu geben?"

„Das Alter geht vor," rief Ned Hilton, indem er Prodgers zuwinkte.

„Geht mir doch hin mit euern Plänen," brummte Richard, „ich bleibe auf der See. Einen Nachen werde ich schon zu Stande bringen; damit fahre ich dann auf den Fischfang aus und mache, wenn's mir gefällt, auch eine Entdeckungsreise rings um die Insel."

„Dann wirst du wohl die Höhle drunten zu deinem Ankerplatze wählen?" spottete Harvey. „Das Bedenkliche bei der Sache ist nur, wie du hinein- und wieder herauskommen willst."

„Jetzt wißt ihr meinen Plan," fuhr Prodgers fort, ohne sich um Tom's Witze zu kümmern, „und bis der Nachen fertig ist, werde ich dort zwischen den Felsen schon ein Obdach finden."

„Nun ist die Reihe an dir, Harry," sagte ich.

„Ich schlage vor, daß wir zur andern Seite der Insel zurückkehren, wo Schatten und frisches Wasser ist. Dort haben wir eine freie Aussicht nach Westen und dürfen daher hoffen, daselbst am ehesten ein Schiff zu entdecken, das uns aus unserm Gefängnisse befreit."

Auch mir war dieser Gedanke mehr als einmal gekommen, und er fand gleichfalls den Beifall der Andern.

„Und du, Hilton?" fragte ich weiter.

Ned Hilton gehörte, wie gesagt, zu jenen Leuten, die sich selten eine eigene Ansicht erlauben, und darum antwortete er, daß er mit Gill's Vorschlag einverstanden sei.

„Wollt ihr jetzt auch meinen Rath hören?" fragte der Priester, und als er sah, daß wir ihm Alle unsere Aufmerksamkeit schenkten, fuhr er fort:

„Laßt uns zusammen bleiben, liebe Freunde! Ich will damit keineswegs sagen, daß wir unter ein und demselben Dache wohnen sollen; denn die Ansichten und Neigungen sind verschieden, und kleine Reibereien und Mißhelligkeiten werden jedenfalls am leichtesten vermieden, wenn Jeder seine eigene Hütte nebst einem Stück Ackerland hat und sich je nach seinem Geschmacke mit Gartenbau, Jagd oder Fischfang beschäftigt. Aber laßt uns ein- für allemal beschließen, daß wir uns jeden Tag zum gemeinschaftlichen Mittagsmahle versammeln . . . und noch zu etwas Anderem, woran wir bis jetzt wenig dachten."

„Wozu denn noch?“ fragte Gill.

„Zum Gebete,“ antwortete Don Manuel, indem er einen besondern Nachdruck auf das Wort legte, „zum Gebete, meine Freunde; denn das schulden wir Gott dem Herrn, Der uns das Dasein schenkte und uns bis zu dieser Stunde in tausend Gefahren gnädig beschützte. Ich glaube, wir haben noch kein einziges gemeinschaftliches Gebet verrichtet, seitdem wir auf dieser Insel sind, und doch ist Jeder von uns gleichsam ein lebendiges Denkmal der göttlichen Erbarmung. Wie wäre es, wenn wir dem lieben Gott jetzt in vereintem Gebete dankten und Ihn anflehten, uns auch ferner zu beschützen?“

Ich glaube, Keiner von Denen, an welche er diese Mahnung richtete, würde sich geweigert haben, mit dem guten Priester niederzuknien, hätte nicht die Scheu vor den Andern ihn zurückgehalten. Der böse Feind versteht sich vortrefflich darauf, dem Menschen in solchen Augenblicken eine thörichte Scham einzuflößen, die ihn abhält, offen zu bekennen, daß er an die Gegenwart Gottes glaubt. Wir Alle waren dergestalt in der Bosheit verhärtet, und Jeder kannte die Gesinnungen der Andern so gut, daß Keiner sich entschließen konnte, der Aufforderung des Priesters zuerst Folge zu leisten. Auch hatten wir seit langer Zeit nicht mehr gebetet und fühlten uns daher verlegen, wie die Schulbuben, wenn sie eine Lection hersagen sollen, die sie nicht wissen. Ich beschloß endlich, die feige Menschenfurcht abzuschütteln und meinen Gefährten mit gutem Beispiele voranzugehen. Ohne mich länger zu bedenken, kniete ich auf den Boden nieder und faltete die Hände, was ich seit ungefähr fünf Jahren, wo ich am Sterbebette meiner Mutter kniete,

nicht mehr gethan hatte. Hierauf verneigte ich mich gegen den Priester und sagte:

„Wohlan, Don Manuel, so lassen Sie uns denn beten!"

Tom Harvey schien noch unschlüssig zu sein; er scharrte zuerst verlegen mit dem Fuße, ließ sich dann allmählich auf ein Knie nieder und zog das andere langsam nach, wobei er erröthete, wie ein Kind, das man beim Naschen ertappt.

Wie ich's vorausgesehen hatte, so geschah es. Ned Hilton folgte Harvey's Beispiele, wenn auch mit einigem Zögern; aber Gill und Prodgers blieben, die Hände in den Taschen, stramm aufrecht stehen, schauten gleichgültig vor sich hin und pfiffen dabei ein Matrosenlied. Harry schien jedoch weniger verstockt als Prodgers.

„O mein Gott," hob der Priester jetzt mit zum Himmel erhobenem Blicke an, „gib nicht zu, daß auch nur Einer aus uns einer guten Eingebung widerstehe! Mache, daß dieses erste gemeinschaftliche Gebet keinen gleichgültigen Zuschauer habe!"

Die beiden Männer rührten sich nicht.

„Freund Gill," bat der Priester in einem Tone, dem selbst das roheste Gemüth schwerlich hätte widerstehen können, „vergiß doch nicht, daß du heute in die Ewigkeit hinübergegangen wärest, wenn die gütige Vorsehung, vor der du jetzt das Knie nicht beugen willst, uns nicht zur rechten Zeit hinzugeführt hätte, um dich vom sichern Tode zu erretten."

Diese Worte schienen Eindruck auf Harry zu machen. Er schielte verstohlen nach Prodgers hin; aber sein Stolz war noch nicht gebrochen. In diesem Augenblicke faßte

mich Tom Harvey, der hinter mir kniete, beim Arm und deutete mit dem Finger nach der Bucht. Ich schaute nach der bezeichneten Richtung und erkannte ganz deutlich die Rückenflosse eines großen Haifisches, die sich über dem Wasser hin- und herbewegte. Das Ungeheuer befand sich zwischen der Stelle, von wo die Männer in's Meer gesprungen waren, um das Gerippe des Haifisches zu holen, und der Mündung der Höhle im gegenüberliegenden Felsen.

„Barmherziger Himmel!" rief Harvey mit Thränen in den Augen, um ein Haar breit wären wir in seinen Rachen gefallen. Gott sei gelobt, daß Er uns arme Burschen so gnädig errettet hat!"

„Amen!" antwortete Hilton. Auch Gill und Prodgers waren sichtlich ergriffen.

„Herr, laß nun Deine Gnade siegen!" betete der Priester aus dem Grunde seines Herzens.

Und sein Gebet wurde erhört. Gill sank auf die Kniee, das Gesicht der Felsenbucht zugewandt. Dort schwamm der riesige Fisch majestätisch einher, so daß das Wasser in weitem Umkreise um ihn herum wogte und wallte und unter den Schlägen seines gewaltigen Schweifes bisweilen haushoch aufspritzte. Er gehörte, gleich seinem ältern Bruder, dessen Schädel in unserm Besitze war, der großen weißen Gattung an, welche bekanntlich die grausamste und gefräßigste von allen ist.

Wir warteten noch immer auf Prodgers. Der Anblick des wie ein lebendiger Beweis der göttlichen Barmherzigkeit vor unseren Augen hin- und hersteuernden Fisches rührte endlich auch sein hartes Herz. Er fuhr mit dem Rücken seiner rauhen Hand über die Augen und beugte langsam ein Knie, als versuche er immer noch zu wider-

stehen. Aber es war, als ob die Hand eines Engels ihn zu Boden drückte, und während der Priester zu beten fortfuhr, ließ er sich endlich auf beide Kniee nieder.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Gebet hindert die Arbeit nicht.

Unser Freund kannte die Schwäche der menschlichen Natur zu gut, um dieses unser erstes Gebet zu sehr in die Länge zu ziehen; aber er dankte Gott dem Herrn für die erzeigte Barmherzigkeit mit solcher Inbrunst, bat wegen unseres Undankes so demüthig um Verzeihung und kleidete unsere guten Vorsätze für die Zukunft in so ergreifende Worte, daß die rauhen Matrosen wie die Kinder weinten. Auch ich war ganz von Rührung übermannt; eine neue Welt schien sich vor mir aufzuthun, und aus dem Grunde meines Herzens stieg das Gebet empor: „O Gott, erhalte uns in dieser Gesinnung!“

Der Priester hatte endlich zu beten aufgehört, und es herrschte eine tiefe Stille. Wir blieben noch eine Weile auf den Knieen liegen, als ob wir gefürchtet hätten, den kaum gefundenen, seligen Frieden zu zerstören, und als ich verstohlen um mich schaute, sah ich, daß mehrere der Männer die Augen geschlossen hielten, als ob sie immer noch beteten oder über das, was sie soeben gehört, im Stillen nachdächten.

Eine so plötzliche Umwandlung der rauhen Gemüther mag dem Leser im ersten Augenblicke unglaublich scheinen. Bedenkt man jedoch, auf wie wunderbare Weise wir erst aus der Hand der Piraten und dann

aus dem Rachen des Haifisches gerettet worden; wie wir auf dieser fremden Insel Ueberfluß an Nahrung und ein sicheres Asyl gefunden; welch' günstigen Einfluß Don Manuel auf uns ausübte, und daß die Einsamkeit die Sammlung des Geistes fördert und gute Gedanken weckt: dann wird das, was ich hier berichtete, nicht allzusehr befremden.

Der Priester war der Erste, der sich von den Knieen erhob.

„Lieber Freund," sagte er, indem er sich an den ihm zunächststehenden Prodgers wandte, „wir haben nun gemeinschaftlich dem lieben Gott gedankt und in Gegenwart unseres Herrn und Schöpfers unsere Sünden bekannt; jetzt will ich auch dich um Verzeihung bitten, dich und deine Gefährten; denn ich fürchte, daß ich euch nicht immer ein gutes Beispiel gab. Ihr habt ohne Zweifel von Leuten gehört, welche dem Priester ihre Sünden beichten," fügte er lächelnd hinzu. „Wohlan, da ihr dies nicht zu thun pflegt, so will ich, der Priester, euch die meinigen beichten."

Indem er dieses sagte, legte er seine Hände auf Prodgers Schulter und umarmte ihn auf spanische Weise.

„Oh, Sir," stotterte Prodgers mit vor Rührung erstickter Stimme, „wir haben ja niemals Etwas an Ihnen bemerkt, das nicht gut gewesen wäre," und ein Murmeln, das sich rings im Kreise vernehmen ließ, bestätigte seine Worte.

„Schon gut, schon gut," erwiderte Don Manuel, „wir wollen nicht mehr davon sprechen; aber laßt uns jetzt einander die Hand reichen, und wie ihr gelobtet, im Unglück treu zusammenzuhalten, so gebt euch jetzt auch

das Versprechen, euch gegenseitig zum Guten aufzumuntern und gemeinschaftlich mit einander zu beten."

Ich glaube, ein solches Händeschütteln ist nie gesehen worden, weder in Europa, noch sonst irgendwo. Wir Alle umringten den Priester, mit Thränen der Rührung in den Augen, und den Blick zum Himmel erhoben, ergriff Einer des Andern Hand und drückte sie nach Seemannsart kräftig in der seinigen.

„Und jetzt, nachdem wir diesen Bund geschlossen, wofür ich Gott von Herzen danke, wollen wir uns auch einmal nach unserem Freunde, dem Hai, umsehen," sagte Don Manuel vergnügt. „Es ist Zeit, daß wir uns um ihn bekümmern, denn er hat fürwahr lange genug auf uns gewartet."

Begierig auf die Jagd, die nun kommen sollte, griffen wir zu unsern Gewehren und eilten zum Ufer hinab.

„Halt, Kameraden!" rief ich, „mir scheint, daß es zweckmäßig sei, mit einiger Vorsicht zu Werke zu gehen; denn wenn der Bursche da unten auch nicht gerade furchtsamer Natur ist, so könnte er uns dennoch durchbrennen. Laßt uns im Voraus eine Art Angriffsplan entwerfen. Ich glaube, das sicherste Mittel, ihn zu tödten, ist, ihm in den Kopf zu schießen; denn sonst schwimmt uns das Ungeheuer, dessen Leben bekanntlich zäh wie das einer Katze ist, mitsammt unsern Kugeln davon und lacht uns noch obendrein aus."

„Wie wäre es, wenn Einer von uns ihm zugleich nach dem Herzen zielte?" meinte Harvey. „Auf diese Weise hätten wir doppelte Aussicht, ihm den Garaus zu machen."

„Aber wie willst du es denn anlegen, ihn in's Herz

zu treffen?" fragte Gill; „die Bestie hat ein dickes Fell, und ich glaube nicht, daß sie sich so leicht rühren läßt, wie . . ."

Don Manuel legte freundlich die Hand auf Harry's Schulter, und dieser hielt plötzlich inne und senkte tief erröthend die Augen.

„Das einzige Mittel, ihm einen Schuß in den Leib beizubringen, während er sich unter Wasser befindet, ist, an dieser Seite in das Wasser zu schießen," sagte der Priester, sich zu uns wendend, um Gill die Demüthigung zu ersparen, seine Verlegenheit von den Andern bemerkt zu sehen.

„Wie so?" fragte Prodgers, der stets Alles wissen mußte, doch nicht mehr in dem gewöhnlichen unwirschen Tone.

„Weil das Wasser die abgeschossene Kugel in einem Winkel zu dem Punkte führt, den man zu treffen wünscht, ähnlich wie sonst die Luft es thut," sagte Don Manuel.

„Wie die Flinte jenes Irländers, mit der man um eine Ecke herumschießen konnte," warf Hilton spöttisch ein.

„Allerdings," entgegnete der Priester in der heitersten Laune, „warum denn auch nicht, vorausgesetzt, daß der Ecke gegenüber eine Mauer oder ein Baum steht, an dem die Kugel abprallen kann. Hast du nie gehört, wie einer eurer englischen Könige, William Rufus, um's Leben kam?"

„Weiß gar nicht, daß der je existirte," versetzte Hilton trocken.

Sechzehntes Kapitel.

Wir feuern in's feindliche Lager und ziehen uns in das unserige zurück.

Unser Feind, der Haifisch, schien keineswegs geneigt, die Bucht zu verlassen. Er hatte uns wahrscheinlich bemerkt und rechnete auf Einen von uns zum Nachtessen; denn er streckte von Zeit zu Zeit den Kopf über das Wasser empor und warf einen grimmigen Blick nach der Seite, wo wir standen. Wir dankten ihm für seine gütigen Absichten, nahmen uns aber vor, so viel an uns lag, dafür zu sorgen, daß seine Wünsche nicht in Erfüllung gingen. Unser Angriffsplan war folgender:

Harry Gill sollte seinen Posten auf dem Felsvorsprung nehmen, von wo Harvey das Skelett entdeckt, bereit, dem Feinde den Rückzug abzuschneiden, falls wir ihn nur verwundeten, und Sr. Excellenz sodann mit einem warmen Abschiedsgruß den Garaus zu machen.

Wir Anderen stellten uns in Reih und Glied, um dem Ungeheuer eine Salve auf den Pelz zu brennen, sobald es Miene machen sollte, Reißaus zu nehmen. Aber Don Manuel gab uns einen bessern Rath.

„Werft dem Hai ein Stück von dem Affen vor," sagte er, „und wenn er sich auf die Seite legt, um darnach zu schnappen, dann schießt ihm geradewegs in's Herz."

Gesagt, gethan. Prodgers nahm ein Bein des von ihm erlegten Affen und schleuderte es in die Bucht. Kaum hatte der Köder das Wasser berührt, als der Fisch auf ihn losschoß, wie die Katze auf eine Maus.

„Feuert!" rief ich, als der Hai sich auf die Seite

warf, um seine Beute zu erschnappen. In demselben Augenblicke schossen wir unsere drei Gewehre auf ihn ab; denn wir hatten auch die alte, der Zerstörung geweihte Flinte bei dieser Gelegenheit noch einmal zu Ehren kommen lassen.

Es war inzwischen so dunkel geworden, daß man den Hai kaum noch deutlich unterscheiden konnte; aber wir hörten, wie er vor Schmerz und Wuth aufschnaubte, während er mit unseren Kugeln im Leibe dem offenen Meere zufloh. Uebrigens bemerkten wir bald an den Bewegungen seines Rückens, daß seine Kräfte abnahmen. Er mußte also schwer verwundet sein.

„Jetzt Gill, jetzt Harry!“ riefen wir Alle auf einmal. „So laß ihn doch nicht entwischen, Mensch! Warum schießest du denn nicht?“

„Verfluchte Landratte, die du bist!“ schrie Prodgers, sich ereifernd, dazwischen. Gill, der sich auf ein Knie niedergelassen hatte, ließ sich durch unser Lamento keineswegs irre machen. Er legte ruhig an, faßte den Hai fest in's Auge und drückte in dem Augenblicke, als dieser an ihm vorüberschießen wollte, wie ein echter Schütze nach dem Kopfe zielend, auf ihn ab. Gleich darauf hörten wir ein zweites, noch heftigeres Schnauben, dann ein Todesröcheln und der Hai fing an unterzusinken.

„Für heute ist Nichts mehr zu machen,“ sagte Hilton. Es war nämlich inzwischen so finster geworden, daß wir fast Nichts mehr zu unterscheiden vermochten, und da wir auf Mondschein nicht zu rechnen hatten, konnten wir nichts Besseres thun, als möglichst schnell unser Lager aufzuschlagen, was in derselben Weise geschah, wie Tags zuvor.

Wir sammelten trockene Reiser und machten ein großes Feuer an; dann packten wir unsere Vorräthe auf dem Boden aus. Diese bestanden aus den letzten Ueberbleibseln vom Bisamschweine und den Brodfruchtschnitten, einigen Kokosnüssen und dem Affenfleisch, das wir mit geschlossenen Augen und unter den schrecklichsten Grimassen hinunterwürgten. Den Hauptgegenstand des Tischgespräches bildete natürlich der Hai.

„So viel ist gewiß," sagte ich, „wenn wir so glücklich sind, uns des Ungeheuers zu bemächtigen, wird es uns in vieler Hinsicht zu Statten kommen. Seine Zähne können uns als Pfeilspitzen dienen; seine Leber enthält eine große Menge Oel; aus seinen Knochen lassen sich mancherlei Werkzeuge, als: Bohrer, Feilen, Zangen und dergleichen, herstellen, und wenn es uns gelingt, dem Thiere seine dicke Haut abzuziehen, können wir daraus eine Art Leder bereiten, das uns in mehr als einer Beziehung von größtem Nutzen sein wird."

Mit einem Worte, wie unerfahrene Hausfrauen, die, weniger weise als hoffnungsvoll, ihre Hühnchen zählen, bevor sie ausgebrütet sind, so verfügten wir bis zum letzten Knochen über unsern Hai, obschon wir nicht einmal wußten, ob wir ihn je wieder zu Gesichte bekommen würden.

„Wohlan, liebe Leute," sagte Don Manuel, sobald das Nachtessen beendigt war, „wir haben heute mit dankbarem Herzen bekannt, daß wir Christen seien; ich bin überzeugt, daß ihr nun auch Alle damit einverstanden seid, den Tag als solche zu beschließen."

Diesesmal war uns der Gedanke, zu beten, nicht mehr so neu. Der Priester kniete in unserer Mitte nieder und machte das heilige Kreuzzeichen. Hilton versuchte

ein Gleiches zu thun, stellte sich aber höchst linkisch dabei an. Nachdem Don Manuel sich in die Gegenwart Gottes versetzt und Ihm für alle an diesem Tage empfangenen Wohlthaten gedankt hatte, fing er an, laut seine Gewissenserforschung anzustellen, während wir Andern, im Kreise um ihn her knieend, ihm mit Staunen und Verwunderung zuhörten; denn diese Uebung war uns gänzlich neu. „Wie habe ich den verflossenen Tag zugebracht?" fragte er sich selbst. „Waren meine ersten Gedanken auf Gott gerichtet, und wie oft habe ich mich im Laufe dieses Tages in Seine Gegenwart versetzt? Wie waren meine Gedanken, Worte und Werke heute beschaffen? Habe ich mich sorgfältig vor der Sünde, vor Zorn und dergleichen gehütet?" Hier stieß der alte Prodgers ein mürrisches „Hm" hervor, in Folge dessen Hilton beinahe ausgeplatzt wäre. „Bin ich stets liebevoll mit meinen Nebenmenschen umgegangen, oder habe ich sie gereizt, Gott zu beleidigen?" — Bei diesen Worten wurde Gill feuerroth. — So stellte der Priester sich noch verschiedene Fragen, die für uns fast so unverständlich waren, als ob er hebräisch gesprochen hätte. Dann betheuerte er vor Gott, dem Allwissenden, daß er seine Sünden aus Liebe zu Ihm von ganzem Herzen bereue und den festen Vorsatz fasse, sein Leben zu bessern.

„O mein Gott," so betete er mit rührender Andacht, „ich hasse und verabscheue alle meine Sünden, weil ich Dich damit beleidigt habe, Dich, Der wegen Seiner unendlichen Güte und Vollkommenheit über Alles geliebt zu werden verdient. Ich nehme mir mit Deiner Gnade ernstlich vor, Dich nie mehr zu beleidigen und alle Gelegenheit zur Sünde sorgfältig zu meiden."

Als unsere Seelen durch das Gebet erquickt waren, schickten wir uns an, auch unserm müden Körper Ruhe und Stärkung zu gewähren. Nachdem wir noch einige Arme voll dürrer Reiser auf's Feuer gelegt, lagerten wir uns um dasselbe herum, und die Meisten sanken bald in einen tiefen Schlaf; nur Don Manuel zog sich noch für einige Zeit zurück, um seine Gebete zu beenden.

Siebenzehntes Kapitel.

Eine Unterhaltung beim Feuer.

Eine meiner Hauptsorgen war, wie wir die Männer beschäftigen und bei guter Laune erhalten sollten. Es gab allerdings vollauf zu thun; denn wir mußten für Wohnungen sorgen, Land urbar machen, Thiere einfangen und zähmen, Schießübungen mit Bogen und Pfeil anstellen, um unser Pulver zu sparen, und endlich versuchen, die Häute des erlegten Wildes so zuzubereiten, daß sich Kleidungsstücke daraus anfertigen ließen. Aber würden unsere Gefährten auch darein willigen, sich einer geregelten Beschäftigung zu unterziehen, und würde es in Folge des Müßigganges nicht wieder zu neuen, bedauernswerthen Auftritten kommen? Dieser letzte Gedanke verursachte mir namentlich große Sorge. Es hatte sich während der kurzen Zeit unseres Zusammenlebens leider schon hinlänglich gezeigt, wie sehr die Männer geneigt waren, ihren Leidenschaften die Zügel schießen zu lassen. Wie leicht konnte unter solchen Umständen ein mörderischer Kampf entbrennen, der alle Greuel des

Krieges über unsere kleine Gesellschaft heraufbeschwören und den Boden unserer Insel zum ersten Mal mit Blut beflecken würde!

In diese ernsten Betrachtungen vertieft, hatte ich eine Weile schweigend am Feuer gesessen. Des einsamen Nachdenkens endlich müde, freute ich mich, als Don Manuel herzutrat und seinen Mantel auf dem Boden ausbreitete, um sich zur Ruhe zu legen. Ich fühlte das Bedürfniß, mich auszusprechen; deßhalb fragte ich ihn, ob er nicht zu müde sei, noch ein wenig mit mir zu plaudern, und theilte ihm sodann alle meine Befürchtungen mit.

„Ei was, guter Freund," versetzte er in seiner freundlichen Weise, „wir haben ja bereits angefangen, gegen Zank und Streit einen Wall aufzubauen."

Ich verstand nicht, was er mit dem Wall meinte, und sah ihn fragend an.

„Je nun, der Wall ist nichts Anderes, als das Gebet und zwar das gemeinschaftliche Gebet," sagte er.

„Ich muß gestehen, daß diese gemeinschaftlich verrichteten Gebete auf mich einen ganz merkwürdigen Eindruck machten", versicherte ich, „und daß ich jetzt eigentlich erst begreife, was Beten heißt."

„Warum denn?" fragte er lebhaft. „Ich denke doch, daß Sie von Kindheit an gebetet haben."

Ich fühlte, wie mir die Schamröthe in's Gesicht stieg, als ich mich ganz unverdienter Weise so günstig beurtheilen hörte.

„Das Gebet," fuhr Don Manuel fort, ohne auf meine Verlegenheit zu achten, „ist eine Erhebung des Herzens zu Gott. Je höher sich aber die Seele erhebt, desto mehr nähert sie sich Gott, und je näher sie Ihm

kommt, desto ähnlicher wird sie Ihm. Da nun Gott der ewige Friede und die ewige Ruhe ist, so zieht mit dem Gebete auch Ruhe und Frieden in das Herz des Menschen ein, und wem der Friede im eigenen Herzen wohnt, der strebt auch nach Frieden mit seinem Nächsten. So kommt der Mensch endlich dahin, daß er ohne Frieden gar nicht mehr leben kann und daher zu jedem Opfer bereit ist, ihn aufrecht zu erhalten. Das ist es, was ich sagen wollte, als ich von dem Walle sprach. Ist's nicht etwas Großes um die Errichtung eines solchen Bollwerkes gegen Zorn, Haß und Feindschaft und all das Unheil, das daraus entsteht?"

Es wäre mir in diesem Augenblicke nicht möglich gewesen, ihm zu antworten; mein Herz war zu voll. Ich starrte unverwandten Blickes in die Gluth; denn ich fühlte die ganze Wahrheit dessen, was ich soeben gehört. Der Priester hatte sowohl in seiner Ausdrucksweise wie in seinem ganzen Wesen die schlichte Anspruchslosigkeit eines Kindes; aber er redete mit der ruhigen Autorität eines Mannes, der aus Erfahrung spricht, und die Lehren, welche er Andern ertheilt, selbst zu befolgen pflegt. Nach einer Weile ernsten Stillschweigens wandte ich mich zu ihm, um unser Gespräch fortzusetzen.

„Es gibt Menschen, die sich nicht damit begnügen, selbst den Frieden zu besitzen," bemerkte ich, „sondern auch Alles aufbieten, um ihn Andern zu geben."

Er schien etwas verlegen, als ob er nicht wisse, was er antworten solle, und ungern sehe, daß man von ihm rede.

„Als wir gestern den Berg hinanstiegen," sagte er, der Unterhaltung eine andere Wendung gebend, „da wurde

die Luft immer reiner und die Aussicht immer umfassender, je höher wir kamen. Ebenso verhält es sich mit unserer Seele. Gegen die Leidenschaften, die uns von Gott abziehen, kämpfen, heißt gleichsam einen Berg hinansteigen. Wenn wir beten, wenn wir um des Friedens willen uns selbst verläugnen, wenn wir aus Pflichttreue Andern entgegentreten, oder ihnen aus Liebe zu Gott Gutes erweisen, dann klimmen wir empor. Je öfter wir diese Tugendacte üben, desto rüstiger steigen wir aufwärts; je höher wir aber kommen, desto mehr Freude gewinnen wir an der Uebung unserer Kräfte, und desto herrlicher winkt der Lohn. Ich will Ihnen einige Verse citiren, die vor zwei und einem halben Jahrtausend ein griechischer Dichter schrieb. Wenn schon ein Heide solche Anschauungen hatte, wie tief sollten dann nicht erst wir Christen von der Wahrheit dieser Dinge durchdrungen sein!"

Hierauf sagte er mit der ihm eigenen fremden Aussprache die folgenden Verse her:

„Leicht ist's freilich, zu gehen die ebene Straße des Lasters,
Die aus der Nähe ja winkt dem großen Haufen und anlockt;
Mühe jedoch und Schweiß soll kosten die Uebung der Tugend.
So der Unsterblichen Wille. Gar lang und steil und beschwerlich
Anfangs scheinet ihr Pfad, der, alsobald man erklommen
Endlich den höchsten Gipfel, nun ebenso leicht wird und rosig."

„Sie sehen," fuhr er sodann fort, „der arme Heide hatte so wenig Begriff von dem einzig wahren Gott, daß er seine Götzen für unsterbliche Götter hält; dennoch ahnte er die Wahrheit, von welcher wir reden, obschon er unter Tugend allerdings nur die auf stolze Selbstsucht gegründete Gleichförmigkeit des Lebens mit dem natürlichen Gewissen verstand und Nichts von jener Liebe

wußte, welche die Erfüllung des Gesetzes ist; denn diese Liebe ist eine christliche Tugend, die aus dem Glauben entspringt."

„Aus dem Glauben?" fragte ich, als wäre es mir darum zu thun gewesen, Widerspruch zu erheben, „und Sie, als Katholik, behaupten am Ende, daß wir Andern nicht einmal den Glauben haben?"

„Den wahren Glauben können Sie allerdings nicht besitzen, mein Freund," entgegnete er theilnahmsvoll; „aber Sie können doch Etwas haben, das dem Glauben ähnlich ist und einige seiner Wirkungen hervorbringt."

Ich sah ihn an, als ob er in Räthseln spreche.

„Sie können den Anfang oder die Vorbedingungen des Glaubens haben; Sie können einzelne Glaubenswahrheiten gleichsam von uns entlehnt haben und mögen bis zu einem gewissen Punkte nachahmungsweise handeln, als ob Sie den wahren Glauben besäßen."

Achtzehntes Kapitel.

Einige kleine Schulden.

Er schloß aus meiner Miene, daß ich nicht befriedigt sei.

„Nicht wahr," fuhr er fort, „wenn wir Mondschein haben, ist die Erde hell erleuchtet; der Wanderer kann seinen Weg finden, und wir sind beinahe im Stande, zu lesen. Aber kommt das Licht des Mondes je dem Sonnenlichte gleich? — Nein," antwortete er sich selbst in so erhobenem Tone, daß einige der Schläfer auffuhren

und Prodgers einen Fluch ausstieß, „der Mond in all seiner Pracht hat doch nur ein erborgtes Licht; es ist ein bloßer Widerschein. Denken wir uns die Sonne weg, und er ist dunkel. Aber ich glaube, Sie sind müde."

„Keineswegs," beeilte ich mich zu versichern, „nur verstehe ich nicht, wo das Alles hinaus soll."

„Ich wollte sagen, daß nur die katholische Kirche, welche allein den Auftrag empfing, die Völker zu lehren, ihre Kinder vollkommen erleuchtet; gleichzeitig spendet sie allerdings auch Denen einiges Licht, welche sie nicht als ihre Mutter anerkennen. So kommt es, daß die Andersgläubigen einzelne ihrer Glaubensartikel, wenn nicht als dogmatische Lehrsätze, so doch als fromme Meinungen oder Vermuthungen beibehalten; ihr Licht ist gleichsam ein Widerschein, wie das des Mondes. Aber der schwächste Schimmer des Tages, der schnell verlöschende Lichtstrahl, den ein Meteor verbreitet, ist immer noch besser als völlige Finsterniß. Die Kirche hat geringere Wohlthaten für Diejenigen, welche ihre besten Gaben verschmähen, und sie macht Viele zu ihren Schuldnern, welche weit entfernt sind, diese Schuld anzuerkennen. Aber es ist Zeit, daß wir uns zur Ruhe begeben."

„Noch einen Augenblick," rief ich; „denn was Sie da sagen, beunruhigt mich, obschon ich nicht die Hälfte davon verstehe. Führen Sie mir, bitte, einen Beweis an! Was haben wir denn von Ihrer Kirche erborgt?"

Don Manuel begann, an seinen Fingern aufzuzählen:

„Erstens, die heilige Schrift selbst; denn ohne die Autorität der Kirche würden Sie ja nicht einmal wissen, welche Bücher vom heiligen Geiste eingegeben sind; die Bibel selbst gibt darüber keinen Aufschluß.

„Zweitens, die Einsetzung des Sonntags als Tag der Ruhe; denn wenn Sie Sich in diesem Punkte nicht auf die Tradition der Kirche stützten, so würden Sie Sich schwer gegen das dritte Gebot versündigen, das bekanntlich den siebenten Tag zu heiligen befiehlt.

„Drittens, — ich hätte dies eigentlich in erster Reihe nennen sollen, — verdanken Sie uns die durch die ersten Concilien festgestellten Dogmen in Bezug auf das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit und der Menschwerdung des Wortes Gottes."

„Das ist doch zu arg!" rief ich, mich ereifernd. „Wie können Sie behaupten, daß wir Ihnen auch dieses verdankten? Jene Dogmen machen ja einen Theil unserer Glaubenslehre aus; ich habe immer gehört, daß . . ."

„Erinnern Sie mich morgen an die Namen Sabellius und Nestorius, und ich werde Ihnen meine Behauptungen beweisen. Wünschen Sie, daß ich noch fortfahre?"

Ich nickte zustimmend, machte jedoch nicht das freundlichste Gesicht; denn die letzte Behauptung Don Manuels hatte mich lebhaft verdrossen.

„Viertens," fuhr er fort, — „ich muß es sagen auf die Gefahr hin, Sie auf's Neue zu beleidigen, — viertens schulden Sie der katholischen Kirche alle jene Glaubenswahrheiten, die im apostolischen, im nicänischen und im athanasischen Glaubensbekenntnisse enthalten sind.

„Fünftens, nur auf das Ansehen der katholischen Kirche hin durften Sie heute von dem Bisamschweine und dem Affen essen, ohne sich zu versündigen."

Ich glaubte, er wolle die Sache in's Lächerliche ziehen. Als er jedoch meine Gedanken errieth, legte er seine Hand auf meine Schulter und sagte:

„Sie werden doch nicht voraussetzen, daß ich mit einem so ernsten Gegenstande Scherz treibe? Nichts liegt mir so fern, als das. Erinnern Sie Sich, daß es im alten Bunde ausdrücklich von Gott verboten war, das Fleisch erstickter Thiere zu genießen. Wenn Sie nicht anerkennen, daß die Kirche dieses Gebot im neuen Bunde außer Kraft gesetzt hat, so sind Sie heute noch verpflichtet, es zu halten.

„Sechstens, wenn Sie, wie Sie es behaupten, ein von den Aposteln stammendes Priesterthum haben, was ich, aufrichtig gesagt, sehr bezweifle, wem anders verdankten Sie es dann, als der katholischen Kirche? Dies erkennen Ihre gelehrten Theologen übrigens auch an.

„Siebentens endlich, woher haben Sie Ihre herrlichen Kirchen, von denen Sie so wenig Gebrauch machen, Ihre prächtigen Cathedralen, die heute noch den Namen eines katholischen Heiligen tragen? Ihre großartigen Collegien, deren Namen Corpus Christi, St. Mary's, All Souls', Peterhouse gleichfalls daran erinnern, daß sie aus katholischen Zeiten stammen? Ihre Armenhäuser, wo theilweise noch jetzt, wie einst an jeder Klosterpforte, den Bettlern und den vorüberziehenden Wanderern eine Gabe gereicht wird? Ihre nun freilich in Ruinen liegenden Abteien, in deren Schatten Sie Ihre Picknicks halten?

„Doch genug für heute," fügte er mit halb unterdrücktem Gähnen hinzu. „Von der Magna Charta, der Habeas-Corpus-Acte und andern Bollwerken der britischen Constitution wollen wir ein andermal reden, sonst müßten wir bis Mitternacht aufbleiben. Ich wünsche Ihnen Gottes Segen und angenehme Ruhe!"

Bei diesen Worten hüllte er sich in seinen Mantel,

machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und schlief bald ruhig ein.

Neunzehntes Kapitel.

Der Sturm.

Am andern Morgen wurden wir durch ein lautes Geschrei geweckt. Im Nu standen wir auf den Beinen und griffen nach unsern Waffen; denn wir glaubten in der ersten Ueberraschung, es handle sich um nichts Geringeres, als um einen feindlichen Ueberfall. Bald erkannten wir jedoch die Stimme Hiltons, der uns von der Bucht her zurief. Wir eilten nun so schnell als möglich dorthin, in der Voraussetzung, daß Ned uns eine Neuigkeit in Betreff des Haifisches mitzutheilen habe.

Als wir aus dem Walde traten, sahen wir in der That den riesigen Leib des Ungeheuers in einer Entfernung von etwa einer Viertelmeile auf dem Wasser schwimmen, während Hilton in ausgelassener Freude am Ufer auf- und abtanzte. Wir überlegten jetzt mit einander, wie wir es anstellen sollten, uns des Kolosses zu bemächtigen und ihn an's Land zu bringen. Vor Allem mußten wir uns vergewissern, ob der Hai wirklich todt sei; denn diese Thiere haben bekanntlich ein sehr zähes Leben, weßhalb ich auch dem Vorschlage Hilton's, daß Einer von uns hinschwimmen und dem Fische einen doppelten Strang Bindfaden um den Leib werfen solle, nicht beistimmte. Uebrigens bemerkten wir zu unserer Freude, daß die Fluth ihn allmählich weiter in die Bucht hereintrieb; wir brauchten mithin nur abzuwarten, bis

er vollends das Ufer erreichte; denn dann mußte er bei eintretender Ebbe unfehlbar auf dem Sande zurückbleiben. Um ganz sicher zu gehen, befahl ich Gill, noch einen Schuß auf ihn abzufeuern. Dieser traf den Hai unter der Seitenflosse; aber das Ungeheuer rührte sich nicht, worauf Alle ein donnerndes Hoch auf Gill ausbrachten, der ihm am Abend zuvor so geschickt den Garaus gemacht. Während wir erwartungsvoll am Ufer standen, brachte jeder Wellenschlag den Haifisch näher, bis er sich endlich, flach auf der Seite liegend, in seiner ganzen Größe zeigte. Es war wirklich ein gewaltiges Thier, ungleich größer als das Skelett, das wir Tags zuvor in derselben Bucht entdeckt. Seine Länge betrug mindestens dreißig Fuß. Als die Fluth ihn ganz herangetrieben, wateten unsere vier Männer ihm entgegen, um mittelst der Handspeiche und dem Stabe Don Manuel's den Kopf des Fisches dem Ufer zuzuwenden. Dann warteten wir ruhig, bis die Ebbe eintrat, was nach ungefähr einer halben Stunde geschah.

Der Wind blies gerade in die Bucht hinein und nahm im Laufe des Morgens bedeutend an Stärke zu, sonst wäre unsere Beute doch schwerlich nahe genug gekommen, um uns von Nutzen zu sein. Kaum hatte der Fisch das Ufer erreicht, da wurde der Wind auf einmal so heftig, daß wir uns auf einen Sturm gefaßt machten; aber es kam nicht nur ein Sturm, sondern ein gewaltiger Orkan. Der Himmel wurde binnen einigen Minuten so düster, wie ich ihn in meiner Heimath selbst an den dunkelsten Novembertagen nicht sah; die Seevögel stürzten mit großem Geschrei an's Land und strichen so nahe an uns vorüber, daß wir sie hätten zu Dutzenden mit unsern

Stöcken erschlagen können; die in der Nähe des Ufers stehenden Palmbäume beugten sich unter der Gewalt der dahinfahrenden Windstöße wie Weidenruthen; andere wurden entwurzelt oder geknickt.

Es blieb uns nichts Anderes übrig, als uns mit dem Gesichte auf den Boden zu werfen, was wir auch unverzüglich thaten; doch hatte der Wind schon Prodgers Hut ergriffen und wirbelte denselben so hoch in die Luft, daß wir ihn erst nach Verlauf von acht Tagen auf einem ein und eine halbe Meile von der Stelle befindlichen Bananenbaume wiederfanden.

Aber in diesem Augenblicke war weder Zeit zu brummen, noch an Hüte zu denken; denn das entfesselte Element tobte mit jener rasenden Wuth, von der man nur in den Tropenländern einen Begriff hat.

Das Krachen der brechenden Bäume und niederstürzenden Aeste, das Stöhnen und Rauschen der übereinander gethürmten Wassermassen, die sich mit der Schnelligkeit eines Rennpferdes in die Felsenbucht wälzten, ihren Schaum bis zu den Wipfeln der Bäume emporschleudernd und uns jeden Augenblick damit bedeckend, das Tosen der Brandung, die sich mit Donnergeroll an dem die Bucht abschließenden Korallenriffe brach: Alles das vereinigte sich zu einer Naturscene, die ich auch nicht annähernd zu beschreiben vermag. Mehrmals leckten die Wogen so hoch empor, daß sie fast die Stelle erreichten, wo wir ausgestreckt am Boden lagen; wir fürchteten bei jedem Wellenschlage, mitfortgespült und in's Meer hinabgerissen zu werden; deßhalb benutzten wir einen Augenblick, wo der Sturm ein wenig nachzulassen schien, um schnell aufzuspringen und vor dem Winde herzulaufen,

bis wir ein niedriges Gehölz erreichten, das weiter landeinwärts lag. Unter höhern Bäumen wagten wir nicht Schutz zu suchen, weil wir fürchten mußten, von ihnen erschlagen zu werden.

An unsere Beute dachte Keiner mehr; denn die Dinge erscheinen uns Menschen nur so lange wichtig, bis etwas noch Wichtigeres kommt und sie aus unserm Gedächtnisse verdrängt.

Der Regen oder, besser gesagt, die wolkenbruchartigen Wassergüsse strömten jetzt wie eine Sündfluth auf uns nieder, so daß wir genöthigt waren, auf's Neue die Flucht zu ergreifen und anderswo Schutz zu suchen. Uebrigens waren wir jetzt schon bis auf die Haut durchnäßt, was, da wir keine Kleider zum Wechseln hatten, die schlimmsten Folgen nach sich ziehen konnte. Wir eilten also weiter, so gut es ging. Da der Sturm noch immer nicht nachließ, mußten wir uns im Gehen an den Gebüschen festhalten, bis wir in einen dichten Wald von Kokos- und Bananenbäumen kamen. In der Hoffnung, irgend ein sicheres Obdach vor dem Regen zu finden, ließen wir uns vom Winde treiben, vermutheten jedoch, daß er uns dem Felsrücken zuführe, welcher die Südspitze der Insel bildete.

Es dauerte auch nicht lange, da sahen wir den Felsen vor uns aufsteigen, und die zerzausten Wipfel der auf seinem Gipfel sich erhebenden Bäume nach allen Richtungen schwanken und sich neigen. Wir beeilten uns, in den Schutz der Felswand zu gelangen, die mauersteil emporstieg. Ihrem Fuße entlang gehend, fanden wir nach etwa zwanzig Schritten einen kolossalen Felsblock, der wahrscheinlich bei einem Erdbeben von der Höhe

herabgestürzt war. Dies abgerissene Felsstück stand aufrecht, jedoch so schief, daß es sich oben bis auf etwa acht Fuß der Felswand näherte, während seine Basis um ebenso viele Ellen von derselben entfernt war. Es sah auf den ersten Blick so gefährlich aus, als ob es im Falle begriffen wäre und im nächsten Momente alles unter ihm Befindliche zerschmettern müsse; aber es hatte offenbar schon seit Jahrhunderten so da gestanden; dafür zeugten die aufrechtstehenden Bäume und Sträucher, mit denen die Außenseite bewachsen war.

„Das ist eine Zufluchtsstätte, die uns sichern Schutz gewährt," rief Don Manuel, „und zwar nicht nur bei diesem Sturme, sondern vielleicht für immer; denn wo wären wir besser geborgen, als unter diesem Felsendache? Die Bäume rings umher bieten uns kühlen Schatten und decken uns zugleich gegen feindliche Angriffe. Auch könnten wir noch andere anpflanzen," fuhr er fort, während wir damit beschäftigt waren, unsere Kleider auszuringen, „und so den Eingang unserer Wohnung derart verbergen, daß weder Wilde noch reißende Thiere unser Versteck aufzufinden vermögen."

„Das ist richtig," bemerkte Gill, „aber wir haben hier keine Aussicht auf's Meer; es könnte möglicherweise ein Schiff in die Nähe der Insel kommen und sogar seine Schaluppe an's Land schicken, ohne daß wir es merkten, und wir würden mithin leicht die Gelegenheit verpassen, aus unserer unfreiwilligen Haft erlöst zu werden."

„Da weiß ich Rath," rief Tom Harvey, „man braucht ja nur diesen Felsblock hinan und von da auf die gegenüberstehende Wand zu klimmen, dann hat man eine freie Aussicht nach beiden Seiten."

„Du hast's getroffen, Kamerad," versetzte Hilton. „Auf denn, es gilt, wer von uns zuerst oben ist," und mit diesen Worten kletterte er, sich an den Sträuchern festhaltend, behende den Felsrücken hinan. Harvey war dicht hinter ihm, und dann folgten wir Andern. Da wir ohnehin keinen trockenen Faden mehr an uns hatten, fürchteten wir weder den Regen, noch die nassen Zweige. Die Heftigkeit des Sturmes aber hatte einigermaßen nachgelassen, obschon er immer noch laut genug heulte und das Meer fast noch ärger tobte als zuvor.

Wir gelangten mit einiger Anstrengung auf die Höhe der Felswand, wo wir eine weite Rundsicht genossen; nur nach Norden zu war der Gesichtskreis durch den sogenannten Vulcan beschränkt. Wir wandten uns zunächst nach Westen, wo das Meer verhältnißmäßig ruhig war; denn das Unwetter kam von Ost oder Südost. Nach einer Weile bat Harvey mich um mein Fernrohr, legte sich platt auf den Boden, drückte den Hut tief in's Gesicht und schaute forschenden Blickes in der Richtung des Windes aus.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Ankömmlinge.

Während Harvey am Boden lag und in die Ferne spähte, hörte ich ihn leise vor sich hinmurmeln:

„Ja, ja, es taucht da hinten am Horizonte Etwas auf; aber was mag es sein? Vielleicht wieder ein großer Hai oder sonst ein Ungeheuer."

Plötzlich sprang er auf und rief: „Ein Schiff, Kameraden, ein Schiff!“

Hätte ein Todter seinen Mund aufgethan und zu uns geredet, ich glaube, unsere Ueberraschung wäre nicht größer gewesen, als bei dieser Nachricht Tom Harvey's. Wir Alle waren wie elektrisirt. Prodgers und Gill stürzten auf ihn zu, um ihm das Fernrohr zu entreißen; aber Tom reichte es mir, während ich mich neben ihn auf den Boden streckte, um selbst meine Beobachtungen anzustellen. Man sah in der That ein Schiff; aber es ließ sich noch nicht unterscheiden, welcher Art es sei; nur glaubte ich, während es gleich einer Feder auf den Wellen tanzte, den in eine hohe Spitze auslaufenden Vordertheil eines jener leichten Fahrzeuge zu erkennen, deren die Indianer der Südsee-Inseln sich zu bedienen pflegen. Es kam inzwischen näher und wir sahen bald, auch mit unbewaffnetem Auge, daß sich drei oder vier Männer darin befanden, die sich umsonst bemühten, das vom Winde hin- und hergetriebene Boot zu lenken. Schon näherte es sich dem Korallenriffe, und wir befürchteten, es in wenigen Augenblicken an denselben zerschellen zu sehen.

„Herr, sei ihren armen Seelen gnädig!“ betete der Priester, sich auf die Kniee werfend.

„Amen!“ riefen wir Alle wie aus einem Munde; denn die Männer schwebten offenbar in so großer Gefahr, daß wir sie bereits für verloren hielten und nicht begreifen konnten, wie das Canoe so lange Widerstand zu leisten vermochte. Jetzt war es nur noch um einige Wellen vom Felsendamm entfernt. Da wälzte sich eine gewaltige Woge aus dem offenen Meere daher, hob das Canoe auf ihren Rücken und schleuderte es sammt

Allen, die darin waren, über das Korallenriff hinweg mitten in die Bucht. Im Niederfallen schlug es um, und die vier Männer stürzten sämmtlich in die tobende Fluth.

Bei diesem Anblicke eilten wir Alle, derselben Eingebung folgend, zum Ufer hinab und auf den Felsen zu, wo Harvey das Skelett des Haifisches entdeckt hatte; denn von dort aus allein konnte es uns allenfalls gelingen, die Unglücklichen zu retten, welche im Begriffe waren, vor unsern Augen den Tod in den Wellen zu finden. Als wir näher kamen, sahen wir, wie das Canoe kielaufwärts in der Bucht hin- und hertrieb. Es schien trotz des gewaltigen Ruckes, den es erlitten, noch unbeschädigt zu sein; aber die Lage seiner unglücklichen Mannschaft war um so verzweifelter. Das Meer tobte noch immer so fürchterlich, daß wir nicht einmal recht sehen konnten, was aus den Schiffbrüchigen wurde. Bald überzeugten wir uns jedoch, daß Einer derselben bereits den Geist aufgegeben; denn die Wogen schleuderten ihn hin und her, ohne daß er auch nur versucht hätte, den geringsten Widerstand zu leisten. Die Andern kämpften noch gegen die gewaltigen Wellenberge, die über sie hinwegrollten; aber man sah, daß ihre Kräfte schwanden. Zwei der Wilden versuchten mit äußerster Kraftanstrengung dem Ufer zuzuschwimmen, wobei sie jeden Augenblick untersanken. Der vierte, der noch in sehr jugendlichem Alter zu sein schien, war auf den Kiel des Bootes geklettert und hielt sich mit der Kraft der Verzweiflung daran fest, während das Canoe mit jedem Wellenschlage näher an's Ufer herantrieb. Wie gefährlich seine Lage auch schien, so hatte er doch offenbar die

meiste Aussicht, dem Tode zu entrinnen, wofern es ihm nur gelang, noch eine Weile festzuhalten.

Wir hatten in der größten Eile aus unserm Bindfaden eine Art Strick gedreht und denselben an ein breites Stück Holz befestigt, das als Rettungsboje dienen sollte. Dies schleuderten wir, so weit wir konnten, in's Meer hinaus, jenem der beiden Schwimmer zu, welcher dem Ufer am nächsten war. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich mit der äußersten Anstrengung seiner schwindenden Kräfte, das Holzscheit zu erhaschen; da er jedoch fürchten mochte, es inmitten der tobenden Wellen, auf denen er, gleich einem Strohhalme im Mühlbache, umherwirbelte, von Neuem zu verlieren, wand er den Strick so fest um seinen Arm, daß das Blut herausquoll. Er schien dies nicht zu beachten oder merkte es vielleicht nicht einmal; denn seine Kräfte waren mittlerweile derart erschöpft, daß er vor Schwäche umgekommen wäre, wenn nicht Hilton und Harvey sich in's Meer gestürzt und ihn ergriffen hätten.

Don Manuel und ich nahmen den anscheinend leblosen Körper in Empfang und legten ihn behutsam auf den weißen Sand. Nachdem wir die erstarrten Glieder des Armen eine Zeit lang gerieben und alle uns zu Gebote stehenden Mittel angewandt hatten, kam er allmählich wieder zu sich. Ich überließ ihn daher dem Priester und eilte wieder an's Meer, um mich nach den beiden Andern umzusehen, welche noch immer mit den Wellen kämpften. Es kostete ungleich größere Mühe, den andern Schwimmer zu retten; er schien bedeutend älter zu sein als der erste, und seine Kräfte nahmen von Sekunde zu Sekunde ab. Als er dem Ufer schon

ziemlich nahe war, hörte er endlich ganz auf zu schwimmen und sank allmählich unter.

Bei diesem Anblicke stieß der Knabe, der auf dem Canoe saß, ein so verzweifeltes Jammergeschrei aus, daß es uns Allen durch Mark und Bein drang. Wir wußten nicht, daß der ertrinkende Greis sein Vater sei; allein das klägliche Geheul des Kindes und der Anblick des sinkenden Indianers spornten uns an, das Aeußerste zu wagen. Dennoch würde der Unglückliche schwerlich gerettet worden sein, wenn nicht Tom Harvey rasch zur That übergegangen wäre.

„Auf, Kameraden!" rief er, „ein Leben ist kostbar, wenn es auch nur das eines Wilden ist! Laßt uns eine Kette bilden; ich will der Erste sein!"

Auf diesen Ruf eilte auch Don Manuel herbei, um sich gleichfalls an dem Rettungswerke zu betheiligen. Ohne sich zu bedenken, stürzte er Harvey nach in's Meer; dann kam Gill, der stets bei der Hand war, wo es ein Abenteuer galt, und auf diesen folgten wir Andern. Obschon wir uns Alle fest bei der Hand hielten, wurde die Kette doch mehrmals von den sich heranwälzenden Wogen durchbrochen und Harvey zurückgeschleudert. Aber endlich erreichte er den Wilden, dessen Kopf von Zeit zu Zeit über dem Wasser emportauchte. Er packte ihn bei seinem langen Haar und rief uns zu, sie Beide schnell an's Land zu ziehen.

Aber so leicht sollte der brave Bursche das Leben des Wilden nicht erkaufen. Kaum hatte der Ertrinkende einen Gegenstand gefühlt, an dem er sich festhalten konnte, als er den armen Tom so krampfhaft umklammerte, daß dessen Arme völlig gelähmt wurden. Noch einen Augen-

blick, und Beide hätten in den Wellen ihr Grab gefunden. — Aber die Geistesgegenwart Gills rettete sie. Dieser hatte nicht so bald begriffen, was vor sich ging, als er Don Manuel den Stock entriß und dem Indianer damit einen so wuchtigen Schlag auf den Schädel versetzte, daß er losließ und betäubt untersank. Da stieß der auf dem Kiel des Bootes sitzende Knabe auf's Neue sein herzzerreißendes Angstgeschrei aus und stürzte sich in's Meer, um seinem Vater zu Hülfe zu kommen.

Die Handlungsweise Gills schien im ersten Augenblicke unmenschlich und ließe sich auch in der That nicht entschuldigen, wenn eine andere Wahl übrig geblieben wäre, als entweder zwei Leben dem sichern Tode preiszugeben, oder eines auf's Spiel zu setzen. Dabei war Harvey unser Kamerad, und der Andere ein Fremder; er hatte sein Leben für den Ertrinkenden gewagt und möglicherweise konnte ja auch dieser noch gerettet werden. Das Alles erwägend, konnte ich Gills rasches Handeln nicht tadeln, so grausam mir sein Verfahren im ersten Augenblicke auch schien.

Unsere nächste Sorge war nun, den alten Indianer von Neuem aufzufischen und an's Land zu bringen, was nicht ohne Mühe geschah; denn er war steif und starr wie ein Stück Holz. Uebrigens befanden wir uns sammt und sonders in einem ganz kläglichen Zustande: bis auf die Haut durchnäßt, zitternd vor Kälte und in Folge der übermäßigen Anstrengung total erschöpft.

Von unsern drei Gästen schien der eine bereits todt, der andere hatte kaum so viel Kraft, aufrecht zu sitzen und zu stöhnen, und der Knabe, der inzwischen auch das Ufer erreicht hatte, warf sich jammernd und heulend über

den anscheinend leblosen Körper seines Vaters und raufte sich in verzweifeltem Schmerze die Haare aus.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wir pflegen die Kranken und sorgen für Speise.

Trotz all' unserer Bemühungen kam der zweite Indianer nur sehr langsam zu sich. Don Manuel und ich wandten die üblichen Rettungsmittel an, während der Knabe den Scheintodten in etwas derberer Weise zum Bewußtsein zurückzurufen suchte. Er rüttelte ihn gewaltsam hin und her, kniff ihn in die Finger, und zerrte ihn derart an den Ohren, daß eine Statue hätte aufschreien müssen. Das Alles geschah indeß in einem Uebermaß von kindlicher Liebe; denn nie in meinem Leben sah ich einen so verzweifelten Schmerz, wie dieser junge Indianer ihn an den Tag legte, als er sich endlich von seines Vaters Tode überzeugt zu haben glaubte. Bald warf er sich schluchzend und heulend neben dem vermeintlichen Leichnam auf die Kniee, rüttelte ihn und rief ihn beim Namen; bald fiel er wie ein Wahnsinniger über ihn her und versuchte, ihm wieder Leben einzuhauchen. Da Alles vergebens schien, sprang er auf und streckte seine Arme zum Himmel empor, als wolle er ein überirdisches Wesen um Hülfe anflehen. Endlich ergriff er eine scharfrandige Muschel, die neben ihm im Sande lag, und fing, wie in einem Anfalle von Verzweiflung, an, sich damit derart zu zerfleischen, daß das Blut in Strömen an seinem Leibe herabrann.

Die Männer hatten bis dahin dem wilden Schmerze des Naturkindes mit stiller Theilnahme zugeschaut; als der Knabe jedoch anfing, sich Kopf und Gesicht so grausam mit der Muschel zu verwunden, versuchten Harvey und Prodgers ihn zurückzuhalten. Dagegen wehrte sich der Wilde mit aller Kraft, und als sie ihm die Muschel endlich abnahmen, wollte er sie ihnen wieder entreißen und zeigte dabei mit drohender Miene zum Himmel. Wir verstanden damals nicht, was dieses seltsame Gebahren bedeute; erst später, nachdem wir gelernt hatten, uns in einer Art Mischsprache von Englisch und Indianisch mit unsern Gästen zu verständigen, erfuhren wir, daß der Knabe den Göttern sein Blut für das Leben seines Vaters habe opfern wollen.

Plötzlich kam Prodgers auf einen glücklichen Gedanken.

„Da, versuchen Sie einmal, ob das dem armen Schelme nicht hilft," sagte er, mir seine Rumflasche reichend. „Daß ich auch nicht eher daran dachte!"

Wir schütteten dem Greise unverzüglich einen Schluck von jenem Feuerwasser ein, das für Wilde sowohl, als Civilisirte oftmals so verhängnißvoll geworden ist.

Ob nun der Branntwein bei dem alten Manne, der ihn nie zuvor gekostet, eine besondere Wirkung hervorbrachte, oder ob die bereits angewandten Mittel jetzt erst anschlugen: genug, wir hatten ihm kaum einige Tropfen Rum beigebracht, als er sich heftig schüttelte, einige Male nießte und dann die Augen aufschlug. Wir richteten ihn empor, obgleich er noch nicht zu stehen vermochte, und ließen ihn, auf unsere Arme gestützt, einige Schritte gehen, bis er allmählich den Gebrauch seiner Glieder wiedererlangte.

Unbeschreiblich war die Freude des Sohnes, als er seinen Vater dem Leben zurückgegeben sah, und seltsam die Art und Weise, wie er sie an den Tag legte. Bald tanzte er jauchzend vor ihm hin und her und machte die wunderlichsten Sprünge; bald streichelte er ihm liebkosend Kopf und Wangen; bald plauderte er zärtlich mit ihm in seiner Muttersprache, wobei die seltsamsten Gurgellaute und Mißtöne zum Vorschein kamen, bis der Greis endlich seine Kräfte auf's Neue schwinden fühlte und mit dem Finger nach dem Munde zeigte, um uns anzudeuten, daß er Hunger habe.

Dies erinnerte uns daran, daß es auch für uns selbst Zeit zum Frühstücken sei; allein unsere Mundvorräthe waren fast gänzlich erschöpft. Deßhalb nahm ich mein Gewehr und schlug, von Hilton und Gill gefolgt, den Weg zum Walde ein, um einiges Wildpret zu erlegen. Don Manuel, Prodgers und Harvey blieben am Strande zurück, um die Wilden zu bewachen, damit sie nicht etwa heimlich entfliehen und uns später Unannehmlichkeiten bereiten möchten, woran die armen Schelme übrigens nicht im Entferntesten dachten. Den jungen Indianer nahmen wir mit uns, bedeuteten ihm jedoch, dicht hinter uns zu bleiben, weil wir befürchteten, er könne sonst Gefahr laufen, von uns erschossen zu werden, oder den Versuch machen, zu entwischen. Allein ein derartiger Gedanke kam ihm gar nicht in den Sinn; er war vollauf damit beschäftigt, uns zu beobachten, und wir schlossen aus seiner staunenden Miene und seinen ehrfurchtsvollen Geberden, daß er uns für höhere Wesen hielt. Er folgte uns auf dem Fuße nach, und da er errieth, um was es sich handle, hob er mehrere am

Wege liegende Steine auf und gab uns durch Zeichen zu verstehen, daß er jedes ihm in den Wurf kommende Thier damit tödten und uns dann bringen wolle. Die stummen Geberden, durch welche er uns alles Dies begreiflich machte, waren so ausdrucksvoll, daß man sie nicht mißverstehen konnte, dabei aber so possirlich, daß wir unwillkürlich lachen mußten. Wir befahlen ihm, die Steine fortzuwerfen und uns zu folgen, was er, die Arme wie ein Sklave über die Brust kreuzend, ohne Widerrede that.

Wir hatten erst eine kurze Strecke Weges zurückgelegt, als wir plötzlich ein Thier aus dem Dickicht aufscheuchten, das uns bis dahin gänzlich unbekannt war; es schien eine Art Wildschwein zu sein, obgleich es sich vom Bisamschweine in mehr als einer Hinsicht unterschied. In diesem Augenblicke war uns jedoch Alles willkommen; deßhalb schoß ich es ohne Verzug nieder, und Harvey hob es auf oder schleppte es vielmehr hinter sich her.

Von Jugend auf an den Knall und die Wirkung von Feuerwaffen gewöhnt, hatten wir nicht einmal daran gedacht, welchen Eindruck der plötzliche Gebrauch derselben auf einen Wilden machen müsse. Der junge Indianer war bei dem Schusse zu Boden gefallen und blieb wie todt liegen. Als wir ihn rüttelten, damit er aufstehen solle, warf er sich auf die Kniee und sah uns mit flehender Geberde an; dann deutete er mit dem Finger auf das Gewehr und fing an zu demselben zu sprechen, als ob er ein lebendes Wesen vor sich gehabt hätte und dies bitten wolle, ihn zu verschonen.

So lächerlich diese Scene auch war, erweckte sie doch unser Mitleiden. Ich streckte dem Knaben die Hand

entgegen und hielt mein Gewehr hinter mich, um ihm anzudeuten, daß er Nichts zu befürchten habe. Jetzt stand er auf, schaute jedoch immer noch ängstlich nach der Flinte um, und sobald ich sie wieder hervornahm, ergriff ihn auf's Neue ein solcher Schrecken, daß er davongelaufen wäre, wenn ich ihn nicht mit halb drohender und halb ermuthigender Geberde zurückgehalten hätte. Als ich ihm die Flinte zeigen wollte, zitterte er am ganzen Leibe, warf sich abermals mit dem Gesicht auf den Boden, drückte den Kolben des Gewehres auf seinen Kopf und faltete die Hände, zum Zeichen, daß er es anbete.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wir werden für Götter gehalten.

Obgleich wir in Bezug auf religiöse Angelegenheiten nichts weniger als feinfühlend waren, erfüllte uns doch der Anblick des armen Indianers, der vor einem Stücke Holz und Eisen anbetend auf den Knieen lag, mit Abscheu und Unwillen. Ich entriß ihm die Flinte und zeigte mit der Hand gen Himmel, um ihm begreiflich zu machen, daß Leben und Tod allein von Gott komme. Er schien mich halb und halb zu verstehen; denn er nickte zustimmend mit dem Kopfe und zeigte gleichfalls zum Himmel und dann auf das Gewehr, als ob er sagen wollte, die Götter, welche man ihn anzubeten gelehrt, hätten die Waffe auf die Erde gesandt, oder seien selbst in ihr gegenwärtig. Als ich die Flinte jedoch von Neuem lud, schien er seine Meinung zu ändern und zu der Ansicht zu gelangen, ich selbst müsse ein Gott sein, da ich

das furchtbare Mordinstrument so ganz in meiner Gewalt habe.

Er kroch jetzt mit allen nur möglichen Zeichen der Furcht und Ehrerbietung zu mir heran, verneigte sich mehrmals so tief, daß seine Stirne den Boden berührte, nahm mit zitternder Hand meinen Fuß und stellte ihn auf sein bis in den Staub gebeugtes Haupt. Ich verwies ihm dies mit unwilliger Geberde und versuchte, die Hand gen Himmel erhebend, ihm auf's Neue begreiflich zu machen, daß er ein elendes Geschöpf, wie mich, nicht anbeten dürfe; aber es war Alles umsonst. Ich mußte ihn für diesmal gewähren lassen, hoffte jedoch mit Hülfe Don Manuel's bald ein Mittel ausfindig zu machen, um den armen Knaben eines Bessern zu belehren und zur Erkenntniß des wahren Gottes zu führen. Ich befahl ihm jetzt, das von uns erlegte Thier auf die Schulter zu nehmen und uns vorauszugehen, was er auch mit der größten Bereitwilligkeit that.

Beim Anblicke des Wildschweines waren die Indianer kaum zurückzuhalten; denn wie wir später erfuhren, hatten sie seit ungefähr zwei Tagen keinen Bissen zu sich genommen. Wir hielten es für's Beste, ihren Heißhunger sofort zu befriedigen; deßhalb schnitten wir ein Schulterstück und eine Keule für uns ab und überließen den Rest ihrer rohen Eßbegier. Sie waren im Nu damit fertig; denn das Fleisch zu kochen oder zu braten kam ihnen gar nicht in den Sinn. Ich kann indeß nicht umhin, der liebevollen Aufmerksamkeit zu erwähnen, mit welcher der junge Indianer für seinen Vater sorgte. Da der Greis noch zu schwach war, die Hände zum Munde zu führen, kam ihm sein Sohn, gefühlvoller als manche

Kinder civilisirter Eltern, mit der zärtlichsten Sorgfalt dabei zu Hülfe. Er suchte ihm die saftigsten Stücke Fleisch aus, die er mit den Fingern abreißen konnte, steckte sie ihm mit freudestrahlenden Augen in den Mund und redete ihm dabei in seinem seltsamen Kauderwelsch freundlich zu. So viel ich aus seinen Geberden schloß, bezog sich ein Theil seines kindlichen Geplauders auf meine Flinte und die wunderbare Art und Weise, wie ich das Wild erlegt.

Das Geberdenspiel des Jungen ergötzte die Männer nicht wenig. Ned Hilton meinte, Harvey brauche sich jetzt nicht mehr um den Verlust der beiden Aeffchen zu grämen. „Da, Kameraden, haben wir ja einen Affen, der den Kopf voll toller Streiche hat," sagte er, „und den wir ganz nach Belieben dressiren können; arbeitsscheu ist er nicht und fürchtet deßhalb auch nicht, zu zeigen, daß er plaudern kann [1].

Die beiden Andern schienen das, was der Knabe ihnen erzählte, durchaus nicht lächerlich zu finden. Kaum hatte er seinen Bericht beendigt, als sie vom Boden aufstanden, sich ehrfurchtsvoll uns näherten und zum Zeichen der Unterwerfung oder Anbetung vor uns niederfielen. Der Einzige, welcher sich durch diese Huldigung geschmeichelt fühlte, war Prodgers. Hilton, Harvey und der stets muntere Gill lachten hell auf und rissen die gelungensten Witze. Don Manuel gab dem vor ihm knieenden Indianer — es war der Greis, den wir mit genauer Noth dem Tode entrissen — durch eine abwehrende

[1] Die Neger in Westindien sind bekanntlich der Meinung, daß der Affe ein menschliches Wesen sei, aber nicht sprechen wolle, damit er nicht zu arbeiten brauche.

Geberde sein Mißfallen zu erkennen; dann nahm er ihn freundlich bei der Hand und hob diese zwischen seinen gefaltenen Händen zum Himmel empor, um ihm anzudeuten, daß Gott es sei, Der ihn errettet und daß Ihm allein Anbetung gebühre.

So bezog sich also — mit Freuden denke ich jetzt daran zurück — unser erster Gedankenaustausch mit den armen Wilden, die der Himmel uns zugesandt, auf den Glauben an den einzig wahren Gott.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eine Lection in der Indianersprache.

Wir mußten zunächst darauf bedacht sein, wie wir es anstellen sollten, uns mit unsern neuen Freunden zu verständigen. Nachdem wir diese Frage mit einander berathschlagt, forderten mich unsere Männer auf, den Wilden mit Hülfe stummer Zeichen eine Rede zu halten, um ihnen Vertrauen zu uns einzuflößen und sie zum Zusammenleben mit uns zu bewegen. Ich bat Don Manuel, dies Kunststück selbst zu versuchen; aber er lehnte es ab und schob mich vorwärts. So näherte ich mich denn der Stelle, wo die drei Indianer ängstlich zusammengekauert saßen und, das Kinn in die Hand gestützt, mit ihren rollenden Augen jede unserer Bewegungen beobachteten. Als sie mich mit der Flinte auf sich zukommen sahen, sprangen sie voll Entsetzen auf und warfen sich mit dem Gesichte zur Erde, überzeugt, daß ich willens sei, sie zu tödten. Ja, sie schienen sogar zu befürchten,

daß wir mindestens Einen von ihnen verzehren wollten; denn die Matrosen waren eben damit beschäftigt, ein Feuer anzuzünden, um die zurückgelegten Stücke des Wildschweines zu braten.

Als ich dies sah, legte ich mein Gewehr auf den Boden und streckte ihnen die Hände entgegen, um sie zu überzeugen, daß ich keine feindseligen Absichten habe. Sie beobachteten meine Bewegungen mit Aufmerksamkeit und sichtlicher Freude, setzten sich in eine Reihe und hörten mir mit allen Zeichen der Unterwürfigkeit zu. Ich sage, sie hörten mir zu; denn ich konnte nicht umhin, mein Pantomimenspiel mit Worten zu begleiten.

„Liebe Leute, wir haben euch aus den Wogen dort gerettet," sagte ich, sie freundlich anlächelnd, in sanftem Tone, und zeigte dabei nach dem Meere, das inzwischen ruhiger geworden war. Sie nickten zustimmend mit dem Kopfe und erhoben dabei ein seltsames Geschnatter, durch welches sie ohne Zweifel ihre Dankbarkeit an den Tag legen wollten.

„Wir freuen uns darüber," fuhr ich fort, „und danken Gott, mit Dessen Hülfe es uns gelungen ist, euch dem Tode zu entreißen, gleichwie auch ihr Ihm danken müßt."

Bei diesen Worten hob ich die Hand zum Himmel empor, obgleich mein Gewissen mir vorwarf, daß ich Dankbarkeit predige, ohne sie selbst geübt zu haben. Die Indianer schienen diese Bewegung wiederum ganz richtig zu deuten; nur streckten sie, als ich aufwärts zeigte, beide Arme gegen die Sonne aus, um mir zu verstehen zu geben, daß das der Gott sei, der sie gerettet habe. Das verdroß mich, und um ihnen meinen Abscheu vor diesem greulichen Götzendienste zu bekunden, zog ich finster die

Brauen zusammen und drohte ihnen mit geballter Faust. Da ließen sie augenblicklich die Arme sinken und neigten den Kopf, um anzudeuten, daß Alles so sein solle, wie ich es befehle. Ich suchte ihnen nun begreiflich zu machen, daß wir sie gut behandeln würden, wenn sie sich Nichts zu Schulden kommen ließen, und daß sie nicht zu fürchten brauchten, geschlagen oder über ihre Kräfte angestrengt zu werden.

Es ist merkwürdig, wie schnell die armen Wilden meine Geberdensprache verstanden. Sie nickten mir unter vielen Grimassen Beifall zu, kreuzten die Hände über der Brust und legten sie dann auf den Kopf, um anzudeuten, daß sie ihr Leben unserem Dienste widmeten. Ich meinerseits verhieß ihnen dafür einen herrlichen Lohn, indem ich auf die Früchte der in der Nähe stehenden Kokosbäume und dann nach dem Fleische zeigte, als ob ich ihnen gewissermaßen alles Gute verspreche, das ihnen erwünscht sein könne. Darauf klatschten sie fröhlich in die Hände und stimmten eine Art wilden Gesanges an, wobei sie sich hin- und herwiegten und durch die wunderlichsten Geberden ihre Freude an den Tag legten. Was sie sangen, lautete ungefähr so:

„Ooama atahai, oora, oora,
Tangata makoee, kaoo, toroo;
Eree-hma wariû!“

Später, nachdem wir unsern neuen Gefährten etwas Englisch beigebracht, fragte ich sie eines Tages, was jener Gesang und namentlich die letzten Worte desselben bedeuteten, bei denen sie ihre Stimmen mächtig erhoben und die Töne seltsam in die Länge zogen. Der Zweitälteste erklärte mir hierauf in gebrochenem Englisch, daß jener Gesang ein

Danklied gewesen sei, welches sie zu unserer Ehre angestimmt, und daß dasselbe ungefähr folgendermaßen laute:

„Braun Mann glücklich, viel gut, viel gut;
er arbeiten; er lachen, Morgen, Abend;
weiße Herren gut mit ihm."

Nichtsdestoweniger fand ich es zweckmäßig, den Indianern zu zeigen, daß wir ungeachtet unseres aufrichtigen Wunsches, sie freundlich zu behandeln, nöthigenfalls doch auch Strenge üben könnten. Ich versuchte daher, ihnen eine tadelnswerthe Handlung vor Augen zu führen, indem ich eine Kokosnuß aufhob und mit ihr davonlief, als ob ich sie gestohlen hätte. Nach einer Weile kehrte ich zurück, mit dem Finger auf die Wilden zeigend, um ihnen begreiflich zu machen, daß sie selbst gemeint seien. Dann nahm ich meine Flinte und machte Miene, auf sie zu schießen. Diese Bewegung jagte den Männern eine wahre Todesangst ein. Sie warfen sich wieder mit dem Gesicht auf die Erde, streckten mir flehend die Hände entgegen und schrieen dabei ein über das andere Mal: „Udan, udan!" was in ihrer Sprache so viel heißt als „nein, nein!" Ob sie mich bitten wollten, ihnen kein Leid zuzufügen, oder betheuern, daß sie keine Strafe verdienen würden, weiß ich nicht; wahrscheinlich aber meinten sie Beides.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Freiheit oder Sklaverei.

Es machte mir nicht geringe Sorge, wie wir die Wilden überwachen und beschäftigen sollten; deßhalb

nahm ich nach dem Essen Don Manuel bei Seite, um die Sache mit ihm zu überlegen, während ich Tom Harvey die Aufsicht über die Indianer anvertraute. Dies Letztere that ich theilweise, um die Matrosen zu verhindern, in unserer Abwesenheit ihren Muthwillen an den armen Geschöpfen auszulassen, was ich nicht ohne Grund befürchtete; denn wenn unser gemeinschaftliches Unglück und der Einfluß Don Manuel's auch schon veredelnd auf die rohen Gemüther gewirkt hatten, so zeigten die Männer doch deutlich, daß sie die Indianer als untergeordnete Wesen betrachteten, die man wie Sklaven behandeln könne.

Eben diese Frage war es auch, welche ich dem Priester vorzulegen wünschte; denn ich wußte selbst nicht, ob wir die Wilden als Sklaven oder als Kriegsgefangene anzusehen hätten.

Don Manuel antwortete kurz und bestimmt, daß sie weder das eine noch das andere seien.

„Um nicht von der Ungerechtigkeit der Sklaverei im Allgemeinen zu reden," sagte er, „sind diese armen Menschen durch ein Unglück an unsere Küste verschlagen worden und haben somit uns gegenüber ein Recht auf alles das, was der Mensch seinem Nebenmenschen schuldet. Wollten wir sie ihrer Freiheit berauben," fuhr er in strengerem Tone fort, „dann wären wir ja noch schlimmer als jene verruchten Strandwächter, welche sich wie raubgierige Geier auf das Eigenthum der Schiffbrüchigen stürzen, die das Meer an ihre Küste wirft."

Ich wußte im ersten Augenblicke nicht recht, was ich darauf antworten sollte.

„Diese Indianer sind indeß Wilde," sagte ich nach einer Pause, „die von einem Eigenthumsrecht nicht einmal

einen Begriff haben und in dieser Hinsicht kein anderes Recht kennen, als das des Stärkern über den Schwachen."

„Jedenfalls ist schon durch das natürliche Recht ein jeder Mensch Herr seiner selbst," versetzte der Priester.

„Ich zweifle nicht," entgegnete ich, „wären wir an ihre Küste geworfen worden, wie sie an die unsrige, dann würden sie uns einfach Alles abgenommen, uns ohne Gnade niedergemetzelt und schließlich gar noch aufgefressen haben."

„Ganz richtig," erwiderte Don Manuel, „und das hätten sie eben gethan, weil sie Wilde und Heiden sind. Sollen wir denn unser Verhalten nach dem ihrigen einrichten?"

„Sie sind also der Ansicht, daß diese Wilden dieselben Rechte haben wie wir Christen, wir civilisirten Europäer?" — Allein während ich diesen thörichten Einwand erhob, stellte mir mein Gewissen die beschämende Frage, wie es denn im Grunde mit unserer Civilisation und zumal mit unserm Christenthume bestellt sei.

„Wir müssen zwei Dinge unterscheiden, Freund Owen," antwortete der Priester gelassen. „Nach dem natürlichen Gesetze haben Weiße und Schwarze allerdings dasselbe Recht auf Leben und Freiheit, obschon sie vor dem bürgerlichen Gesetze bis jetzt noch nicht gleichgestellt sind. Es ist eben unmöglich, dem Wilden gleiche Macht mit seinem civilisirten Bruder einzuräumen; denn er wüßte dieselbe nicht zu gebrauchen. Einem Kinde gibt man keine scharfen Werkzeuge in die Hand; der Wilde ist aber in vieler Hinsicht ein Kind. Wohlan denn, erzieht ihn, bildet ihn für seine künftige Stellung heran; hat er aber seine Lehrzeit bestanden, dann muß er frei sein, vollständig frei."

Er sprach diese letzten Worte mit Wärme, und seine Stimme wurde unwillkürlich lauter.

„Sie meinen also, daß es unsere Pflicht sei, diese Wilden zu unterrichten und sie als unseres Gleichen zu betrachten?“ fragte ich.

„Mein guter Freund,“ antwortete der Priester, mich erstaunt ansehend, „es ist das nicht blos meine persönliche Ansicht, sondern es unterliegt gar keinem Zweifel. Bilden Sie die Indianer nur heran, dann werden sie ganz von selbst Ihres Gleichen; ja, wir müssen sogar auf unserer Hut sein, damit sie uns nicht eines Tages überflügeln.“

„Das ist es eben, was ich befürchte,“ entgegnete ich, seine letzten Worte falsch auffassend; „sie werden uns eines Tages über den Kopf wachsen.“

„Baut meinen Wall um sie herum,“ versetzte er in seiner muntern Weise. „Wer unter dem Schutze dieses Walles lebt, genießt die wahre Freiheit.“

Ich verstand, was er sagen wollte.

„Ja, Sir,“ erwiderte ich, „Ihr Wall hat uns in der That schon große Dienste geleistet. Wir können fürwahr nichts Besseres thun, als auch die Indianer beten lehren.“

„Und verhindern, daß sie die Sonne anbeten,“ setzte er seufzend hinzu. „Das und noch vieles Andere muß abgeschafft werden, bevor wir das Fundament zu unserer Mauer legen können.“

„Es ist also unsere Pflicht, sie auch zu Christen zu machen?“ fragte ich.

„Das unterliegt keinem Zweifel,“ antwortete er. „Sind sie uns nicht eben zu diesem Zwecke vom Himmel

zugesandt worden? — Ja, deßhalb sind sie gekommen, allein deßhalb," fügte er, wie zu sich selbst redend, hinzu.

Er hatte kaum ausgesprochen, als sich inmitten der zurückgelassenen Männer plötzlich ein lautes Geschrei erhob. Hilton kam uns entgegengelaufen und winkte uns, eiligst zurückzukommen. Wir errieth sofort, daß irgend Etwas mit den Indianern vorgefallen sei, und beschleunigten unsere Schritte. Als wir eine kleine Anhöhe erreichten, die uns den Blicken der Männer entzogen hatte, wurden wir Augenzeugen einer Scene, die mich mit Schmerz und Unwillen erfüllte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Weiße ist kein Held.

Sich selbst überlassen, hatten mehrere der Matrosen der Versuchung nicht widerstehen können, die armen Indianer zur Zielscheibe ihrer plumpen Späße zu machen. Kaum hatten wir den Rücken gewandt, so erzählte uns Harvey, als Prodgers und Gill gleich ausgelassenen Schulbuben über die Wilden herfielen und in roher Weise ihren Muthwillen an ihnen ausließen. Sie zerrten an ihrem langen Haar, schwärzten ihre braunen Gesichter mit Holzkohlen und drohten, sie mit ihren Taschenmessern zu rasiren. Umsonst bot Harvey Alles auf, die Indianer vor dem Angriffe der rohen Gesellen zu schützen. Er vertheidigte sie so gut er konnte, wies die Friedensstörer derb zurecht und drohte ihnen endlich, sie niederzuschießen, wofern sie nicht von ihrem bubenhaften Spiele

ablassen wollten. Glücklicher Weise kamen wir in diesem Augenblicke herzu.

Ich fuhr unwillig dazwischen, packte Prodgers beim Kragen und befahl ihm, die Bubereien augenblicklich aufzugeben, wofern er nicht nähere Bekanntschaft mit meinen Fäusten machen wolle. Die Andern stimmten mir bei und überhäuften sowohl Prodgers als Gill mit Vorwürfen, sie hielten ihnen vor, wie unklug und grausam ihre Handlungsweise sei, und daß dieselbe offenbar dazu dienen würde, unsern Einfluß auf die Wilden zu zerstören, indem sie ihnen beweise, daß Diejenigen, welche sie bisher für Götter hielten, sich von allen menschlichen Launen und Thorheiten beherrschen ließen.

Diese Vorstellung machte einigen Eindruck auf die Schuldigen; sie schienen sich ihres unwürdigen Treibens zu schämen. Aber bald nahm der Stolz wieder die Oberhand, und Prodgers erklärte kurz und bündig, daß er nach seinem Gutdünken handeln oder uns verlassen würde.

„Merkt euch ein- für allemal, daß ich mir keine Vorschriften machen lasse!“ schrie er mit vor Wuth bebender Stimme. „Ich thue, was ich will, und damit basta!“

Mit diesen Worten warf er seine Flinte auf die Schulter und drehte uns den Rücken. Ich begriff sofort, daß es höchst gefährlich für uns Alle sei, den trotzigen Alten im Ingrimm und dabei bewaffnet scheiden zu lassen. Deßhalb wollte ich einen Versöhnungsversuch machen; aber Don Manuel hielt mich zurück, indem er seine Hand auf meinen Arm legte und mir durch einen Wink zu verstehen gab, daß in diesem Augenblicke Nichts mit dem rohen Gesellen auszurichten sei.

„Wenn du gehen willst, gehe!“ rief ich; „aber die Flinte lässest du hier. Wir sind übereingekommen, daß Alles, was wir besitzen, gemeinschaftliches Eigenthum sei; wer sich von uns trennt, hat nicht das Recht, Anspruch auf irgend Etwas zu erheben.“

Alle stimmten mir bei; aber Prodgers war nicht der Mann, der nachgab, und so kam es zum Handgemenge, in welchem das Gewehr sich plötzlich entlud. Es wäre um Hiltons Leben geschehen gewesen, hätte nicht Don Manuel die Geistesgegenwart besessen, nach dem Laufe der Flinte zu greifen und ihn in die Höhe zu richten, so daß der Schuß nur Hilton's Wange streifte. Als dieser das von seinem Gesicht herabrieselnde Blut sah, gerieth er in solche Wuth, daß er den alten Raufbold mit einem Faustschlage zu Boden schmetterte.

Das machte dem Kampfe ein Ende. Es lag uns Allen am Herzen, weiteres Unglück zu verhüten; deßhalb wurde Prodgers am Boden liegend festgehalten, bis er versprach, sich in Zukunft besser zu betragen. Er glaubte jedoch dieser Bedingung zu genügen, indem er trotzig beide Fäuste in die Tasche steckte und uns den Rücken zukehrte, während wir mit einander überlegten, was zu thun sei. Aber er überhob uns alles weiteren Kopfbrechens, indem er sich plötzlich mit entschlossener Miene umwandte und uns trotzig zurief:

„Lebt mir wohl; wir sind von jetzt an geschiedene Leute!“

Hierauf lenkte er seine Schritte dem Walde zu, wo er bald zwischen den Bäumen verschwand.

Keiner von uns bedauerte seinen Verlust; übrigens wußten wir nur zu gut, daß der Hunger ihn bald genug

zurücktreiben würde; denn er hatte keine andere Waffe als sein Messer, und damit konnte er weder ein Wild erlegen, noch sich anderweitigen Lebensunterhalt verschaffen.

„Er wird sich wohl mit dem Reste aus seiner Branntweinflasche trösten," meinte Gill.

Hierauf bekümmerten wir uns um unsere Wilden. Don Manuel kam auf den Gegenstand unseres Gespräches im Walde zurück und suchte nun auch den Matrosen begreiflich zu machen, daß wir die Indianer keineswegs als Sklaven betrachten dürften.

„Wir wollen sie unsere Lehrlinge nennen und als solche behandeln," sagte er, „vorausgesetzt, daß sie sich entschließen, bei uns zu bleiben; denn es ist unsere Pflicht, ihnen freie Wahl zu lassen, ob sie hier bleiben oder versuchen wollen, in ihrem Canoe zu den Ihrigen zurückzukehren. Entschließen sie sich aber, zu bleiben, dann müssen wir sie so behandeln, wie der Mensch es seinem Nebenmenschen schuldet."

Diese Anschauungsweise des Priesters war weit davon entfernt, ungetheilten Beifall zu finden; aber Niemand wagte, Don Manuel, der sich in so vielfacher Hinsicht als unser Wohlthäter erwies, zu widersprechen, obgleich Gill und Hilton sich schon im Stillen darauf gefreut hatten, die Wilden nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen und es sich auf ihre Kosten bequem zu machen.

„Kommt, Freunde," hob der Priester, da Alle schwiegen, von Neuem an, „verschließt euch eurem bessern Gefühle nicht, und erlaubt mir, euer Vermittler bei diesen armen Seelen zu sein, die gleich uns nach Gottes Ebenbilde erschaffen sind."

Hierauf trat er vor die Wilden und fragte sie, um seinen Geberden mehr Nachdruck zu geben, in seiner Muttersprache, ob sie bei uns auf der Insel bleiben oder in ihre Heimath zurückkehren wollten, wobei er mit seinem Stabe erst auf den Boden und auf uns, dann nach dem Canoe zeigte, das die Fluth inzwischen in die Nähe des Ufers getrieben hatte.

Die Indianer bedachten sich nicht lange. Sie warfen sich auf die Kniee, nahmen eine Handvoll Erde, und nachdem sie dieselbe geküßt hatten, verschluckten sie einen Theil davon und streuten sich das Uebrige auf den Kopf zum Zeichen, daß sie auf der Insel leben und sterben wollten. Dann deuteten sie mit abwehrender Geberde nach dem Boote, um uns zu verstehen zu geben, daß sie keine Lust hätten, sich von Neuem auf's Meer hinauszuwagen.

Don Manuel gab ihnen hierauf deutliche Zeichen seiner Zufriedenheit und versprach ihnen von Neuem, daß wir sie gut behandeln würden.

Als wir noch mit den Indianern beschäftigt waren, hörten wir plötzlich von der Seite der Felsenbucht her die Stimme des alten Prodgers, der vor Angst oder Schmerz um Hülfe schrie. Wir griffen sofort zu unsern Flinten und eilten in der angedeuteten Richtung von dannen, den Wilden durch einen Wink bedeutend, daß sie uns folgen möchten. Dies thaten sie auf der Stelle, und die beidern jüngern von ihnen waren uns bald weit voran, obschon sie sich unterwegs noch mit Steinen bewaffneten, die sie im vollen Laufe vom Boden aufrafften. Da ich jedoch immer noch fürchtete, sie könnten einen Fluchtversuch wagen, befahl ich ihnen, zurückzukommen,

und bei uns zu bleiben, worauf sie unverzüglich Kehrt machten.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Prodgers bekommt eine Lection.

Als wir aus dem Walde heraustraten, überzeugten wir uns uns auf den ersten Blick, daß Prodgers nicht ohne Grund um Hülfe gerufen hatte. In halbliegender Stellung am nördlichen Rande der Bucht knieend, schien er sich mit äußerster Kraftanstrengung an einem Felsen festzuhalten und dabei gleichzeitig gegen Etwas zu wehren, das ihn mit noch größerer Gewalt abwärts zu ziehen drohte, während er ein verzweifeltes Angstgeschrei ausstieß. Wir stürzten athemlos auf den Felsen zu und entdeckten zu unserm Entsetzen, daß sich unser Kamerad in den Fangarmen eines gewaltigen Kuttelfisches[1] oder

[1] Der Kuttelfisch oder Dintenwurm (Sepia) gehört zur Ordnung der Mollusken und ist allen Meeren gemein. Er hat einen länglich-runden, mit einer kalkartigen Rückenplatte versehenen Leib und steckt in einem häutigen Sacke, der meist von grauer Farbe und mit rothen Punkten gesprenkelt ist. Das Thier hat die Form einer Flasche mit offenem Halse. Um diesen offenen Hals, der sein Mund ist, gruppiren sich acht Füße oder Arme und zwei längere Fänge, die sämmtlich mit Reihen von Saugwarzen versehen sind. Mit den Armen, welche eine erstaunliche Biegsamkeit besitzen, schiebt der Kuttelfisch die erhaschte Beute in den Mund; sie dienen ihm aber zu gleicher Zeit auch als Fortbewegungswerkzeuge, und wenn er sich vermittelst der an denselben befindlichen Saugnäpfe an einen Felsen festsaugt, vermag selbst der stärkste Sturm ihn nicht loszureißen. Unter dem Bauche hat der Dintenwurm einen Beutel mit einer schwarzbraunen Flüssigkeit,

Dintenwurmes befand, der mit weit aufgesperrtem Maul nach ihm schnappte. Das Ungeheuer hatte einen Körper von der Gestalt und Größe eines großen Kürbis; jeder seiner acht Fangarme oder Beine maß wenigstens vier Fuß und war am Ende mit Saugwerkzeugen versehen. Einen dieser Saugnäpfe hatte der Wurm auf Prodgers Wange gesetzt, so daß der arme Bursche kaum im Stande war, zu schreien; mit drei oder vier andern Armen hielt er seinen Leib umklammert und zerrte ihn mit aller Macht zu seinem scheußlichen Maule hin, um ihn zu zerfleischen; vermittelst der übrigen Arme hielt er sich am Felsen fest, während seine großen Fischaugen starr auf seine Beute gerichtet waren.

Ich werde nie in meinem Leben den Ausdruck des Entsetzens in Richards Zügen vergessen, und sein Angstgeschrei gellt mir heute noch in den Ohren. — Zu schießen wagten wir nicht, aus Furcht, unsern Gefährten zu treffen; deßhalb sprang ich herzu und trennte mit einem gewaltigen Hiebe meines Hirschfängers den an Prodgers Gesicht festgesaugten Fangarm des Kuttelfisches von

---

Sepia genannt, welche zum Schreiben und Malen gebraucht wird. Diese Materie dient dem Thiere als Schutz vor seinen Feinden; denn sobald es sich verfolgt sieht, spritzt es dieselbe von sich, um das Wasser zu trüben und so leichter zu entkommen. Der gemeine Kuttelfisch, der häufig in der Nordsee und dem Mittelmeere lebt, wird gegen zwei Fuß lang; aber in den indischen Gewässern sollen nach der Aussage glaubwürdiger Zeugen Kuttelfische von riesiger Größe angetroffen werden. Uebrigens ist es fast mit Sicherheit anzunehmen, daß der Dintenfisch der Meerpolyp der Alten ist, von dem erzählt wurde, daß er mit seinen langen Armen nach den Schiffen oder den darauf befindlichen Menschen greife, um sie hinab in die Tiefe zu ziehen.

seinem Rumpfe. Jetzt fielen auch die Uebrigen, mit ihren Messern bewaffnet, über das Ungethüm her, und bald lag das scheußliche Thier todt zu unsern Füßen; denn es hatte außer dem Rückgrat keine Knochen; seine ganze Kraft lag in seinen starken Muskeln.

Unser Kamerad hatte mittlerweile die Besinnung verloren, und es kostete einige Mühe, ihn zum Bewußtsein zurückzurufen. Erst nachdem wir ihm einen guten Schluck aus seiner Flasche beigebracht und mehrmals Seewasser über seinen Kopf geschüttet hatten, schlug er die Augen auf und warf uns einen dankbaren Blick zu, insbesondere Harry Gill, welcher ihn in den Armen hielt und so den Dienst vergalt, den Prodgers ihm bei seiner Errettung aus der Schwefelhöhle leistete.

Sobald Richard wieder einige Kraft gesammelt hatte, ließ er sich, von Harry unterstützt, auf die Kniee gleiten und murmelte langsam und mit schwacher Stimme:

„Ich danke Dir, o mein Gott, daß Du mich gnädig errettet hast. Alle Sünden meines Lebens thun mir von Herzen leid; von jetzt an will ich mich bessern; gib mir Deine Gnade dazu!“

Bei diesen Worten weinte Don Manuel laut vor Freude, wodurch er uns nicht minder in Staunen setzte, als Prodgers durch sein Gebet. Hatten wir ihn doch bis dahin inmitten aller Unglücksfälle stets ruhig und gelassen gesehen, nur darauf bedacht, die Gemüthsbewegungen Anderer zu besänftigen. Ohne auf unsere Verwunderung zu achten, warf er sich neben Prodgers auf die Kniee, schlang seinen Arm um den Nacken des alten Sünders und sagte mit seligem Lächeln:

„Es ist billig, daß wir uns freuen; denn unser

Bruder war todt und ist auferstanden; er war verloren und ist wieder gefunden!"

Unwillkürlich warfen auch wir uns auf die Kniee, und zum dritten Male seit unserer Ankunft auf der Insel sandten wir unter Don Manuels Anleitung ein gemeinschaftliches Gebet zum Himmel empor. Der Priester dankte der göttlichen Vorsehung für die glückliche Errettung Prodgers, rief Gottes Segen auf seine guten Vorsätze herab und flehte für ihn um die Gnade der Beharrlichkeit. Dann erhob er sich, und wir Andern folgten seinem Beispiele. Als wir sahen, wie er Richard bei der Hand faßte und ihn zu Hilton führte, errietheu wir sofort, was nun vor sich gehen würde. Und richtig, der alte Raufer streckte seinem Gegner, der noch damit beschäftigt war, das von seiner Wange herabrieselnde Blut zu stillen, sichtlich zerknirscht die Hand entgegen, um sich mit ihm auszusöhnen.

„Verzeih mir, Kamerad!" sagte er in schlichtem, treuherzigem Tone, „es war im Grunde doch nur ein Unfall."

Ned schien einen Augenblick mit sich selbst zu kämpfen, dann reichte er Prodgers die Hand, und es war wieder Alles beim Alten.

„Jetzt, meine Kinder, geht's in's Spital!" rief der Priester vergnügt. „Die Ereignisse des heutigen Tages haben uns angegriffen, und wir bedürfen der Pflege."

Gesagt, gethan! Wir hießen die Verwundeten sich niedersetzen, und ich begann zuerst Harry's Wange zu untersuchen. Bei dieser Gelegenheit leisteten uns die Indianer die ersten guten Dienste. Kaum hatten sie bemerkt, um was es sich handle, als der Zweitälteste von ihnen, Nermimebolamba, d. i. Schädeleinschlager, geheißen, sich

mir ehrfurchtsvoll näherte und, erst auf Harry's Wange, dann auf den Wald zeigend, mir begreiflich zu machen suchte, daß dort ein Heilmittel zu finden sei. Ich wußte, wie vortrefflich sich die Wilden darauf verstehen, Wunden und sonstige Schäden durch Kräuter und andere einfache Mittel zu heilen; auch schämte ich mich, obschon selbst Arzt, keineswegs, von ihnen zu lernen. Deßhalb beauftragte ich Tom Harvey, seine Flinte zu nehmen, um den Indianer in den Wald zu begleiten, und gab ihm gleichzeitig den stricten Befehl, ihn im Falle eines Fluchtversuches sofort niederzuschießen.

„Halt!" sagte Don Manuel besorgt, „sind wir nicht vor wenigen Stunden übereingekommen, diesen Männern Leben und Freiheit zu lassen? Es kann also keine Rede davon sein, den Indianer niederzuschießen, Señor Tomaso; das wäre ja geradezu ein Mord."

„Wenn er aber entspringt," warf ich ein, „sind wir in Zukunft unseres Lebens nicht mehr sicher; denn er kann sich im Walde in den Hinterhalt legen und den Einen oder Andern, der ihm in den Wurf kommt, unversehens überfallen, oder gar auf dem Meere ein Canoe erspähen und seine Stammesgenossen auf unsere Insel locken."

„Gleichviel; so lange unser Leben nicht unmittelbar bedroht ist, haben Sie kein Recht, sich an ihm zu vergreifen," sagte er mit Entschiedenheit. „Glauben Sie mir, Sie werden mit Güte und Wohlwollen weit mehr bei diesen Leuten ausrichten, als mit Strenge und Gewalt. ‚Mit einem grünen Zweige läßt sich ein widerspänstiger Esel bis auf die Sierra Morena locken.' Haben Sie nicht im Englischen ein ähnliches Sprüchwort, Señor Owen?"

„Wir pflegen zu sagen: ‚An einem seidenen Faden zieht man die Menschen um die ganze Welt; mit Gewalt treibt man sie keine Elle weit.‘“

„Recht so, recht so,“ sagte er vergnügt, „Güte ist eben der wahre Magnet, der Alles nach sich zieht. Aber jetzt macht, daß ihr in den Wald kommt, sonst könnte Hiltons Wunde gefährlich werden.“

Der Indianer schien sich vor dem Gewehre Tom Harvey's zu fürchten; denn er wandte sich mit flehender Miene zum Priester. Don Manuel lächelte ihn freundlich an, streichelte ihm die Wange und legte die Hand auf's Herz, um ihm zu verstehen zu geben, daß er für seine Sicherheit einstehe. Das schien Pounder — so übersetzten wir seinen Namen in's Englische — zu beruhigen; er setzte sich, die Arme über der Brust gekreuzt, in Trab, und nach wenigen Augenblicken waren Beide im Dickicht verschwunden.

Ich wandte mich nun zu Prodgers, der sich mittlerweile etwas erholt hatte. Auch sein Gesicht bedurfte der Pflege, so scharf hatte der Fangarm des Ungeheuers ihn gepackt. Dazu schien der Sauger eine giftige Materie ausgeschwitzt zu haben; denn Richards Wange schwoll bedeutend an und bedeckte sich mit rothen Flecken, die mich bedenklich machten. Auch er selbst schien nicht ohne Besorgniß zu sein; denn er fragte mich in auffallend unterwürfigem Tone:

„Glauben Sie, Herr Doctor, daß mein Zustand gefährlich ist?“

„Ich hoffe nicht, alter Bursche,“ antwortete ich, um ihn aufzumuntern. „Wozu denn so trübe Gedanken?“

„Je nun, der Tod ist ein schauerlich Ding, wenn

man so recht darüber nachdenkt," sagte er langsam und bedächtig. „Ich habe das nie so gefühlt, wie in diesem Augenblicke. Vor ungefähr elf Jahren bin ich einmal über Bord gefallen; aber das dürfen Sie mir glauben, während ich da im Wasser herumzappelte, kam mir der Tod bei Weitem nicht so schrecklich vor als jetzt, wo ich hier auf dem Trocknen sitze. Was heißt sterben? Man weiß wohl, daß beim Tode die Seele vom Leibe scheidet. O weh! das muß ein gräßlicher Abschied sein! Und wo bleibt die Seele?"

„Wo die Seele bleibt?" sagte Don Manuel, der plötzlich herzutrat. „Je nun, mein Freund, du weißt so gut wie ich, daß die Seele gleich nach dem Tode vor dem Richterstuhle Gottes erscheint."

Ich gab ihm heimlich ein Zeichen, den Kranken einstweilen nicht durch so ernste Gedanken zu beunruhigen; er aber fuhr um so nachdrücklicher fort, Prodgers über Tod und Gericht zu belehren, und seine schlichten Worte gingen diesem sichtlich zu Herzen. Auch Gill und Hilton hörten stillschweigend zu. Nach einiger Zeit sahen wir den Indianer aus dem Walde zurückkommen und so schnell er nur konnte auf uns zueilen. Er trug in beiden Händen ein Büschel Kräuter, die er mit triumphirender Miene emporhielt und jubelnd hin- und herschwenkte. Wir ließen ihn nun gewähren. Er kaute einen Theil der grünen Stengel und machte daraus eine Art Pflaster, womit er die Wangen der Verwundeten bedeckte; dann bedeutete er uns durch Zeichen, sie mit unsern Tüchern zu verbinden.

Da wir keine andern Heilmittel besaßen, ließ Hilton sich die Operation ziemlich ruhig gefallen; Prodgers war

so zahm geworden, daß er gehorchte wie ein Kind. Uebrigens zeigte sich die Heilkraft der Kräuter fast auf der Stelle. Die beiden Kranken verspürten schon nach kurzer Zeit eine so bedeutende Linderung, daß sie sich im Schatten der Felsen auf den Boden hinstrecken und etwas schlafen konnten. Harry Gill folgte ihrem Beispiele.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wir entwerfen den Plan zu einer sichern Zufluchtsstätte.

Es drängte sich uns nunmehr die Frage auf, wie wir uns gegen Angriffe von Außen sicherstellen sollten; denn obschon wir keine Spur von Wilden auf der Insel selbst entdeckten, so bewies uns die Ankunft der Indianer doch zur Genüge, daß sie uns mit ihren Canoes erreichen konnten. Wenn aber ein Kahn, der augenscheinlich nur zum Fischfang ausgelaufen war, vom Sturme an unsere Küste getrieben wurde, warum sollte nicht auch ein größeres Fahrzeug oder gar eine ganze Flotte hierher verschlagen werden? Soviel stand fest: gelang es den Indianern, auf unserer Insel zu landen, so würden sie mit ihrem feinen Instincte auch bald entdecken, daß dieselbe bewohnt sei, und ganz gewiß nicht von ihren Nachforschungen ablassen, bis sie uns gefunden. Was unser in diesem Falle aber harrte, das wußten wir nur zu gut.

Solch' düstere Befürchtungen hatten sich meiner derart bemächtigt, daß ich mich ihrer nicht zu erwehren vermochte; deßhalb sprach ich darüber mit Don Manuel, der meine Sorgen übrigens schon im Stillen getheilt hatte.

„Seitdem wir diese armen Geschöpfe aus dem Wasser gezogen, verfolgt mich derselbe Gedanke," sagte er; „aber ich wollte nicht davon sprechen, bis ich Ihnen zugleich einen Plan für unsere Sicherheit vorschlagen könnte."

Hierauf erzählte er mir, daß es in seinem Lande ein altes, einst von den spanischen Königen bewohntes Schloß gebe, in dessen Gärten sich ein Irrgang befinde, welcher so künstlich angelegt sei, daß nur ein einziger der zahllosen, nach allen Richtungen hin verschlungenen Pfade zu dem im Mittelpunkt liegenden Pavillon führe. „Die Könige, welche in jenen Tagen noch wenig zu thun hatten, und in Folge dessen bisweilen von Langweile geplagt wurden," sagte er, „ergötzten sich damit, aus den Fenstern ihres Schlosses herab ihre Diener oder fremde Besucher in dem Labyrinthe umherirren zu sehen, ohne den gesuchten Pavillon zu erreichen, bis ein des Geheimnisses Kundiger ihnen den Weg wies. Ich glaube, daß es uns mit Hülfe unserer Lehrlinge" — bei diesem Worte lächelte er schelmisch — „gelingen wird, einen ähnlichen Irrgarten anzupflanzen; denn ich habe an verschiedenen Stellen der Insel indianische Feigen und andere dicht belaubte Sträucher gesehen, die sich vortrefflich zu Hecken eignen. Freilich bedarf es einiger Zeit, bis die Pflanzungen herangewachsen und undurchdringlich geworden sind; aber ich denke, die göttliche Vorsehung wird dafür sorgen, daß wir nicht vor der Zeit angegriffen werden. ‚Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!'"

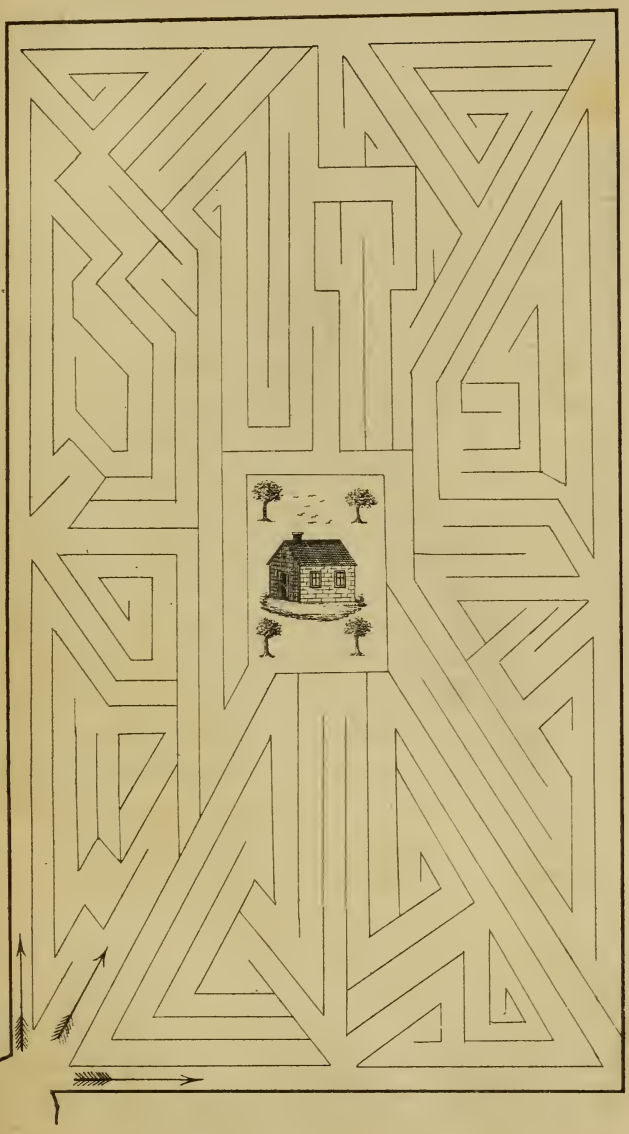
„Warum sollen wir nicht lieber zu dem Felsen zurückkehren, unter dem wir während des Sturmes Schutz fanden," versetzte ich, „und uns dort nach irgend einer Kluft oder natürlichen Höhle umsehen, welche wir nach

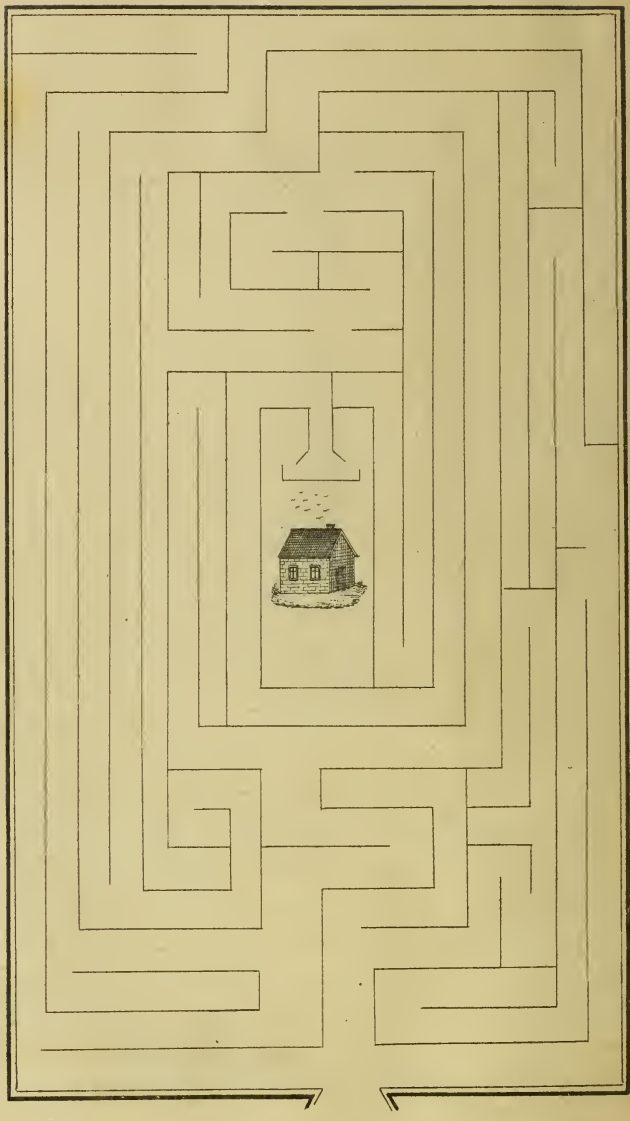
Bedürfniß erweitern und als Wohnung für uns einrichten könnten?"

„Das wäre auch nicht übel," entgegnete er nachdenklich. „Uebrigens können wir ja Beides zu gleicher Zeit thun. Ein Schütze hat stets zwei Sehnen für seinen Bogen; ein Kaninchen macht zwei Eingänge in seinen Bau, und viele Vögel und andere Thiere sorgen in ihrem wunderbaren Instincte für eine Sommer- und eine Winterwohnung. Ich will auf jeden Fall versuchen, den Plan zu einem Labyrinth zu entwerfen. Da ist ein Stück Papier; thun Sie ein Gleiches, und diesen Abend beim Feuer wollen wir die Pläne näher in Augenschein nehmen."

Der Vorschlag gefiel mir, und ich gab mich sogleich daran, einen Irrgarten zu skizziren, in dem sich Jeder, der das Geheimniß des Planes nicht kannte, unfehlbar verlaufen mußte; aber ich brachte nichts Sonderliches zu Stande, und als die Arbeit endlich fertig war, sah sie in Folge der vielen Aenderungen und Verbesserungen so unsauber aus, daß ich mich fast schämte, sie zu zeigen. Der Plan Don Manuels war ungleich besser gerathen, theils weil dieser mehr Uebung im Zeichnen besaß, theils weil er sich stets befliß, Alles, was er unternahm, mit möglichster Sorgfalt auszuführen. Er legte die beiden Entwürfe stillschweigend in seine Mappe, und wir kehrten hierauf zu unsern Gefährten zurück.

Als Don Manuel sah, daß die drei Wilden sehnsüchtige Blicke auf den Kuttelfisch warfen, als wenn sie gern darüber hergefallen wären, schlug er vor, ihnen die Beute zu überlassen; „denn von uns Andern," sagte er, „wird doch Keiner Lust haben, sich daran zu ergötzen,





am allerwenigsten unser armer Ricardo." Zuerst schnitt er jedoch das mit Dinte oder Sepia gefüllte Säckchen aus und füllte mit dessen Inhalt seine Dintenflasche; den Rest goß er in eine Kokosschale, deren Oeffnung er mit Lehm verschloß. „Diese Dinte soll uns dazu dienen, unsere Erlebnisse hier auf der Insel niederzuschreiben," sagte er vergnügt.

Uebrigens beschlossen wir endlich doch noch, einen Theil des Kuttelfisches für unser Abendessen zurückzulegen; denn ich hatte einmal gelesen, daß das Fleisch dieses Thieres sehr zart und schmackhaft sei. Den Rest überließen wir den Indianern; den starken Rückenknochen des Ungeheuers hoben wir als Trophäe auf.

Nachdem die Wilden sich gesättigt hatten, machten wir uns auf den Weg nach dem Felsen. Zum Schutze für die beiden schlafenden Gefährten richteten wir jedoch eine Art lebenden Telegraphen zwischen uns und ihnen ein, das heißt, wir befahlen dem alten Indianer, einen der höchsten Bäume zu besteigen, welche sich zwischen dem Felsen und unserer Bucht, von jetzt an die „Haifischbucht" genannt, befanden. Der betreffende Baum ragte hoch über alle übrigen empor, so daß die auf demselben postirte Schildwache in weiter Entfernung sichtbar war und ihrerseits Alles überschauen konnte.

Unterwegs erzählte ich Harvey und Gill, daß wir, nachdem wir in dem abenteuerlichen Leben der letzten Tage bereits in manches Handwerk gepfuscht, jetzt auch noch Aussicht hätten, Maurer und Steinhauer zu werden, um eine Höhle herzustellen, in welche wir uns während der Regenzeit verkriechen könnten. Sie nahmen diese Nachricht mit Gleichmuth auf und versprachen, nach

Kräften zu helfen, was sie in der Folge auch wirklich thaten. Wir durchwanderten den Wald in möglichst gerader Richtung, um wieder zu dem Felsen zu gelangen, welchen wir am Morgen erstiegen hatten. Es kostete einige Mühe, ihn zu finden, theils wegen der Undurchdringlichkeit des Waldes, die übrigens den sichersten Schutz für unser Asyl bot, theils weil wir diesmal von einer andern Seite kamen.

Als wir uns zwischen der Felsenmauer und dem von ihr losgerissenen Blocke umschauten, erkannten wir bald, daß sich dieser Ort noch besser zu unserm Zweck eigne, als wir es Anfangs vorausgesetzt. Etwas unterhalb der Stelle, wo die beiden Felsen sich am meisten näherten, bemerkten wir nämlich in der senkrecht aufsteigenden Wand eine Oeffnung, ähnlich dem Eingange einer Fuchshöhle, was uns hoffen ließ, daß der Stein nicht allzu schwierig zu bearbeiten sei. Dieses Loch befand sich etwa zehn Fuß unterhalb des obern Randes der Felsenmauer und war schwer zu erreichen. Dieser Umstand insbesondere entsprach unserm Zwecke, wofern es nur gelang, sich der Oeffnung entweder von Oben oder vom gegenüberliegenden Felsblocke aus zu nähern. Ersteres schien am wenigsten gefährlich; nur hätten wir ein Seil haben müssen, an dem wir uns abwechselnd vom Felsen herablassen konnten, um das Loch allmählich zu erweitern und zu einer geräumigen Höhle auszuarbeiten.

Aber wie in aller Welt sollten wir zu einem Seile kommen? Unser Bindfaden, sammt den Angelschnüren, selbst doppelt oder dreifach genommen, war viel zu schwach, um das Gewicht eines Menschen zu tragen. Ich zerbrach mir den Kopf, um irgend ein anderes

Mittel ausfindig zu machen, als Don Manuel lachend ausrief:

„Seht ihr jene Schlingpflanzen, die zu Hunderten an den Bäumen hinaufklettern? Allerdings ist keine von ihnen allein stark genug, uns zu tragen; aber flechtet ein Dutzend zusammen und umwindet sie mit Bindfaden, dann werdet ihr Seil in Ueberfluß haben."

„Um uns Alle aufzuhängen," rief Gill, der sich nicht leicht die Gelegenheit, einen Witz anzubringen, entschlüpfen ließ.

„Oder den Kapitän sammt dem Steuermann aufzuknüpfen, um nicht von den saubern Gesellen zu reden, die uns hier an der Insel aussetzten," bemerkte Tom.

Don Manuel lächelte über Gill's launigen Einfall; aber Harvey's Scherz schien ihm nicht zu gefallen.

„Einigkeit macht stark," sagte er; „was die Kraft des Einzelnen übersteigt, kann leicht zu Stande kommen, wenn Mehrere sich zu einem Werke verbinden."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Das Schlangenloch.

In diesem Augenblicke erhob der Indianer, den wir als Wache auf dem Baume zurückgelassen, ein lautes Geschrei. Wir griffen sofort zu den Waffen, jedoch ohne Grund; denn der Ruf galt nur den beiden Kranken, die mittlerweile aufgewacht waren und sich nach uns umsahen. Bald darauf erschienen sie, von dem Wilden begleitet, gleichfalls am Felsen.

Kaum hatten wir den Indianern begreiflich gemacht, daß wir Ranken von Schlingpflanzen brauchten, um ein Seil herzustellen, als die beiden jüngsten von ihnen behende wie Katzen die Bäume hinankletterten und uns so viele Ranken abrissen, als wir nöthig hatten, um die Arbeit zu beginnen. Aber ohne die Hülfe der Wilden würden wir kaum zum Ziele gekommen sein. Die Leute besaßen nämlich eine staunenswerthe Geschicklichkeit, die langen, grünen Ranken aneinanderzuknüpfen und mit dünneren zu umwinden, so daß wir uns nach Verlauf von zwei Stunden im Besitze eines fünfunddreißig bis vierzig Fuß langen, geschmeidigen Seiles befanden, stark genug, eine bedeutende Last zu tragen. Nicht wenig stolz auf dieses prächtige Tau, reckten und drehten wir es nach allen Seiten, um seine Stärke zu erproben; aber es gab nirgends nach.

Jetzt konnte es an die Ausführung des Planes gehen. Da mußte nun vor Allem entschieden werden, wer von uns zuerst an dem Tau hinabgelassen würde, um das im Felsen befindliche Loch zu untersuchen. Dies war ein ebenso ehrenvolles als gefährliches Unternehmen; denn die Höhle konnte leicht der Schlupfwinkel irgend eines wilden Thieres sein oder gar ein Schlangennest bergen. Ich schlug deßhalb vor, das Loos zu werfen; aber Don Manuel bestand so entschieden darauf, zuerst hinabzusteigen, daß wir seinem Wunsche endlich willfahren mußten.

„Wenn mir irgend Etwas zustoßen sollte, werdet ihr nicht viel schlimmer daran sein," sagte er; „dagegen könnt ihr in eurer hülflosen Lage nicht leicht einen der Eurigen entbehren."

Ich versuchte noch einmal, ihn zurückzuhalten; aber Alles war umsonst.

„So thun Sie's denn in Gottes Namen," sagte ich endlich; „aber wir Andern werden hier oben über Sie wachen und Ihnen im Nothfalle, selbst mit Gefahr unseres Lebens, zu Hülfe eilen."

Nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen und das heilige Kreuzeszeichen gemacht hatte, warf er seine Soutane ab und befahl den Männern, das Seil an der Wurzel eines in der Nähe stehenden Palmbaumes zu befestigen.

„Und nun macht euer Flagge Ehre und haltet fest!" sagte er lächelnd, indem er das Tau erfaßte und sich an demselben hinabließ, bis er den Fuß auf den Rand des Loches setzen konnte. Dann bückte er sich vorsichtig und schaute in's Innere der Höhle. Aber schon im nächsten Augenblicke hörten wir ihn rufen: „Zieht auf; zieht auf!" Wir leisteten diesem Befehle sobald als möglich Folge und zwar mit aller in der Eile möglichen Behutsamkeit, damit unser Freund sich nicht Gesicht und Hände am Felsen verletze. Einige Minuten später stand er glücklich und wohlbehalten in unserer Mitte, und wir erfuhren nun, daß unsere Besorgniß nicht unbegründet gewesen sei, indem die Höhle von Schlangen wimmele.

Wir beschlossen, die Bestien durch Rauch aus ihrem Neste zu treiben oder sie in demselben zu ersticken, und die Wilden, denen wir unsern Plan durch Zeichen mittheilten, hatten im Nu einen Haufen trockenen Holzes zusammengelesen, groß genug, um eine ganze Schlangenbrut damit umzubringen. Aber sie leisteten uns auch

noch größere Dienste. Als Pounder unsere Vorbereitungen sah, deutete er mit dem Ausruf: Kukui! Kukui! auf einen in geringer Entfernung stehenden niedrigen Baum mit graugrünem Laube und gab uns zu verstehen, daß dieser uns bei unserm Vorhaben von Nutzen sein könne.

Ich ließ ihn gewähren, und er lief in der angegebenen Richtung davon; bald darauf kam er mit einer Anzahl großer Nüsse zurück. Drei oder vier derselben reihte er auf einen dünnen Stock, den ich ihm zu diesem Zwecke zuspitzen mußte, und den er so in die Erde steckte, daß das spitze Ende aufwärts gerichtet war. Hierauf verschaffte er sich Feuer und zwar nach Art seiner Landsleute folgendermaßen: Nachdem er mit Hiltons Messer das untere Ende eines kurzen, ziemlich dicken Zweiges in eine stumpfe Spitze gestaltet hatte, trat er an einen morschen Baum, hielt den zugespitzten Ast an dessen zunderartiges Holz und fing an, ihn mit einer unglaublichen Geschwindigkeit zwischen seinen flachen Händen in eine quirlende oder bohrende Bewegung zu setzen. Es waren noch nicht zehn Minuten verstrichen, als von dem Baumstumpfe ein leichter Rauch aufstieg, der immer stärker wurde, bis plötzlich eine helle Flamme an dem Zweige emporzüngelte.

Unsere Matrosen waren bei diesem Anblicke so überrascht, daß sie vor Freude in die Hände klatschten, was die Wilden mit sichtlicher Befriedigung aufnahmen. Pounder ergriff jetzt eine Handvoll trockenen Laubes, zündete es an und hielt es an die auf den Stock gereihten Nüsse. Da diese sehr ölhaltig waren, fingen sie alsbald Feuer und brannten gleich einer Kerze langsam

herunter, während der Indianer sich vor uns auf die Kniee warf.

Die auf den Bäumen wachsenden Kerzen gefielen uns nicht wenig und leisteten uns später in den langen Winterabenden die vortrefflichsten Dienste. Für den Augenblick hatten wir jedoch an andere Dinge zu denken: es galt die Schlangenbrut mit Feuer und Rauch aus ihrem Schlupfwinkel zu vertreiben und selbst Besitz von ihrem Neste zu nehmen. Zu diesem Zwecke banden wir sieben oder acht Bündel dürrer Reiser zusammen, und zwar so, daß das Laub derselben meist nach innen gekehrt war; auch steckten wir in die Mitte einer jeden Welle mehrere der neuentdeckten Kerzen. Sämmtliche Reisigbündel lagen bald am Rande des Felsens bereit, und es blieb nichts weiter zu thun übrig, als daß sich Einer von uns am Seile hinabließ, die erste Welle anzündete und in die Oeffnung schob, um der Gesellschaft drinnen eine Unterhaltung beim Feuer zu verschaffen. Aber wer sollte auf dieses Wagniß ausgeschickt werden? Wir kannten jetzt die damit verbundene Gefahr. Soviel stand fest, war der Betreffende nicht flink und gewandt genug, das Loch gleich mit dem ersten Bund gehörig zu verstopfen, dann würden die Schlangen auf ihn losschießen, und er wäre rettungslos verloren. Zaghaft sah Einer den Andern an, und ich glaube, wir Alle hätten am liebsten das Wagstück ganz aufgegeben und ein anderes Obdach gesucht. Aber die Erwägung, in wie hohem Grade die Höhle für uns geeignet sei, und daß wir schwerlich einen zweiten, so trockenen und sichern Zufluchtsort auf der Insel entdecken würden, bestärkte uns anderseits, an unserm Plane festzuhalten.

Als wir unschlüssig dastanden und mit schwerem Herzen das Für und Wider erwogen, machte der alte Indianer, den ich Mark nennen will, weil er diesen Namen später in der heiligen Taufe erhielt, plötzlich aller Verlegenheit ein Ende. Da er aus unseren Geberden schließen mochte, um was es sich handle, nahm er Pounder bei der Hand, und Beide kamen mit den Zeichen der größten Ehrerbietung auf uns zu. Nachdem sie sich tief verbeugt, begann der Greis eine Rede zu halten, von der wir natürlich keine Silbe verstanden; aber aus den seine Worte begleitenden Geberden ging deutlich hervor, daß er seinen Gefährten für das gefahrvolle Unternehmen vorschlagen wollte. Auch Pounder selbst bot sich mit großer Bereitwilligkeit zu diesem Dienste an, wobei er durch die lächerlichsten Pantomimen seine Geringschätzung gegen die Schlangen an den Tag zu legen suchte; denn daß es sich um solche handelte, hatten die Wilden sofort begriffen.

Bei unseren Matrosen hatten mittlerweile die bessern Gefühle so sehr die Oberhand gewonnen, daß keiner von ihnen darein willigen wollte, das Leben des Indianers auf's Spiel zu setzen; aber zu unserer größten Ueberraschung bestand Don Manuel darauf, daß man das Anerbieten Pounders annehme.

„Es steht hier nicht Leben gegen Leben auf dem Spiele," sagte er. „Die Gefahr ist für den Einen weniger groß als für den Andern, sonst würde ich dafür stimmen, daß Niemand sich derselben aussetze; aber wie es scheint, sind diese Wilden so daran gewöhnt, mit Schlangen umzugehen, und verstehen es so gut, dieselben unschädlich zu machen oder ihre Bisse durch einfache Mittel

zu heilen, daß sie im Vergleiche zu uns wenig auf's Spiel setzen.

Pounder schien ihn zu verstehen; er nickte zustimmend mit dem Kopfe und schnitt dabei abermals die wunderlichsten Grimassen. Dann hob er eine am Boden liegende Ranke auf, wand sie nach Art einer Schlange hin und her, wickelte sie um seinen Arm, schwenkte sie lachend in der Luft und riß endlich das obere Ende mit den Zähnen ab, um uns begreiflich zu machen, daß er so mit den Schlangen verfahren und ihnen schließlich die Köpfe abbeißen wolle. Hierauf zeigte er nach meinem Taschenmesser und meinem Hirschfänger. Ich verstand seine Geberde und reichte ihm beides, worauf er fröhlich dem Seile zuschritt, um sich an demselben hinabzulassen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Kündigung der Wohnung.

„Halt!" rief Tom Harvey, „wäre es nicht besser, unsere Flinten mit Schrot zu laden und in das Loch zu feuern, damit das Schlangengezücht sich erst einmal zeige?"

Der Vorschlag gefiel Allen; nur waren wir der Ansicht, daß *eine* Flinte genüge; denn wir fürchteten, unnützerweise Pulver und Blei zu verschießen. Ich lud also eines der Gewehre und reichte es Gill, der seit seinem Siege über den Hai von Allen als der beste Schütze anerkannt war. Diese Vorbereitungen setzten unsere Indianer auf's Neue in Angst und Schrecken. Ich glaube,

ein ganzer Wald voll Schlangen hätte ihnen weniger Furcht eingeflößt als die Nähe unserer schrecklichen Gewehre. Am ganzen Leibe zitternd, fielen sie auf die Kniee, während Gill sich auf den überhängenden Felsen schwang und mit Händen und Füßen an der innern Seite desselben hinabkletterte, bis er dem Schlangenloch ungefähr gegenüberstand. Jetzt nahm er sein Gewehr von der Schulter und sandte der Schlangenbrut unsern ersten Gruß in die Höhle hinein. Der in den engen Raum abgefeuerte Schuß dröhnte so schauerlich und hallte so gewaltig zwischen den Felsen wieder, daß die Indianer wie todt zu Boden stürzten. Gleichzeitig hörten wir in dem Loche ein wüthendes Zischen, welches uns zur Genüge bewies, daß Harry gut gezielt, aber nicht die ganze Brut getödtet hatte. Das Schlimmste war jedoch, daß die Wurzeln, auf welche der wackere Gill seinen Fuß stützte, plötzlich unter ihm nachgaben. Glücklicherweise gelang es ihm, im Falle einen Baum zu erfassen; aber er blieb drei Klafter über dem Boden zwischen Himmel und Erde hängen.

Nun war guter Rath theuer. Kamen wir unserm Kameraden zu Hülfe, dann entwischten uns die Schlangen; kümmerten wir uns zunächst um diese, so mußte Gill nach wenigen Minuten unfehlbar in die Tiefe fallen und, wenn kein Wunder geschah, Arme und Beine brechen oder sich gar den Schädel einschlagen.

Während wir uns rathlos anschauten, rief Don Manuel plötzlich mit der Stentorstimme eines Generals, der seine Soldaten in die Schlacht commandirt:

„Owen, da haben Sie meinen Mantel, eilen Sie mit Tom und Hilton hinunter und fangen Sie Gill

darin auf, um seinen Sturz abzuschwächen; Richard und ich werden das Uebrige thun."

Ich ergriff den Mantel und war mit einem Satze auf der andern Seite; Tom und Hilton folgten mir auf dem Fuße. Wie wir ohne den Hals zu brechen nach unten kamen, weiß ich selbst nicht. Genug, wir standen auf einmal zwischen den beiden Felsen und beeilten uns, den Mantel genau unter der Stelle auszuspannen, wo unser Kamerad an dem Baume schwebte. Dann riefen wir Harry zu, sich langsam fallen zu lassen, was er auch sogleich that; aber das Gewicht seines Körpers riß uns den Mantel aus der Hand und warf uns selbst über den Haufen. Obgleich die Heftigkeit des Falles durch den etwa vier Fuß über dem Boden ausgespannten Mantel gebrochen war, kam Harry doch nicht mit heiler Haut davon. Sein Kopf erhielt mehrere Beulen und außerdem verletzte er sich bedeutend an der Schulter.

Sobald Don Manuel sah, daß Gill gerettet war, winkte er Pounder, das Seil zu nehmen, und ließ gleichzeitig an einem Bindfaden eines der Reiserbündel hinab, das er zuvor an der immer noch brennenden Oelnußkerze angezündet hatte. Mit einer Seelenruhe, als sei die ganze Insel gegen Schlangen gefeit, glitt der Indianer an dem Taue hinunter, schob mit einem Stocke das brennende Reisigbündel in's Loch und schnitt die Schnur ab, damit Don Manuel sie emporziehen und eine zweite Welle hinablassen könne. So wanderte ein Reisbund nach dem andern in die Oeffnung des Schlangenloches; Pounder machte seine Sache vortrefflich, obschon es ihm offenbar mehr nach dem Sinne gewesen wäre, den

Schlangen den Hals umzudrehen, als sie in ihrem Verstecke lebendig zu räuchern.

Das wüthende Gezische, welches sich nunmehr in dem Loche erhob, überzeugte uns, daß unsere Befürchtung, die Bewohner desselben möchten verschiedene Ausgänge haben und, einmal entflohen, den Ort für immer unsicher machen, nicht begründet sei. Nur einer einzigen jungen Schlange gelang es, durch eine enge Spalte, die wir bis dahin nicht bemerkt hatten, zu entschlüpfen. Sie wand sich mit äußerster Behendigkeit am Felsen hinunter; aber wir behielten sie im Auge, und sobald sie den Boden berührte, zermalmte ich sie mit einem Steine.

Als das letzte Reiserbündel vom Feuer verzehrt war, steckte Pounder ohne weitere Umstände seinen Kopf und seinen rechten Arm in's Loch, obschon der herausströmende Qualm ihn zu ersticken drohte, und nach wenigen Augenblicken wandte er sich wieder zu uns und rief mit freudestrahlendem Gesichte bald nach oben, bald nach unten: „Oora, oora!“ sehr gut, sehr gut. Dabei schwenkte er in der Rechten eine todte, halbverkohlte Schlange. Außer dieser zog er mit Hülfe des Stockes noch neun andere Schlangen, theils alte, theils junge heraus, die er gleich der ersten sämmtlich auf den Boden warf. Dann erhob er ein Siegesgeschrei, daß die Felsen dröhnten und machte uns durch Pantomimen begreiflich, daß die Höhle vollständig gesäubert sei.

Dies war für uns Alle eine höchst erfreuliche Nachricht; wir konnten nun den Platz als unser Eigenthum betrachten und freuten uns nicht wenig darauf, ihn in Besitz zu nehmen und den Bau unseres Winterquartiers zu beginnen. Aber für den Augenblick war nicht daran

zu denken; denn der Tag neigte sich bereits, und wir hatten noch für das Abendessen und Nachtlager zu sorgen. Wir befahlen den Indianern, Holz zusammenzulesen und das Feuer anzuzünden, während wir selbst etwas ausruhten und die Ereignisse des Tages besprachen. Dann hielten wir unsere Abendmahlzeit, bestehend aus dem Fleische des Kuttelfisches, das wir, so sehr Andere es auch rühmen mögen, recht zäh und unschmackhaft fanden. Der Grund hiervon mochte übrigens darin liegen, daß das von uns erlegte Thier bereits alt und von bedeutender Größe war, wenn auch nicht so groß, wie man deren den Nachrichten glaubwürdiger Seefahrer zufolge in den indischen Gewässern antreffen soll. Richard war nicht zu bewegen, auch nur einen Bissen von dem Kuttelfisch anzurühren. Wir gaben ihm dafür, was wir noch an Kokosnüssen hatten, und er trank dazu einen Schluck aus seiner Flasche. Die Indianer hielten, seitwärts gelagert, einen greulichen Schmaus mit den gebratenen Schlangen. Als das Abendessen beendigt war und Don Manuel das Tischgebet gesprochen hatte, riefen wir sie zu uns, um sie in der Dunkelheit nicht aus den Augen zu verlieren.

Dreißigstes Kapitel.

Die Muttersprache.

Wenn wir Abends um's Feuer versammelt waren, vertrieben wir uns die Zeit gewöhnlich damit, den Indianern ein wenig Englisch beizubringen, und ich muß gestehen, daß uns die Schnelligkeit, mit der sie die ge-

bräuchlichsten Wörter, nebst einer Anzahl kleiner Sätze erlernten, im höchsten Grade in Erstaunen setzte. Don Manuel und ich beschäftigten uns abwechselnd mit ihnen, und nach Verlauf von vier bis fünf Tagen waren sie bereits im Stande, sich über die gewöhnlichsten Gegenstände mit uns zu unterhalten; dagegen fiel es Anfangs überaus schwer, über ihre religiösen Begriffe, über die Beschaffenheit ihres Landes, über den Himmel, das Meer u. dgl. ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, weil es uns an den nöthigen Ausdrücken fehlte, obschon der Priester sich alle nur erdenkliche Mühe gab, diesem Mangel abzuhelfen. Da uns ebensoviel daran lag, ihre Bezeichnungen für gewisse Dinge zu kennen, als die unsrigen ihnen beizubringen, ließen wir uns zunächst von ihnen sagen, wie sie den Gegenstand, um den es sich handelte, nannten, und lehrten ihnen sodann den englischen Namen desselben. Dabei verfuhren wir folgendermaßen: Ich zeigte beispielsweise auf's Feuer und sah die Männer dann fragend an, indem ich die Lippen bewegte, als ob ich sprechen wolle. Dann legte ich meine Hand an's Ohr, wie um zu hören, was sie mir sagen würden. Sie verstanden mich und nannten das betreffende Wort. Ich sprach dasselbe mit mißfälliger Geberde nach, als ob es nicht das richtige sei, sagte ihnen den englischen Namen und ließ sie denselben so lange wiederholen, bis sie ihn richtig aussprachen, was sie mit sichtlichem Vergnügen thaten. So erlernten wir manche ihrer Wörter, bis sie genug Englisch verstanden, um sich mit Leichtigkeit in unserer Sprache auszudrücken. Nach längern vergeblichen Bemühungen erfuhr ich den Namen ihres Landes; es hieß Toonati-nooka. Sie suchten uns durch Zeichen

begreiflich zu machen, daß es eine Insel sei, und daß sich in der Nähe derselben eine zweite kleinere Insel befinde. Die Bewohner derselben schienen mit dem Stamme unserer Wilden in Krieg oder Feindschaft zu leben; denn Pounder nannte den Namen der Insel, Hai-vavaoo, mit einer scheußlichen Grimasse und einer abwehrenden Handbewegung.

Der jüngste der Indianer, den ich einstweilen mit seinem heidnischen Namen Poula-faihe nennen will, versuchte, beide Inseln mit einem Stocke in den Sand zu zeichnen und brachte zu unserer Verwunderung sogar eine schöne Reliefkarte derselben zu Stande. Nachdem er ringsherum den Sand geebnet, um den Meeresspiegel darzustellen, deutete er mit spitzen Steinen und Muscheln die aus den Küsten hervortretenden Felsenriffe und Vorgebirge an, häufte im Innern der Inseln kleine Berge auf und zeigte vermittelst in den Sand gesteckter Blätter und Sprossen sogar die auf ihnen befindlichen Haine und Wälder an. Als Alles fertig war, sprang er vom Boden auf, betrachtete sein Werk mit kindlicher Befriedigung und hüpfte dann händeklatschend um die dargestellten Inseln herum, bald auf die eine, bald auf die andere deutend und abwechselnd Toonati-nooka und Hai-vavaoo rufend. Aber Pounder, der die Unterhaltung mit uns abgebrochen hatte, um das Machwerk Poula-faihe's in Augenschein zu nehmen, fand seine Angaben theilweise falsch und versuchte, sie zu berichtigen, indem er hier einen Hain auszupfte, dort einige Vorgebirge umwarf oder verschob, verschiedene Berge versetzte und sonstige Veränderungen vornahm, die den Knaben sichtlich verdrossen. Schließlich riefen sie den Alten zum

Schiedsrichter auf, und sobald dieser gesprochen und selbst noch einige kleine Verbesserungen vorgenommen, hatte aller Streit ein Ende.

Um dem Leser einen Begriff von der seltsamen Sprache unserer Indianer zu geben, lassen wir hier einige jener Wörter folgen, die wir auf die oben beschriebene Weise von ihnen erlernten [1].

Feuer	Teta-hai	Weinen	Mánoaa
Holz	Oopanee	Tanzen	Oomarra
Ein Zweig	Maneea	Kämpfen	Eharoo
Grünes Holz	Oopa poore	Tödten	Ewhaee
Trockenes Holz	Oopa taata	Heilen	Oowhya-da
Regen	Taina	Eine Wunde	Eeree
Donner	Pateere	Eine Klippe	Eraeea
Das Meer	Anonohao	Eins	Oteo
Ein Felsen	Epoote	Zwei	Enara
Eine Kokosnuß	Efarre	Drei	Paape
Ein Affe	Tohyto	Vier	Eheeo
Ein Haifisch	Kerekaia	Fünf	Honoo
Ein Canoe	Looamao	Sechs	Paya
Der Kopf	Emaa	Sieben	Teire
Die Augen	Ete-rahai	Acht	Myde
Die Nase	Páraou	Neun	Paeena
Der Mund	Taeea	Zehn	Tarooa
Die Zunge	Ry-poaeo	Zwanzig	Taroo'nara
Die Zähne	Eneeheeo	Dreißig	Taroo-paa
Die Hände	Tootahai	Vierzig	Taroo-ehi
Die Füße	Amarehaa	Ein Hundert	Taroo-ta-roone
Gehen	Otooetee	Viele	Eaha-noue
Laufen	Horoee	Wenige	Poheea
Arbeiten	Tangatya	Keine	Te-moönea
Lachen	Hahagoo-ooa	Alle	Mönaee.

Wenn sie weniger hart zu klingen scheinen, als ich es behauptete, so kommt dies daher, daß es geradezu un-

[1] Bei allen Wörtern der Indianersprache ist die Schreibweise des englischen Originals beibehalten worden.

möglich ist, auf schriftlichem Wege die wunderlichen, tief in der Kehle gebildeten Gurgeltöne unserer Indianer wiederzugeben. Uebrigens versicherten sie uns, daß unser Englisch wie ein Gezwitscher laute, und als sie später vertrauter mit uns geworden waren, nannten sie es, obschon mit vieler Ehrerbietung, eine Vogelsprache. Vielleicht trug jener Umstand gerade dazu bei, uns in ihren Augen als höhere Wesen zu kennzeichnen, die aus jenen Regionen stammten, in welche nur die Vögel sich emporzuschwingen vermögen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Verschiedene Entdeckungen.

Pounder machte uns gleichfalls durch Pantomimen begreiflich, daß man zwei Monate brauche, um die größte der beiden Inseln mit einem Canoe zu umschiffen, daß dieselbe sehr fruchtbar, sowie reich an Wäldern sei und viele Einwohner zähle. Das war Alles, was wir am ersten Abende von unsern Gästen erfuhren; denn Don Manuel rief uns zum Gebete, und bald darauf lagen wir Alle im tiefsten Schlummer. Da wir den Indianern nicht trauten, hatten wir die Flinten, sorgfältig in unsere Jacken gehüllt, unter den Kopf gelegt, und Ned Hilton übernahm die Wache, bis die Wilden eingeschlafen waren, worauf er übrigens nicht lange zu warten brauchte.

In Folge der Anstrengungen des vorhergehenden Tages schliefen wir ungewöhnlich fest und wachten am andern Morgen erst sehr spät auf. Der Himmel war

wolkenlos; der Wind hatte sich vollständig gelegt, und Nichts erinnerte an das Unwetter des vorigen Tages. Ein Schwarm Papageien flog mit lautem Gekreisch über unsere Köpfe hinweg, und ein Rudel Affen saß schnatternd in den Bäumen, unter denen wir uns gelagert hatten, Lärm genug, um, wie Harry sagte, alle Matrosen aus den Hängematten zu treiben. Wir sprangen auf die Beine und rieben uns den Schlaf aus den Augen; dann richteten sich Aller Blicke unwillkürlich auf Don Manuel, unsern Schiffskaplan. Dieser ging, sein Brevier betend, in einiger Entfernung auf und ab. Sobald er sah, daß wir aufgestanden waren, kam er auf uns zu und reichte uns die Hand zum Morgengruße. Dann knieten wir mitsammen nieder, und die drei Indianer folgten ehrerbietig unserm Beispiele. Der Priester betete mit lauter Stimme das gewöhnliche Morgengebet vor und fügte sodann noch mehrere den veränderten Umständen entsprechende Bitten hinzu, insbesondere, daß Gott der Herr uns vor Tyrannei und Lieblosigkeit gegen unsere Untergebenen bewahren und diese in der Unterwürfigkeit erhalten und ihnen die Gnade der Bekehrung schenken möge.

Jetzt galt es, für den Morgenimbiß zu sorgen. Unser ganzer Mundvorrath bestand aus dem Reste des Kuttelfisches und einigen Kokosnüssen, deren Kerne wir mit dem Fleische rösteten, um keine Zeit zu verlieren; denn es verlangte uns, an's Meer zu kommen, um nach unserm Haifische, oder besser gesagt, nach unsern beiden Haifischen zu sehen. Wir hofften nämlich, daß der Sturm auch das Skelett gehoben und somit ermöglicht habe, es an's Land zu bringen. Prodgers ließ sich auch diesmal nicht bewegen, den Kuttelfisch zu versuchen, überzeugt, daß sein

Fleisch ebenso giftig sein müsse als seine Sauger, deren Spuren noch nicht ganz von der Wange des Alten verschwunden waren. Da unsere sonstigen Vorräthe, wie gesagt, völlig erschöpft waren, blieb unserm Kameraden nichts weiter übrig, als auf sein Frühstück zu verzichten. Aber der junge Indianer — wir wollen ihn jetzt schon mit seinem Taufnamen Samuel nennen — wußte Rath. Als er unsere Verlegenheit sah, deutete er mit der Hand nach einer freien Stelle im Walde und gab uns durch Zeichen zu verstehen, daß er dort Etwas für Prodgers finden würde. Ich ließ ihn gehen, und nach Verlauf von einer Viertelstunde kehrte er, beladen mit einem Bündel großer Wurzeln, zurück, die er keuchend vor uns auf den Boden warf. Diejenigen von uns, welche in Westindien gewesen waren, erkannten sofort die Brod- oder Yamwurzel.

Diese Entdeckung war für uns wichtiger, als wenn wir eine Goldmine oder ein Diamantenlager aufgefunden hätten. Don Manuel nahm die Brodwurzeln mit derselben Dankbarkeit in Empfang, wie am ersten Tage die Früchte des Brodbaumes. Er hob zwei derselben gleichsam als ein Dankopfer zum Himmel empor und sprach dabei das Gloria Patri, in welches wir diesmal Alle kräftig einstimmten: so wahr ist es, daß das Unglück und ein gutes Beispiel selbst die gefühllosesten Herzen umzustimmen vermag.

Zwei der größern Wurzeln reichten vollständig zu Prodgers Frühstück aus, und da das Wasser in dieser Gegend salzig und ungenießbar war, erlaubte ich ihm, einen letzten Schluck aus seiner Flasche zu thun, worauf er mir dieselbe bereitwillig übergab, damit ihr Inhalt als gemeinschaftliches Eigenthum für etwaige Nothfälle

aufbewahrt werde. Dann lenkten wir unsere Schritte der Haifischbucht zu.

Zu unserer Betrübniß fanden wir hier nicht nur den Haifisch, sondern auch den Leichnam des vierten Indianers, den die Fluth während der Nacht an's Land gespült hatte. Als die Wilden den leblosen Körper ihres Stammesgenossen sahen, stießen sie ein durchdringendes Geschrei aus, umringten ihn und fingen an zu jammern und zu wehklagen, wie es in ihrem Lande bei Todesfällen Brauch ist. Alles dies schien in der That mehr aus Pflichtgefühl als aus wirklichem Schmerz über den Verlust des Verstorbenen zu geschehen; denn wir erfuhren auf unser Nachfragen, daß er keinem der Indianer verwandt war, sondern sie nur auf den Fischfang begleitet hatte.

Nichtsdestoweniger mußten wir dafür sorgen, daß der Verunglückte, wenn auch kein christliches, so doch ein anständiges Begräbniß erhielt. Wir wählten zu seiner Ruhestätte eine am Ufer befindliche Anhöhe, wo er nach unserer Meinung durch keine Macht der Elemente erreicht werden konnte, es hätte denn eine neue Sündfluth hereinbrechen müssen. Die Thatsachen sollten uns in der Folge eines Andern belehren.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Das Begräbniß des Todten und eine Lehre für die Lebenden.

Da wir das Grab in Ermangelung anderer Werkzeuge mit flachen, schieferartigen Steinen ausgraben mußten, dauerte es eine geraume Zeit, bis wir damit fertig

waren. Als die Gruft eine Tiefe von etwa fünf Fuß erreicht hatte, brachten die Indianer einen Haufen Palmen-, Bananen- und andere breite Blätter nebst einem Bündel grüner Ranken aus dem Walde herbei. Mit diesen umwickelten sie den Leichnam vom Kopf bis zu den Füßen und ließen ihn sodann auf unsern Befehl vorsichtig in das Grab hinab. Später gestanden sie uns, daß sie diese unsere Anordnung aus Ehrerbietung befolgt hätten, überzeugt, die Weißen müßten Alles besser verstehen, als sie selbst; in Toonati-nooka bestehe jedoch die Bestattung der Todten darin, daß man dieselben an einem entlegenen Platze auf einem, aus Pfählen aufgebauten Gerüste ausstelle, bis Hitze, Wind und Wetter die Leichname allmählich zerstörten.

Don Manuel stand entblößten Hauptes am Rande des Grabes und betete mit lauter Stimme:

„Möge der Herr Seine Barmherzigkeit an ihm erweisen und seiner armen Seele gnädig sein!"

Hierauf füllten wir das Grab mit Erde und wälzten mehrere dicke Steine darauf, um es vor etwaigen Angriffen wilder Thiere zu schützen. Dann verließen wir die Stätte, nachdem wir übereingekommen waren, sie fortan „Indianerruh" zu nennen.

Unsere nächste Sorge war dem Haifisch zugewandt, den die Wellen weiter den Strand hinaufgetrieben hatten. Es war ein Ungeheuer an Größe und Häßlichkeit, so daß wir nicht umhin konnten, bei seinem Anblicke Gott auf's Neue für unsere Rettung zu danken. Wir überlegten zunächst mit einander, womit wir beginnen sollten, und beschlossen, dem Hai zuerst die Haut abzuziehen und ihn dann in Stücke zu zerschneiden.

„Diese Arbeiten sind freilich nicht angenehm," sagte ich; „aber wir müssen bedenken, wie vielfachen Nutzen wir in unserer bedrängten Lage aus dieser Beute ziehen können. Der Hai liefert uns Leder, Oel, Pfeilspitzen, allerlei Instrumente . . ."

„Und Pökelfleisch in Hülle und Fülle," rief Hilton dazwischen, „wenn wir es nur einsalzen könnten."

„Seine Kinnladen wollen wir als ein Erinnerungszeichen aufstellen, das uns bei Streitigkeiten besänftigen und uns an die Wohlthaten Gottes erinnern wird, wenn wir versucht sind, zu murren," sagte Don Manuel und Prodgers und Harvey stimmten ihm bei.

„Ich wette," rief Gill, „daß unsere Lehrlinge" — bei diesem Worte lächelte er dem Priester schelmisch zu — „schon mehr als einen Hai abgezogen haben. Wie wäre es, wenn wir ihnen das Geschäft überließen?"

Der Vorschlag ließ sich hören. Wir gaben daher den Wilden unsere Messer in die Hände und suchten ihnen begreiflich zu machen, was wir von ihnen wollten. Sie gingen sogleich lustig an's Werk und legten eine außerordentliche Geschicklichkeit an den Tag. Als ich mich überzeugt hatte, daß sie ihre Sache verstanden, schlug ich den Uebrigen vor, zu unserer Arbeit in der Felsenhöhle zurückzukehren; den alten Prodgers ließen wir mit einer Flinte zur Ueberwachung der Wilden zurück, vollkommen überzeugt, daß er ihnen jetzt kein Leid zufügen würde. Don Manuel erbot sich, auf dem Baume zu wachen, wie der alte Indianer es Tags zuvor gethan. „Ich habe noch zu beten, sagte er, und das kann ich ebenso gut dort oben, als auf der terra firma."

„Ich glaube wirklich, daß Sie überall beten können, Sir," entgegnete ich.

„Lieber Freund," antwortete er, vertraulich seinen Arm in den meinigen legend, „es kommt bei Allem, was wir thun, nicht so sehr darauf an, wo wir sind, als wie wir sind."

„Das ist wahr," rief Hilton. „Als ein alter Onkel mich am letzten Sonntage, bevor ich ihm entlief und zur See ging, in unsere Dorfkirche trieb oder vielmehr an den Ohren hineinzerrte, da dachte ich wahrlich nicht, daß ich mein nächstes Gebet einst auf einer wüsten, in einem unbekannten Himmelsstriche liegenden Insel verrichten würde, die nicht einmal einen Namen hat."

„In Niemandsland, he, Señor?" fragte Don Manuel mit gutmüthigem Lächeln.

„Ach ja," versetzte Tom Harvey lachend, „das ist der Name, den Dick[1] ihr geben wollte, als wir landeten, und als es ihm nicht recht war, daß die Insel Manuelsinsel heißen sollte."

„Viele Leute," sagte der Priester, auf das eigentliche Thema der Unterhaltung zurückkommend, „bilden sich ein, daß sie eifrigere Christen seien und ihre Seelen leichter retten würden, wenn sie in andern Verhältnissen lebten, andere Pflichten zu erfüllen oder mit andern Menschen umzugehen hätten. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß Jeder einen bestimmten Beruf empfangen hat; aber ebenso wahr ist es, daß es von unserm Willen abhängt, ob wir gut oder böse, eifrig oder träge im Guten sind. Man kann im Feldlager ein gutes, im

[1] Abkürzung von Richard.

Kloster ein schlechtes Leben führen; denn Gott gibt uns Freiheit und hinlängliche Gnade."

„Und könnte man denn auch auf einem Schiffe wie unser ‚Spitfire' ein ordentlicher Christ sein?" fragte Ned Hilton mit ungewöhnlichem Ernste.

„Wenn Jemand sich an einem Orte befände, wo er wegen der Fluth der ihn umgebenden Bosheit der Versuchung nicht widerstehen könnte," antwortete Don Manuel, „dann wäre es seine Pflicht, diesen Ort sobald als möglich zu verlassen. Das ist es, was man die Flucht der nächsten Gelegenheit nennt. Wir aber können der göttlichen Vorsehung nicht genug dafür danken, daß sie uns auf diese Insel führte. Unsere irdischen Pläne sind auf diese Weise freilich durchkreuzt worden; aber unsere Seelen können ewigen Gewinn daraus ziehen. Da sind wir übrigens bei meinem Baume angelangt; so laßt uns denn ein Jeder seine Pflicht erfüllen; ihr, indem ihr dort unten arbeitet, ich, indem ich hier wache."

„‚Wache und bete!' pflegte unser alter Prediger in North Budenham zu sagen," fiel Harry Gill ihm in's Wort.

„Wenn der Mann nie etwas Schlimmeres gesagt hat als das, dann verdient er, daß man ihn achtet," entgegnete der Priester ernst. „Aber laßt uns so heilige Aussprüche nicht in's Lächerliche ziehen, Freund Gill."

Mit diesen Worten kletterte er den Baum hinan und wir Andern lenkten unsere Schritte dem Felsen zu.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Ueberlistet.

Wir hatten unser Ziel bald erreicht und gaben uns frohen Muthes an's Werk. Unser Sieg über die Bewohner der Höhle mußte ein vollständiger gewesen sein; denn es war auch keine Spur der Schlangenbrut mehr zu entdecken.

Da die Oeffnung im Felsen zu klein war, als daß mehrere Männer gleichzeitig hätten arbeiten können, und Jeder von uns der Erste sein wollte, bestimmten wir Denjenigen, der beginnen sollte, durch's Loos. Es fiel auf Ned Hilton, der sich auch sofort am Seile hinunterließ und in der am Ende desselben angebrachten Schlinge sitzend, tapfer zu meißeln begann, um zunächst den Eingang zur Höhle zu erweitern.

Wir machten nun die angenehme Entdeckung, daß der Felsen sich in ganz besonderer Weise zu unserm Zwecke eignete; denn er bestand aus einem groben, weichen Sandsteine, wie er sich in der Umgegend Roms in großer Menge vorfindet, vermuthlich als Erzeugniß vulcanischer Eruptionen, durch welche die Sandmassen einst in glühendem Zustande aus feuerspeienden Bergen geschleudert wurden, worauf sie sich allmählich an der Luft verhärteten. Kurzum, die Arbeit ging leicht von Statten. Wir sahen Hilton von oben zu und empfahlen ihm an, die Oeffnung nicht weiter zu machen, als daß ein Mann auf Händen und Füßen durchkriechen könne, um die Arbeit im Innern fortzusetzen. Nach einer Weile hatte das Loch die angegebene Größe erreicht, worauf Hilton in die Höhle schlüpfte und uns zurief, daß ein Anderer

hinabkommen und ihm helfen möge. Ich schickte Harvey, und die Beiden meißelten nun um die Wette, bis sie einen Gang in den Felsen gehauen hatten, der neun Fuß lang und so breit war, daß zwei Männer nebeneinander arbeiten konnten. Dabei mußten sie jedoch auf den Knieen liegen; denn die geringe Höhe der Passage gestattete ihnen nicht, sich emporzurichten. Je weiter sie vordrangen, desto weniger Anstrengung verursachte ihnen die Arbeit; denn der Felsen wurde immer weicher und zerbröckelte zuletzt schon bei dem leisesten Schlage. Den Schutt schoben die Männer von Zeit zu Zeit mit den Füßen aus der Oeffnung der Höhle heraus.

Als ich am Klang ihrer Stimmen erkannte, daß sie sich bereits tief in den Felsen hineingearbeitet hatten, konnte ich der Versuchung, selbst hinabzusteigen und an dem Werke theilzunehmen, nicht länger mehr widerstehen. Ohne daran zu denken, das Seil gehörig zu befestigen, glitt ich daran hinunter und schlüpfte trotz des im Wege liegenden Schuttes durch's Loch. Es ist mir heute noch unbegreiflich, daß diese Fahrt so glücklich von Statten ging; denn das Tau war durch den mehrmaligen Gebrauch dergestalt gelockert, daß es kaum noch mit einigen Strängen an der Baumwurzel festhielt, und ich also um ein Haar breit von der Höhe des Felsens hinabgestürzt wäre. Auch bot mein Mangel an Vorsicht einigen unserer Feinde Gelegenheit, uns einen Streich zu spielen, der leicht schlimme Folgen hätte herbeiführen können.

Kaum war ich durch die Oeffnung gekrochen, als ich oben auf dem Felsen einen Lärm hörte, von dem ich mir keine Rechenschaft zu geben vermochte. Ich dachte im ersten Augenblicke an einen Angriff von Wilden, welche

bis jetzt in irgend einem Hinterhalte gelegen und den günstigen Moment abgewartet hätten, um über uns herzufallen. Mein Gewehr schußbereit im Arme haltend, steckte ich vorsichtig den Kopf zum Loch hinaus und schaute nach oben. Da sah ich zu meinem nicht geringen Verdruß ein Dutzend Affengesichter, welche mich vom Felsen herab anglotzten und mir die scheußlichsten Grimassen schnitten. Die Schwingungen des Seiles überzeugten mich gleichzeitig, daß Andere damit beschäftigt waren, dasselbe von der Baumwurzel abzulösen. Einen Augenblick später, bevor ich noch Zeit hatte, mein Gewehr abzufeuern und das Affenvolk in die Flucht zu jagen, schlug das Seil gegen mein Ohr und wäre zu Boden gefallen, wenn ich es nicht mit der Hand aufgefangen hätte.

Trotz meines Aergers konnte ich nicht umhin, über die List unserer Feinde und deren Erfolg zu lachen. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als unsere Arbeit ruhig fortzusetzen, bis unsere Gefährten kommen und das Seil von Neuem befestigen würden. So fuhren wir denn, wenn auch etwas mißstimmt, noch etwa drei Stunden lang zu arbeiten fort, indem abwechselnd zwei von uns den Meißel führten, während der Dritte den Schutt hinwegräumte.

Nach Verlauf dieser Zeit hatten wir eine im Verhältniß zu der geringen Zahl der Hände schon tiefe Passage in den Felsen gegraben. Da wir weder Senkblei noch Richtscheit besaßen, fiel der von uns angelegte Gang nicht ganz regelmäßig aus. Hier war er höher, dort tiefer; doch führte er ziemlich gerade in den Felsen hinein, da das durch die Oeffnung fallende Tageslicht uns die Richtung angab.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Wir sinnen auf Mittel, uns zu verproviantiren.

Wir fühlten uns endlich von der anhaltenden Arbeit ganz erschöpft. Unsere Glieder waren durch das stundenlange Zusammenkauern in dem engen Raume lahm und steif geworden, und die Luft wurde immer schwüler und drückender. Kurz, wir sehnten uns danach, abgelöst zu werden. Aber wie sollten wir aus dem Loche herauskommen? Es blieb uns nichts Anderes übrig, als den Versuch zu machen, unsere Gefährten herbeizurufen; deßhalb fingen wir an, aus Leibeskräften zu schreien; dann horchten wir mit gespannter Aufmerksamkeit. Aber ob unsere Stimmen sich in der Höhle verloren, weil Einer hinter dem Andern kauerte, oder ob ihr Schall sich an dem gegenüberliegenden Felsen brach: genug, wir erhielten keine Antwort und machten uns schon darauf gefaßt, aushalten zu müssen, bis die Andern ihre Arbeit mit dem Hai beendigt hätten und uns zum Abendessen holen würden.

„Laßt uns noch einmal rufen; vielleicht hören sie uns endlich doch," sagte ich.

Wir legten hierauf alle Drei die Hände an den Mund und stießen ein so mörderliches Geschrei aus, daß Hilton ganz erschöpft zu Boden sank. Zu unserer Freude hörten wir jedoch, daß Don Manuel unsern Ruf erwiderte, obschon der Klang seiner Stimme kaum vernehmbar war. Es dauerte auch nicht lange, da waren die Indianer zur Stelle; denn ihre Geschwindigkeit im Laufen grenzte geradezu an's Unglaubliche. Mit einem Satze sprang Samuel den schrägstehenden Felsen hinan, fing das ihm von mir

zugeworfene Ende des Seiles auf und schwang sich über die Kluft auf den Rand der Felswand. Hier befestigte er das Tau von Neuem an der Baumwurzel, kletterte mit der Behendigkeit einer Katze daran hinab und schlüpfte durch die Oeffnung zu uns in die Höhle hinein. Als ich ihm befahl, den Flintenlauf, dessen wir uns als Meißel bedient, vom Boden aufzuheben und unsere Arbeit fortzusetzen, gehorchte er ohne Widerrede, und wenn er bei Handhabung des Werkzeuges auch einige Scheu an den Tag legte, so schien er im Ganzen doch sehr befriedigt zu sein. Inzwischen war auch Pounder erschienen, und nachdem wir den beiden Indianern die nöthigen Anweisungen gegeben, griffen wir, Einer nach dem Andern, fröhlich nach dem Seile, um in's Freie zu kommen und frische Luft zu schöpfen.

Oben angelangt, sprangen wir über die Kluft und kletterten den schrägliegenden Felsen hinab, um Don Manuel und Prodgers entgegenzugehen. Letzterer war ganz außer Athem, erzählte uns jedoch in abgebrochenen Sätzen, daß die Indianer den Haifisch nicht nur abgezogen, sondern auch regelrecht zerlegt hätten; Alles sei fix und fertig, um das Fleisch des Ungeheuers oder doch wenigstens einen guten Theil desselben einzusalzen, wenn wir nur die geeigneten Geschirre dazu hätten. Salz war allerdings in Hülle und Fülle vorhanden, aber wie sollten wir uns Tonnen oder Steintöpfe verschaffen? Doch der Plan, uns Fische einzulegen, gefiel Allen zu gut, als daß wir ihn hätten ohne weiteres aufgeben sollen. Mir kam der Gedanke, ob man nicht etwa statt der Tonnen Löcher in die Erde graben und diese mit irgend einem Mörtel bekleiden könne, der den Pökel verhindere, in den

Boden zu sickern. Obwohl der Plan mir schon im nächsten Augenblicke unausführbar schien, theilte ich ihn zur Kurzweil doch meinen Gefährten mit, und diese nahmen ihn mit Beifall auf.

„Nun gut," sagte ich, „dann möge ein Jeder von euch ein Mittel vorschlagen, wie wir die Pökelgruben wasserdicht machen können."

„Wir können sie ja kalfatern," meinte Gill, der nie um eine Antwort verlegen war.

„Und woher willst du denn Harz und siedendes Pech nehmen?" brummte Prodgers, in seinen trotzigen Ton zurückfallend.

„Es wäre nicht unmöglich," entgegnete Don Manuel, „daß wir hier auf der Insel, die offenbar vulkanischen Ursprungs ist, eine Quelle anträfen, wo kochendes Pech aus der Erde fließt, wie es in andern derartigen Gegenden der Fall ist. Vielleicht finden wir auch irgend eine Thonart, die uns zu unserm Zwecke dienen kann."

„O, wenn wir ein Thonlager entdeckten, dann wäre uns überhaupt geholfen, dann würden wir mit ein wenig Mühe und Ausdauer bald Fleischtöpfe und anderes Küchengeschirr in Ueberfluß haben," rief ich, die Bemerkung aufgreifend, „und wir müssen auch durchaus etwas Derartiges ausfindig machen, wenn wir nicht ganz und gar verwildern wollen."

Für's Erste kamen wir jedoch dahin überein, ein gutes Stück von unserm Hai nach der bisher angewandten Methode zum Abendessen zuzubereiten. Sobald die Indianer vom Felsen zurückkehrten, befahlen wir ihnen, Holz zu sammeln und Feuer anzuzünden. Als die Steine glühend waren, bauten wir unsern Ofen, legten ein an-

ſehnliches Stück Fiſch nebſt einer Anzahl Brodwurzeln hinein und deckten Alles vorſichtig mit Blättern und Erde zu. Prodgers, der nicht gut zu Fuße war, erbot ſich, die weitern Sorgen dafür zu übernehmen; Don Manuel und der alte Indianer blieben gleichfalls zurück, um unſern Vorrath an Haifiſchfleiſch einſtweilen in den Sand zu vergraben. Wir andern Sechs machten uns auf den Weg, um Thon zu ſuchen; aber alle unſere Nachforſchungen waren diesmal vergebens. Dagegen ſtießen wir in einer ſumpfigen Niederung auf ein Bambusröhricht, das wir mit lautem Jubel begrüßten, weil wir vorausſahen, wie manchfachen Nutzen dieſe Entdeckung uns in der Folge gewähren konnte. Wir riſſen nicht ohne Mühe einige Dutzend der mittelgroßen Rohre ſammt den Wurzeln aus und ſchlugen ſchwer beladen den Rückweg ein. Dieſer war ſtellenweiſe ſehr beſchwerlich; wir ſahen uns nämlich zu verſchiedenen Malen genöthigt, bis an's Knie durch Koth und Schlamm zu waten; weil mehrere vom Hügel der ſchönen Ausſicht ſtrömende Bäche bei ihrer Mündung in's Meer derart von Korallenriffen und Sandbänken aufgehalten waren, daß ſie längs der Küſte, an der unſer Weg vorbeiführte, große Sümpfe bildeten.

So waren wir denn herzlich froh, unſere Bürden endlich neben dem Haifiſche oder vielmehr neben dem Gerippe desſelben niederwerfen zu können. Unſere Indianer hatten nämlich unterdeſſen das Fleiſch ſo ſorgfältig abgelöst, daß in Wirklichkeit nur noch das nackte Skelett des Ungeheuers übrig blieb. Die beſten Stücke und zwar in ſo großer Zahl, daß ſie, eingeſalzen, monatelang zu unſerer Nahrung ausgereicht hätten, waren bereits in ſechs oder ſieben Erdlöchern vergraben.

Von den manchfachen Mühen des Tages erschöpft, lagerten wir uns nicht weit vom Ufer unter einem breitästigen Baume und verzehrten unser Abendessen, das, vom Hunger gewürzt, nicht allzuschlecht mundete, und nachdem wir sodann noch ein Stündchen geplaudert, verrichteten wir gemeinschaftlich unser Abendgebet und begaben uns zur Ruhe.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der erste Religionsunterricht.

Einem gewandteren Schriftsteller, als ich es bin, würden allein die Unterhaltungen, welche Don Manuel Abends beim Feuer mit den Indianern führte, Stoff genug liefern, ein ganzes Buch zu füllen. Ich will mich indeß darauf beschränken, dem Leser eines jener Gespräche, soweit die Erinnerung es mir gestattet, mitzutheilen.

„Freund," sagte der Priester eines Abends zu Pounder, der damit beschäftigt war, einen Haifischzahn an einen Stiel zu befestigen, um eine Art Säge herzustellen, „laß hören, ob du noch weißt, was du gestern gelernt hast. Gib Acht! denn die Sache, um welche es sich handelt, ist wichtig. Wie viele Götter gibt es?"

Pounder: „Weiß Sä (so pflegte er das Wort Sir [Herr] auszusprechen), weiß Sä, er sagen, es geben nur einen."

Don Manuel: „Aber siehst du denn nicht ein, daß es nur einen geben kann?"

Pounder: „Weiß Sä, er sagt ja. Rer-mimebolamba wissen nicht. Rer-mimebolamba nicht viel verstehen."

Don Manuel: „Aber Rer-mimebolamba kann denken. Wenn es zwei oder mehrere Götter gäbe, würde der eine ebenso groß und mächtig sein wie der andere?"

Pounder legte die Hand an die Stirne und schien nachzudenken; dann sagte er in etwas zaghaftem Tone: „Rer-mimebolamba nicht wissen; sagen, was weiß Sä sagen. Alles richtig."

Don Manuel (lächelnd): „Schon gut, aber das reicht nicht hin; du mußt selbst wissen und glauben, mein guter Junge! Höre noch einmal zu. Wer ist Gott?"

Der Priester sprach das letzte Wort mit größter Ehrfurcht aus und neigte dabei sein Haupt. Pounder verneigte sich gleichfalls und schwieg; aber Toefa-oloo, der alte Indianer, später Mark geheißen, antwortete statt seiner.

Mark: „Paowanga, er unser Gott; Erronanatoona, er unser Gott; Tamaete-solloo, er unser Gott; Havaeoeekee, er unser Gott. Eaha-noue, Eaha-noue (sehr viele, sehr viele), er Alle unser Gott." (Den Plural kannten sie noch nicht.)

Bei diesen Worten nickten Pounder und Samuel zustimmend mit dem Kopfe und riefen: „Oora, oora!"

Samuel (nach dem Monde zeigend): „Und Kongadoowaia, er unser Gott."

Don Manuel: „Aber welchen von diesen Göttern haltet ihr denn für den größten?"

Samuel: „Poula-faihe nennen Kongadoowaia; er am meisten groß."

Pounder: „Udan, udan! (nein, nein!) Erronanatoona er mehr groß!"

Mark: „Udan, Rer-mimebolamba, Paowanga er mehr groß; Havaeoeekee er mehr groß."

Don Manuel: „Es scheint, daß ihr selbst nicht wißt, wer von euern Göttern der größte sei; aber ich sage euch, daß es nur einen einzigen Gott geben kann. Behaupten, daß es mehrere Götter gäbe, heißt behaupten, daß es keinen gibt. Keiner von Allen, die ihr da genannt habt, ist Gott.

Mark: „Toefa-oloo glauben, Keiner von Allen ist Gott."

Don Manuel: „Nun gut, dann gibt es also keinen Gott?"

Mark: „Gibt keinen Gott; Alles gut. Weiß Sä es sagen."

Don Manuel: „Du armer Schelm! In dieser Unwissenheit bist du also aufgewachsen und alt geworden! Hilf mir, o Herr, diese Seelen, die Du erschaffen hast, zu Deiner Erkenntniß zu führen! Aber sage mir jetzt, Toefa-oloo, wo ist Gott!"

Mark (die Arme nach einer Himmelsrichtung ausstreckend): Toefa-oloo meinen, Erronanatoona er hier wohnen; Tamaete-solloo er hier; (nach einer andern Richtung deutend) Paowanga er in Toonati-nooka (Namen der Insel, woher sie kamen), Havaeoeckee er in oloeeo. Eaha-noué, Eaha-noué (alle die Andern) da, da, da!" wobei er nach allen Himmelsrichtungen zeigte.

Don Manuel: „Was meinst du mit oloeeo?"

Der alte Mark schien nicht zu wissen, wie er diese Frage beantworten sollte. Er schaute eine Weile schweigend in's Feuer und schüttelte nachdenklich den Kopf. Don Manuel wandte sich an Pounder.

Don Manuel: „Nun, Rer-mimebolamba, sage du uns, was oloeeo ist?"

Pounder: „Weiß Sä, Havaeoeekee in oloeeo sein; er in oloeeo leben, schlafen, bleiben."

Don Manuel (gen Himmel zeigend): „Ist es da oben?"

Pounder (den Kopf schüttelnd: „Udan, udan, Rermime (so pflegte er seinen heidnischen Namen abzukürzen) es in Rermime's Haus gelassen haben vor acht Sonnen" (acht Tagen).

Don Manuel: „Du hast ihn in deinem Hause gelassen? Ist er denn so klein?"

Pounder (seine Hände zusammenlegend): „Rer-mime ihn so halten."

Keiner von uns verstand, was es mit dem oloeeo auf sich hatte, und Don Manuel begann, ihn von Neuem zu fragen.

Don Manuel: „Wie sieht er denn aus? und wovon ist er gemacht?"

Pounder, auf einen Haifischzahn und den Stiel zeigend, in welchen er ihn befestigen wollte: „Oloeeo so." [1]

Don Manuel: „Und ihr glaubt, daß eure Götter in einem solchen Dinge wohnen?"

Mark (ihn ehrfurchtsvoll unterbrechend): „Weiß Sä, Havaeoeekee er in oloeeo leben heute, er nicht in oloeeo leben morgen (er wollte sagen nicht immer), er in oloeeo bleiben, wenn Paowanga ihn nicht austreiben."

Kurzum, je mehr die Wilden von ihren Göttern sprachen, desto mehr Albernheiten und Ungereimtheiten kamen zu Tage. Vom wahren Gott hatten sie auch nicht

[1] Jedenfalls eine Art Amulet oder Talisman.

den entferntesten Begriff; sie waren nicht einmal fähig, ihn zu fassen, obschon sie sich stets bereit zeigten, Alles anzunehmen, was die „weißen Herren" sagten. Aber wenn diese Unterhaltungen Anfangs für die Wilden verloren schienen, so wirkten sie um so günstiger auf unsere Männer.

„Es ist doch ein großes Glück, immer gewußt zu haben, daß es einen wahren Gott gibt," sagte Gill eines Tages.

„Das ist in der That ein großes Glück," entgegnete der Priester, „und dazu das Fundament, worauf alles Uebrige ruht. Aber außerdem hast du auch gewußt, daß Gott dir Seinen Willen kundgethan hat."

Harry Gill: „Mir? Wann denn? Ich verstehe Sie nicht."

Don Manuel: „Nun, mein Freund, hat Er denn nie zu deinem Verstande, zu deinem Gewissen, zu deinem Herzen geredet?"

Harry Gill (etwas verlegen): „Ich habe nie die Stimme Gottes gehört."

Don Manuel: „Nun gut, es ist für heute genug. Wenn du aber zu wissen wünschest, was ich sagen wollte, so will ich's dir morgen erklären, d. h. wenn wir noch leben."

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Eine ernste Erwägung.

Die vier Worte, welche der Priester vor dem Abendgebete wie zufällig hatte fallen lassen, verursachten mir

eine schlaflose Nacht. „Wenn wir noch leben!“ murmelte ich ein über das andere Mal gedankenvoll vor mich hin, während ich am Feuer saß und in die Gluth starrte. „Werde ich noch leben?“ — Trotz der vielen Gefahren, in denen ich geschwebt, und der Wechselfälle, die ich in meinem kurzen Leben erfahren, hatte ich mich doch daran gewöhnt, es gewissermaßen als eine ausgemachte Sache zu betrachten, daß ich ein hohes Alter erreichen würde. Allerdings hatte ich von unzähligen Beispielen gehört, wo Menschen mitten in der Blüthe ihres Lebens unversehens hinweggerafft wurden. Ja, ich selbst hatte während meiner Studienjahre und später in meiner ärztlichen Praxis an manchem Sterbebette gestanden, unfähig, die kalte Todeshand abzuwehren; aber alles das hatte mich doch nicht zu der Einsicht gebracht, daß auch meine Stunde plötzlich einmal schlagen könne. Ich stellte mir meinen Tod nicht anders als den eines Greisen vor, wenn ich überhaupt je ernstlich daran dachte.

Ob nun die beklagenswerthe religiöse Verkommenheit oder vielmehr die gänzliche Gottentfremdung unserer Indianer mich an diesem Abende so ernst gestimmt oder irgend ein unbekanntes Etwas mich ungewöhnlich erregt hatte, genug, die schlichten Worte des Priesters erschütterten mich diesmal wie nie zuvor. Wieder und wieder zogen sie an meinem Geiste vorüber und übten eine Gewalt auf mich aus, von der ich mir keine Rechenschaft zu geben vermochte. Umsonst versuchte ich einzuschlafen; immer wieder flüsterte mir eine geheimnißvolle Stimme in's Ohr: „Wenn du noch lebst! — Wenn du stürbest,“ und die beiden Worte wiederholten sich in so regelmäßiger Abwechselung, daß es mir war, als hörte ich wie einst

in meiner Kindheit die beiden Glocken meines Heimathdorfes die Gemeinde zur Predigt rufen. Wenn du noch lebst! — wenn du stürbest! — wenn du noch lebst! — wenn du stürbest! Anfangs glaubte ich, zu träumen; doch nein, ich war vollständig wach und unterschied ganz deutlich, daß ich weniger selbst dachte, als auf eine fremde Stimme horchte, welche unaufhörlich jene beiden Sätze wiederholte. Noch andere Worte klangen dazwischen, die ich vor vielen Jahren einmal in der Kirche gehört und kaum verstanden hatte, weil der alte Vikar, der das Evangelium vorlas, bei jedem Satze von seinem bösen Husten unterbrochen wurde: „Ihr kennt weder den Tag, noch die Stunde, wann der Herr kommen wird; was ich aber euch sage, das sage ich Allen, wachet! . . . denn der Menschensohn kommt wie ein Dieb in der Nacht."

Ich fühlte mir den Puls und fand ihn etwas fieberhaft; dies schien mir den Zustand, in dem ich mich befand, theilweise zu erklären; allein die Stimme, welche ich zu vernehmen glaubte, klang so sanft und liebevoll, wie die eines Freundes, der um mein Heil besorgt sei. Auch umgaukelten mich keinerlei Trugbilder, wie es bei Fieberausbrüchen der Fall ist.

Ich verzichtete endlich ganz auf den Schlaf. Den Kopf in meine beiden Hände, und die Ellbogen auf die Knie gestützt, fing ich an, ernstlich über die beiden geheimnißvollen Worte nachzudenken: Gesetzt, ich stürbe, was würde dann aus mir werden? — Ich war hinreichend in der Religion unterrichtet, um zu wissen, daß auf den Tod das Gericht folgt. Aber das Gericht, so hatte ich mir die Sache bisher wenigstens vorgestellt, geht

hauptsächlich die Verbrecher, als Diebe, Mörder, Gotteszräuber, Meineidige an, und zu diesen zählte ich nicht.

Das tröstete mich in etwa; doch gerieth meine Sicherheit mehr und mehr in's Schwanken, je ernstlicher ich über die Sache nachdachte; denn es zog gleichzeitig die Erinnerung an eine unabsehbare Reihe von empfangenen Gnaden und Wohlthaten an meinem Geiste vorüber, und ich begriff, daß ich auch über diese einstens Rechenschaft ablegen müsse. Wie viele innere Erleuchtungen, vermöge deren ich das Bessere erkannt, um dennoch das Schlimmere zu thun! Wie viele gute Beispiele von Seiten Anderer; wie viele Mahnungen und Warnungen durch ernste Bücher, durch die Niederlagen, welche Andere erlitten, durch die Strafen, welche oft plötzlich über sie hereinbrachen! Ja, es hatte mir an Gnaden fürwahr nicht gefehlt; aber ich hatte ihnen Augen, Ohren und Herz verschlossen. Ach, und während ich jetzt darüber nachdachte, schienen sie sich vor meinen Augen zu vervielfältigen, wie ganze Gruppen von Sternen allmählich sichtbar werden, wenn der Steuermann nächtlicher Weile den Blick zum Himmel emporrichtet, hier einer und dort einer und da wieder einer, bis das ganze Firmament mit ihrer Zahl oder vielmehr mit ihr Unzahl besäet ist. Ich erkannte mit überwältigender Klarheit, daß der Mensch schon durch den Mißbrauch dieser Gnaden allein eine schwere Verantwortung auf sich ladet und ewig verdammt werden kann, wenn er sich auch seinem Nebenmenschen gegenüber nichts Entehrendes zu Schulden kommen läßt, wenn er auch in den Augen der Welt als biederer und rechtschaffener Mann dasteht.

Der Schlaf wollte mich endlich doch übermannen, als

ich Don Manuel leise murmeln hörte: „Toonati-nooka!“ Ich glaubte im ersten Augenblicke, er denke über die Erlebnisse der letzten Tage nach und wolle sich den Namen der heimathlichen Insel unserer Indianer in's Gedächtniß zurückrufen, bemerkte jedoch, als ich mich nach ihm umwandte, daß er schlummerte. Ein Traum hatte ihn also in jenes heidnische Land versetzt, und unzweifelhaft war er mit dem Gedanken beschäftigt, wie er dessen Einwohner glücklich machen könne. Er wurde immer unruhiger und murmelte Allerlei, wovon ich nur hier und da ein Wort verstand. Plötzlich richtete er sich empor und rief mit lauter Stimme: „Rette sie, Herr! rette sie, oder sie sind verloren!“ Da fiel sein Blick auf mich, und als er sah, daß ich wach war, lächelte er kopfschüttelnd wie über sich selbst und wandte sein Gesicht vom Feuer ab.

Man sagt, ein gut abgerichteter Jagdhund träume von der Jagd. Mir kam der Gedanke, daß hier etwas Aehnliches vorgehe, nur in einer höhern Ordnung der Dinge.

Dann schaute ich von Neuem auf mein eigenes nutzloses und verkehrtes Leben hin, während es in meinen Ohren fortläutete: „Wenn du noch lebst! — wenn du stürbest!“ — „Wie verschieden müßte unser Urtheilsspruch ausfallen, wenn Don Manuel und ich in dieser Nacht vor Gottes Richterstuhl gerufen würden,“ sagte ich zu mir selbst. Bis in's Innerste der Seele erschüttert, faßte ich alsdann den festen Vorsatz, den Rest meiner Tage so zu benützen, daß die Schulden der Vergangenheit einigermaßen getilgt würden, und mit diesem Gedanken schlief ich ein.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Ein ausdrückliches Gebot.

Die Feder Dessen, der Muße hat, ist wie ein flüchtiges Roß, welches das Gebiß zwischen die Zähne nimmt und sich durch Nichts im Laufe zurückhalten läßt. — Als ich unsere Abenteuer aufzuzeichnen begann, hegte ich die Absicht, nur die Hauptmomente niederzuschreiben, und nun habe ich mit den Begebenheiten weniger Tage bereits manches Blatt gefüllt.

Ich weiß selbst nicht, ob ich in Zukunft nur die mit der Dinte des Kuttelfisches flüchtig auf Don Manuels Folioblätter hingeworfenen Notizen abschreiben oder dieselben aus dem Gedächtniß ergänzen soll; denn während ich, umgeben von meiner Frau und meinen Kindern, in meinem Wohnzimmer sitze und meinen Blick über Yarmouth und seinen Hafen mit den ein- und auslaufenden Schiffen schweifen lasse, ist es mir, als ob die nunmehr einer fernen Vergangenheit angehörenden Bilder und Scenen mit ursprünglicher Frische und Lebendigkeit vor meinem Geiste auftauchten. Von der Wand aber blickt mild und treu ein Bildniß auf mich herab, das mich zu bitten scheint, unsere Erlebnisse ausführlich zu berichten. Es ist das Bild meines unvergeßlichen Don Manuel. Gott tröste seine Seele! — Wie schlicht und sanft, wie ernst und freundlich zugleich sieht er aus! Der Maler, der das Porträt nach meiner Angabe anfertigte, hat sein Bestes gethan, um die Züge des theuern Freundes wahrheitsgetreu auf die Leinwand zu bringen; aber seinen Blick hat er nicht getroffen. So will ich denn um jenes Bildes willen in meiner bisherigen Weise fortfahren, wenigstens bis

zum Schlusse der ersten Woche; dann wird sich das Weitere finden.

Als wir am andern Morgen unser Gebet verrichtet hatten, war unsere erste Sorge wieder darauf gerichtet, wie wir das Einsalzen des Fisches bewerkstelligen könnten. Wie es schien, hatten Alle darüber nachgedacht oder gar davon geträumt; denn Jeder wußte einen Vorschlag zu machen. Die Einen wollten ein Loch in die Erde graben, es mit Thon, den sie doch noch zu finden hofften, bekleiden und diesen mit glühenden Steinen hart brennen, ähnlich wie wir unsere Mahlzeiten herzurichten pflegten. Andere meinten, daß es besser sei, den Fisch an der Sonne zu trocknen, nachdem man ihn gehörig mit Salz eingerieben, das sich in den Felsspalten in großer Menge vorfand.

„Was mag doch aus den Wasserkrügen geworden sein, welche wir am Tage unserer Ankunft in dem Bache zurückließen?" rief Gill plötzlich. „Wir haben sie ganz vergessen und doch würden sie uns jetzt vortrefflich zu Statten kommen."

Wir antworteten Alle wie aus einem Munde, daß Harry's Plan der beste sei, und beschlossen, ohne Verzug nach der andern Seite der Insel aufzubrechen, um uns nach den Krügen umzusehen.

„Vielleicht können wir unterwegs auch noch ein Bisamschwein erlegen," sagte Harvey.

„Oder, was noch besser wäre, ein Gericht Austern von der Felsbank holen," meinte Don Manuel.

„Bitte sehr um Entschuldigung," versetzte Harvey, „ich sehe nicht ein, weßhalb Austern besser wären als Schweinebraten."

„Für heute sind sie besser, mein Freund, denn es ist Freitag," versetzte der Priester.

„Ach ja," sagte ich nachdenkend, „es fällt mir ein, daß die Katholiken Freitags kein Fleisch essen."

„Nur die Katholiken?" fragte er verwundert. „Ich habe sagen hören, daß Ihre Erbauungsbücher Ihnen gleichfalls Enthaltung von Fleischspeisen an Freitagen anempfehlen. Einer meiner Studiengenossen zu Salamanca, der bestimmt war, als Hausgeistlicher zum spanischen Gesandten nach St. James zu gehen, ließ es sich nämlich angelegen sein, derartige Fragen gründlich zu studiren."

„Es scheint in der That, daß der spanische Kaplan mehr von unsern Gebetbüchern wußte, als wir selbst," entgegnete ich; „wenigstens erinnere ich mich nicht, je von diesem Gebrauche gehört oder Leute gekannt zu haben, die ihn beobachteten."

„Doch," sagte Tom Harvey, „ich weiß ganz gut, daß eine alte Muhme der Frau meines Vetters weder Freitags, noch während der Fastenzeit Fleisch anrührte; aber darum behauptete man auch, daß sie eine halbe Papistin sei. Die Alte hatte diese und andere Flausen von ihrer Großmutter gelernt, und dieser waren sie von einem Priester beigebracht worden, der später in Worcester aufgehängt wurde."

„Warum wurde er denn aufgehängt?" fragten Don Manuel und Hilton zugleich.

„Je nun, das weiß ich nicht recht," lautete die Antwort; „er soll, wie man sagt, ein französischer Spion oder vielmehr ein in der Fremde erzogener Engländer gewesen sein und sich geweigert haben, irgend einen Eid zu leisten; ich habe nie recht klug daraus werden können."

Damit war die Unterhaltung für diesmal zu Ende. Was Don Manuel in Bezug auf die Abstinenz ge-

sagt hatte, leuchtete uns keineswegs in dem Grade ein, daß wir bereit gewesen wären, uns seiner Ansicht anzuschließen. Den Anforderungen des natürlichen, dem Menschen vom Schöpfer gleichsam in's Herz geschriebenen Gesetzes, wie: Gerechtigkeit zu üben, Beleidigungen zu verzeihen, dem Nächsten in der Noth beizustehen, einen höchsten Herrn anzuerkennen und anzubeten, vermag selbst ein nur halb erwachtes Gewissen nicht leicht zu widerstehen; aber hier handelte es sich um ein ausdrückliches Gebot, dessen Berechtigung wir nicht zu erkennen vermochten, und deßhalb wollten wir uns demselben auch nicht ohne Weiteres fügen. Uebrigens hing es dieses Mal nicht von uns ab, ob wir die Abstinenz befolgen wollten oder nicht; denn wir hatten nichts Anderes zu essen als Hai, der in der ganzen Welt als Fisch betrachtet wird, nebst Brodwurzeln und einigen Brodfrüchten, mit denen unsere Wilden uns immer reichlich versahen. Aber ich sollte sie eigentlich nicht mehr „Wilde" nennen; denn wenn sie uns Anfangs mit sklavischer Unterwürfigkeit folgten, so waren sie uns jetzt schon treuergebene Diener und Genossen. Später erzählten sie uns oft, wie unbeschreiblich ihre Freude gewesen sei, als sie zu der Ueberzeugung gelangt, daß wir sie weder verzehren, noch unsern Göttern opfern würden, wie es in Toonati-nooka mit allen Fremden zu geschehen pflege, die vom Sturme an die Küste der Insel geworfen oder im Kriege gefangen würden.

Sobald das Frühstück beendigt war, brachen wir unverzüglich nach der nordöstlichen Seite der Insel auf; denn es drängte uns Alle, zu erfahren, ob uns die Krüge geblieben seien oder nicht.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Ein neuer Streifzug.

Soviel wir bei der ersten Besteigung des Berges hatten beurtheilen können, waren wir etwa zwei englische Meilen von unserm Landungsplatze entfernt. Da der größte Theil des Weges unter dicht belaubten Bäumen hinführte, brauchten wir die Hitze nicht zu scheuen; dagegen bedauerten wir lebhaft, keinen Compaß zu besitzen, mit dessen Hülfe wir uns leicht im Walde hätten zurechtfinden können. Es blieb uns also nichts Anderes übrig, als uns nach dem Stande der Sonne zu richten, und das Weitere ein wenig dem Zufall zu überlassen. Die Indianer würden ohne Zweifel die besten Wegweiser gewesen sein, wenn sie das Ziel unserer Wanderung gekannt hätten; aber es war keine Möglichkeit, sich mit ihnen über diesen Punkt zu verständigen, und so folgten sie uns denn wie treue Hündchen auf dem Fuße nach. Wir hielten uns dicht bei einander und marschirten in einer bestimmten Reihenfolge, um bei einem etwaigen Ueberfalle sofort kampfbereit zu sein. Ich eröffnete den Zug, mein geladenes Gewehr auf der Schulter; dann kam Don Manuel mit seinem eisenbeschlagenen Bergstocke; hierauf folgten die drei Indianer, ein Jeder mit einem zugespitzten, im Feuer gehärteten Bambusrohre versehen, das unter Umständen großen Schaden anrichten konnte. Ned Hilton und Gill überwachten die Wilden, bereit, beim geringsten Zeichen von Verrath von ihren Flinten Gebrauch zu machen. Prodgers und Tom Harvey, gleich den Indianern mit Bambuspiken bewaffnet, bildeten den Schluß.

Wir waren noch nicht weit gegangen, als wir plötzlich von einem Sumpfe aufgehalten wurden, der uns zu groß erschien, als daß wir hätten den Versuch machen sollen, ihn zu durchwaten, indem wir ja nicht wissen konnten, welche Tiefe er in der Mitte erreichte. Es blieb uns somit nichts Anderes übrig, als rechts um ihn herumzugehen; denn an dieser Seite war er bedeutend schmäler als an der entgegengesetzten. Wir schlossen aus diesem Umstande, daß er durch einen von Norden herkommenden Fluß gebildet würde, und so verhielt es sich auch. Je weiter wir dem Sumpfe entlang gingen, desto mehr verengte er sich, bis wir endlich an die Mündung eines Baches kamen, der sich darein ergoß.

Hier machten wir eine wichtige Entdeckung und zwar durch Hilton, der plötzlich ausglitt und beinahe auf die Nase gefallen wäre, was ihn veranlaßte, den Boden näher zu untersuchen.

„Kameraden, hier ist wahrhaftig Thon!“ rief er uns auf einmal jubelnd entgegen.

Diese Nachricht war so erfreulicher Natur, daß wir im Nu unsern Gefährten umringten, um uns von der Wahrheit seiner Aussage zu überzeugen. Er hatte sich nicht geirrt; der ganze Ostrand des Baches bestand aus einem graulichen Thone, der uns das gesuchte Material zu Töpferwaaren in hinreichender Menge darbot, wenn wir es nur verstanden hätten, dieselben anzufertigen. Wir folgten dem Laufe des Baches eine Strecke weit und fanden unser Thonlager so ausgedehnt, daß wir hätten eine Fabrik von Töpferwaaren anlegen und, wie wir scherzend sagten, einen blühenden Handel mit Toonatinooka eröffnen können. Auch war unsere Entdeckung

insofern wichtig, als sie uns Material zu Backsteinen lieferte, die uns beim Ausbau unseres Kellers von größtem Nutzen sein konnten.

Hocherfreut dankten wir Gott für diesen kostbaren Fund, begnügten uns jedoch für dieses Mal damit, die Stelle zu bezeichnen, um ihn auszubeuten, sobald unsere Arbeit im Felsen beendigt sei.

„Möge dies bald geschehen!" sagte Don Manuel. „Ein guter Hausvater sorgt nicht allein für eine Wohnung, sondern auch für Hausgeräth. Unsere ersten Versuche in der Töpferkunst werden allerdings viel zu wünschen übrig lassen; indeß können wir es mit einiger Mühe doch dahin bringen, Töpfe und Pfannen herzustellen, die dem Feuer widerstehen."

Um unser Thonlager wiederzufinden, befahlen wir Samuel, auf einen hohen Baum zu steigen und mit der von Pounder angefertigten Säge einen Einschnitt in die Rinde desselben zu machen, den man weithin sehen könne. Der junge Indianer kletterte behende wie ein Affe den Baum hinan und hatte in wenigen Minuten ein tiefes Kreuz in die der Haifischbucht zugekehrte Seite desselben geschnitten. Ich konnte nicht umhin, mein Erstaunen darüber auszusprechen, daß der Wilde, der doch nie vom Christenthume gehört, gerade das Zeichen des Kreuzes wähle.

„Natur und Gnade, Freund Owen, haben ein und denselben Ursprung," antwortete der Priester lächelnd. „Ist es daher zu verwundern, daß die Natur bisweilen Zeugniß für Dinge ablegt, die dem Reich der Gnade angehören? Die Araber in der Wüste sollen gleichfalls die Gewohnheit haben, ihre Kameele mit dem Zeichen

des Kreuzes zu bezeichnen, sei es nun, um sie von andern zu unterscheiden, sei es, daß sie dieses Zeichen als eine Art Zaubermittel betrachten. Nicht als ob sie in Wahrheit an die Kraft des Kreuzes glaubten oder an Den, Der am Kreuze starb; aber wie sich in der Natur keine Form so häufig vorfindet als die des Kreuzes, so ist auch dem Menschen Nichts so natürlich, als sich dieses einfachen Zeichens zu bedienen, und unwillkürlich wählt er es. Haben Sie wohl einmal darauf geachtet, daß die schönsten unserer Blumen ihren Kelch in Kreuzesform erschließen? Und, wie man sagt, soll keine kreuzblumige Pflanze giftig sein. So spricht der Herr durch geheimnißvolle Zeichen zu Denen, welche Seine Stimme hören wollen, und bereitet gewissermaßen die Gemüther Derjenigen vor, zu denen er noch nicht gesprochen hat. Doch diese Dinge führen uns zu weit."

„Nicht zu weit für mich!" rief ich; denn des Priesters Worte eröffneten meinem Geiste gleichsam ein neues Feld. „Wenn es Sie nicht ermüdet, dann, bitte, fahren Sie fort! Sie sind mit derartigen Gedanken so sehr vertraut, und mir sind dieselben so fremd, daß es Ihnen vorkommen muß, als wenn Sie einem Schulbuben das ABC beibrächten."

„Nun denn," fuhr er fort, „mehrere unserer ältesten Kirchenschriftsteller machen ferner darauf aufmerksam, daß jene Dinge, welche die Kreuzform haben, gewöhnlich an Kampf und Streit, weit seltener an Ruhe und Frieden erinnern. Die Raaen oder Segelstangen eines Schiffes sind stets so angebracht, daß sie mit den Masten, die ja vorzugsweise die Wuth des Sturmes auszuhalten haben, ein Kreuz bilden. Der Vogel, der mit ausgebreiteten

Flügeln die Luft durchsegelt, ein Mensch, der in schnellem Laufe oder im Kampfe begriffen ist, zeigen gleichfalls die Form des Kreuzes. Die Armbrust des Schützen, der Schwertgriff des Soldaten bilden ein Kreuz. Ich will die Richtigkeit dieser Behauptungen nicht weiter vertheidigen; aber der Gedanke ist jedenfalls schön und könnte Denen von Nutzen sein, welche unser göttlicher Heiland berufen hat, Ihm Tag für Tag das Kreuz nachzutragen."

Dann sprach er von dem Verdienste, das darin liegt, das Kreuz zu tragen und im Kampfe mit innern und äußern Feinden mannhaft auszuharren.

„Wir Alle sind Streiter des Kreuzes," sagte er, „und dürfen unsere Fahne nie verlassen. Wenn das Kreuz schon der leblosen Natur tausendfach aufgedrückt ist, so ist es doch vor Allem das Zeichen und der Ursprung der Gnade; denn durch das Kreuz sind wir erlöst; ohne dasselbe wären wir Sclaven des Satans und Erben der Hölle geblieben."

Unser Gespräch wurde abgebrochen, als wir die Entdeckung machten, daß der Bach, an dessen Ufer wir entlang wanderten, derselbe sei, welcher vom südlichen Abhange des Hügels „Zur schönen Aussicht" herabströmte. Wir beschlossen, ihm den Namen „Großer Bach" zu geben und tranken aus seinen klaren Fluthen, um uns für den Rest des Weges zu erquicken.

„Wer weiß," rief Hilton, „zu welcher Berühmtheit dieser Fluß einst in der Geschichte gelangen wird!"

„Hoffentlich werden die Erinnerungen, welche sich daran knüpfen, harmloser sein," entgegnete Dón Manuel, „als die Ereignisse, durch welche andere Flüsse ihre Berühmtheit erlangten, an deren Ufern die Menschen sich

gegenseitig niedermetzelten, blühende Städte plünderten und zerstörten, kurz, Mord und Raub im Großen trieben!"

Wir hatten kaum zwei Meilen zurückgelegt, als Pounder unsere Aufmerksamkeit auf eine gewisse Strauchart richtete, mit welcher eine sumpfige Ebene zu unserer Linken bewachsen war. Obschon die Samenkapseln sich noch nicht geöffnet hatten, erkannte ich sofort die Baumwollenstaude und schickte den Indianer hin, um einige der Kapseln zu holen. Ich hatte mich nicht geirrt; indessen begrüßten wir diese Entdeckung mit minder großer Freude als das Thonlager, weil wir weniger Aussicht hatten, die Baumwolle zu verwerthen.

„Da wir keinen Webstuhl besitzen, können wir allerdings keinen Stoff daraus anfertigen," sagte ich. „Aber warum sollten wir nicht stricken lernen? das kann uns gleichfalls von großem Nutzen sein."

Die Männer lachten hell auf und fragten mich spöttisch, wann wir mit diesem Altweibergeschäfte beginnen, und ob wir auch bei schönem Wetter mit Brillen auf der Nase an der Thüre sitzen und stricken würden.

„Du würdest mit dem Strickstrumpfe in der Hand eine prächtige Großmutter abgeben, Richard!" platzte Gill mit der ihm eigenen Unvorsichtigkeit heraus.

Ich weiß nicht, wie der alte Prodgers das Compliment erwidert haben würde und in wie weit seine kaum erworbene Sanftmuth diesem Angriffe gegenüber Stand gehalten hätte, wenn Don Manuel nicht schnell darauf bedacht gewesen wäre, den Eindruck des übel angebrachten Witzes abzuschwächen.

„Ich werde den Anfang machen," rief er in munterm

Tone, „und wir wollen sehen, ob ich nicht für das erste Paar Strümpfe ein Patent bekomme!“

„Aus Scherz wird Ernst,“ sagt das Sprüchwort. Je mehr ich über die Sache nachdachte, desto vernünftiger schien es mir, unsere freie Zeit mit Stricken auszufüllen; denn unsere Kleider waren schon jetzt nicht mehr im besten Zustande, und wenn unser Exil noch lange dauerte, konnte diese Beschäftigung nicht nur nützlich, sondern geradezu nothwendig werden.

Nachdem wir verschiedene Male vom rechten Wege abgekommen, weil wir uns zu sehr nach Norden wandten, entdeckten wir plötzlich, daß wir uns am Abhange des Vulkans befanden. Hierauf schlugen wir eine mehr westliche Richtung ein und kamen in den obern Theil jenes Thales, durch welches der Bach hinabrauschte, in dem wir unsere Krüge zurückgelassen. Höchst gespannt, zu erfahren, wie es um dieselben stehe, beschleunigten wir unsere Schritte und gelangten bald an die betreffende Stelle. Da zeigte es sich, daß die Schurken, welche uns an der Insel ausgesetzt, nicht menschlicher gehandelt hatten, als ich es ihnen zugetraut; denn einer der Krüge war verschwunden; der andere lag zertrümmert am Rande des Baches, ob aus Bosheit oder in Folge eines Unglückes, kann ich natürlich nicht wissen.

Es wurde bei diesem Anblicke, wie man sich's leicht vorstellen kann, ein allgemeines Murmeln der Enttäuschung und des Unwillens laut; aber ich hörte nicht einen einzigen Fluch. Wer die Gewohnheiten der Seeleute, namentlich ihre Fertigkeit im Fluchen und Gotteslästern nur einigermaßen kennt, wird mit mir gestehen müssen, daß der moralische Fortschritt, den unsere Ma-

trosen bei dieser Gelegenheit bekundeten, geradezu an's Wunderbare grenzte.

„So ist es," sagte der Priester, als ich ihn auf das Verhalten unserer Gefährten aufmerksam machte, „und wir ersehen daraus, daß der Mensch sich mit der Gnade Gottes vor der Sünde hüten kann, wenn es ihm nur ernstlich darum zu thun ist. Ich will Ihnen erzählen, wie einst ein Spanier sich das Fluchen abgewöhnte."

Neununddreißigstes Kapitel.

Der Knopf des Fluchers.

Zu Espinosa in der Provinz Toledo lag einst ein Offizier mit seinem Regimente in Garnison. Er war ein braver und auch in religiöser Beziehung nicht übelgesinnter Mensch; aber in Folge böser Beispiele und durch den Verkehr mit Untergebenen, auf welche gute Worte wenig Eindruck machten, hatte er unvermerkt die üble Gewohnheit des Fluchens angenommen und ließ sich dazu hinreißen, so oft man ihm Grund zur Ungeduld oder zum Aerger gab. Er selbst theilte mir diese Einzelheiten eines Tages an der Tafel des Bischofs von Ciudad Real mit. Wie es schien, hatte er sich bereits einige Mühe gegeben, seinen Fehler abzulegen, aber umsonst. Da ging er einst zu einem Hieronymitenpater in Espinosa beichten und klagte sich unter Anderm auch über die böse Gewohnheit des Fluchens an. Der Priester fragte ihn, ob es ihm ernstlich darum zu thun sei, dieselbe abzulegen, und ob er den Rath befolgen wolle, den er ihm zu

diesem Zwecke geben würde. Der Offizier bejahte diese Fragen und versprach bei seinem Ehrenwort, Alles zu thun, was der Beichtvater ihm auferlegen würde. „Nun gut, mein Sohn," sagte der Ordensmann, „sobald dir wieder ein Fluch entschlüpft, erinnere dich dieses Versprechens und schneide mit deinem Degen den obersten Knopf von deinem Waffenrocke ab; bei einem zweiten Fluch den folgenden und so fort."

Ein Mann, ein Wort! Der Offizier hatte sein Versprechen gegeben und war fest entschlossen, es zu halten; aber der Gedanke, in einer Uniform zu erscheinen, an welcher ein Knopf fehle, war ihm so peinlich, daß er sich vornahm, sich eine derartige Verlegenheit lieber zu ersparen. Mit diesem Vorsatze verließ er das Kloster und begab sich in das Quartier zurück; aber kaum dort angekommen, ging irgend Etwas quer, und einer der Soldaten reizte ihn dergestalt zum Zorne, daß er seiner Gewohnheit gemäß einen donnernden Fluch ausstieß. Der Offizier wurde sich dessen erst bewußt, als es bereits zu spät war; aber als Mann von Wort bedachte er sich nicht lange, sondern zog sein Schwert und schnitt den unter seinem Kinn befindlichen Knopf seines Waffenrockes ab. Es ist höchst wahrscheinlich, daß Niemand das Nichtvorhandensein des Knopfes beachtete; gleichwohl meinte der wackere Offizier, Aller Augen seien auf die Stelle gerichtet, wo derselbe fehlte, und dieser Gedanke demüthigte ihn derart, daß er ganz beschämt und verlegen einherging.

„Nun," fragte Don Manuel, sich zu mir wendend, „was meinen Sie wohl, Señor Owen, wie viele Knöpfe der Mann in Folge seines Versprechens verloren hat?"

„Ah, ich fürchte, daß ihm nicht so viele blieben, als

nöthig waren, um seinen Rock zusammenzuhalten," gab ich ihm zur Antwort.

„Weit gefehlt!" rief er vergnügt, „er hatte im Gegentheil nie nöthig, einen zweiten abzuschneiden; denn die Sorgfalt, mit der er von jenem Augenblicke an über sich wachte, wurde zu einer Gewohnheit, die ihn vollständig von seinem Uebel heilte."

Die Geschichte gefiel mir ungemein, und der Priester brauchte mir die aus ihr zu ziehende Lehre nicht weiter einzuschärfen.

Wir waren mittlerweile in der Nähe des Austernlagers angekommen, das Don Manuel bei unserer Ankunft entdeckt hatte. Es fanden sich hier Austern in Menge und von ganz erstaunlicher Größe vor; außerdem entdeckten wir in einer etwas südlicher gelegenen Bucht eine Colonie schmackhafter Seekrebse.

Nachdem wir eine gute Anzahl von beiden in den Schalen gebraten und damit vortrefflich zu Mittag gespeist hatten, beluden wir die Indianer mit einer Partie lebender Muscheln und Krebse, um in der Haifischbucht eine Art Fischteich oder Reservoir anzulegen, und machten uns sodann auf den Heimweg. Da wir die Scheeren der Krebse nur leicht zusammengebunden hatten, gelang es einem der größern, sich frei zu machen, worauf er Samuel, der ihn trug, wüthend bei der Schulter packte. Der arme Junge schrie vor Schmerz laut auf und geberdete sich gleich einem Rasenden. Erst rannte er davon, als ob er die Furien auf der Ferse hätte; dann versuchte er, seinen Peiniger abzuschütteln, und da Alles Nichts half, wälzte er sich auf dem Boden und stieß dabei ein so wüthendes Geheul aus, daß der Wald wieder-

hallte. Da zeigte Pounder, daß er seinen Namen nicht unverdienterweise trug; denn er eilte mit einem spitzen Stein herbei und hämmerte den grimmigen Feind zu Tode; aber der Krebs hatte Samuel bereits so zugerichtet, daß er mehrere Tage in meiner Pflege bleiben mußte.

Der nun folgende Samstag war ein Tag schwerer Anstrengung. Wir arbeiteten mit allem Fleiße an unserm Keller und machten bedeutende Fortschritte. Ein besonderes Abenteuer fiel nicht vor.

Vierzigstes Kapitel.

Ein Samenkorn für die Zukunft.

Jetzt kam der erste Sonntag, den wir auf der Insel verlebten; es war der 30. August 1739. Don Manuel erinnerte uns daran, während wir, unter einem breitästigen Baume sitzend, unser Frühstück einnahmen.

„Seht, welch eine weise und liebevolle Fürsorge sich in dem Gebote Gottes offenbart, das uns befiehlt, einen Tag in der Woche zu heiligen," sagte er, „damit nicht nur unser ermüdeter Körper ruhe und neue Kräfte sammle, sondern auch unser Herz und Gemüth sich von der Erde zum Himmel erheben könne, für den wir geschaffen sind; denn unsere irdische Pilgerfahrt ist nur von kurzer Dauer."

„Wenn wir hier auf dieser einsamen Insel bleiben müssen, wird sie uns lang genug werden," versetzte Gill in niedergeschlagenem Tone, „und ich weiß nicht, ob ich schließlich nicht lieber auf einem soliden Kanonenboot wäre und mit einigen Dutzend verwegener Gesellen auf

eine spanische Gallione Jagd machte, — Nichts für ungut, Sir!" dabei verbeugte er sich und legte die Hand an den Hut — „natürlich mit Aussicht auf einen guten Antheil an der Beute . . ."

„Das wäre dir lieber, als im Himmel zu sein?" fragte Don Manuel gelassen.

„Es ist vielleicht Unrecht von mir, dergleichen zu sagen," entgegnete Harry. „Aber ich denke so: der Himmel ist ein Ding, das ich nicht kenne; das Leben auf der See mit seinen Zerstreuungen und Abwechslungen, seinen Gefahren und Abenteuern ist mir dagegen bekannt und sagt mir zu."

Ned Hilton gab ihm wie gewöhnlich Recht und erklärte, daß er für seine Person ebenso gerne im Zuchthaus sitzen, als lange auf dieser Insel vegetiren möchte.

„Was sagst du da, Einfaltspinsel!" unterbrach ihn Tom Harvey. „Es kommt mir freilich nicht zu, den Prediger zu spielen; aber so viel ist gewiß, wir müßten undankbare Lümmel sein, wenn wir nicht anerkennen wollten, daß es tausendmal schlimmer um uns stehen könnte. Wie, wenn der alte Hopkins uns durch die Luke geschoben hätte? Das würde euch schwerlich besser gefallen haben, he, Kameraden?"

„Oder wenn er uns der Gnade und Barmherzigkeit seines Henkers von Steuermann anheimgegeben hätte!" fügte Prodgers hinzu.

„Und da einmal von Gefängnissen die Rede ist," sagte der Priester, „so vergesset nicht, daß es einen schrecklicheren Kerker gibt, als sterbliche Augen ihn je geschaut haben, und daß man diesem Kerker in Ewigkeit nicht entrinnt. — Einige von euch, meine Freunde, be-

haupten, daß sie lieber auf der Erde als im Himmel sein möchten; aber was haltet ihr denn von der Hölle?"

Diese Frage machte allem Streit ein Ende; wenigstens schien keiner von uns geneigt, darauf zu antworten.

Da wir einen freien Tag vor uns hatten, streiften wir nach dem Frühstücke einige Zeit im Walde umher. Von Langeweile geplagt, kamen die Männer auf den Gedanken, Steine aufzulesen und um die Wette nach einem bestimmten Ziele zu werfen; dann versuchten sie, wer am besten springen könne, und schließlich kam gar ein Ringkampf auf's Tapet. Ich fürchtete, daß ein derartiger Zeitvertreib schlimme Folgen nach sich ziehen könne; denn es bedurfte nur eines Funkens, um die kaum gedämpften Leidenschaften auf's Neue zu entflammen. Ich theilte Don Manuel meine Bedenken im Stillen mit, worauf er mir leise entgegnete, daß er meine Besorgniß theile und bereits auf Mittel sinne, die Leute in anderer Weise zu beschäftigen. Dann bat er sich mein Taschenmesser aus, um, wie er sagte, kleine Stäbe zu schneiden, deren man sich bei einem in Spanien sehr beliebten Spiele bediene, das er uns zeigen wolle.

Die Männer wunderten sich nicht wenig, daß ein so ernster Mann wie Don Manuel sich zu einem derartigen Zeitvertreib herbeilasse; aber er that es offenbar, um ihnen zu zeigen, daß er in Allem, was harmlos sei, gern auf ihre Denk- und Handlungsweise eingehe.

Ehe er das Messer öffnete, besah er aufmerksam dessen Heft und stieß plötzlich einen Schrei freudiger Ueberraschung aus, so daß wir Alle aufsprangen und uns um ihn drängten. Er schien so sehr in die Betrachtung des

Messers vertieft, daß er dies nicht einmal bemerkte. Wir hörten nur, wie er leise Etwas vor sich hinmurmelte; dann schwieg er, in Gedanken versunken, während seine Augen unverwandt auf das Messer gerichtet blieben. Wir wußten nicht, was wir von diesem Benehmen denken sollten, und fürchteten schon, unser Freund habe den Verstand verloren. Bald kam er jedoch wieder zu sich: „Es ist unmöglich," sagte er halblaut zu sich selbst, „es ist unmöglich!"

Hierauf nahm er einen langen Dorn, bohrte damit vorsichtig in der Spalte des Heftes und schüttelte endlich Etwas in seine linke Hand. Diese streckte er mir sodann entgegneten und sagte mit einem Anfluge von Schwermuth: „Sehen Sie, da ist ein Weizenkorn!"

Ich erinnerte mich jetzt, daß ich auf dem Schiffe eine Handvoll Weizen in die Tasche gesteckt und zur Kurzweil gegessen hatte. Dies eine Körnchen mußte mir entgangen sein und sich zufällig im Hefte meines Messers festgesetzt haben. Der Fund war an und für sich gering; gleichwohl erkannten wir darin den Finger der göttlichen Vorsehung; denn konnte dieses Weizenkorn nicht einstens zur reichen Ernte werden, falls es uns beschieden war, noch viele Jahre auf der Insel zu verweilen?

Aber was bedeutete die bekümmerte Miene Don Manuels? Sein Benehmen bei diesem Ereignisse war so unerklärlich, daß wir nicht wußten, was wir davon denken sollten, und uns auf's Neue fragten, ob er wohl ganz bei Sinnen sei.

Er selbst beruhigte uns endlich über diesen Punkt.

„Ah, Freunde," sagte er mit einem tiefen Seufzer, „dieses Weizenkorn erinnert mich an andere Zeiten und

an andere Beschäftigungen. Ich sann soeben im Stillen darüber nach, ob es nicht möglich sei, selbst hier auf dieser entlegenen Insel das erhabene Opfer darzubringen, welches wir katholische Priester täglich zu feiern pflegen. Und siehe da, während ich darüber seufze, daß uns die nothwendigen Gegenstände fehlen, fällt mir durch eine Fügung Gottes plötzlich einer derselben in die Hand, und das ist dies Weizenkorn. Woher aber sollen die andern kommen?" Bei diesen Worten schüttelte er traurig das Haupt.

„Und was fehlt denn noch?" fragte Tom Harvey.

„Vor Allem ein mit Reliquien versehener Altarstein und die Frucht des Weinstockes," entgegnete Don Manuel. „Doch wie Gott will," fügte er in weniger ernstem Tone hinzu, „wenn es uns nicht vergönnt ist, uns dieser großen Gnade in Wirklichkeit theilhaftig zu machen, so können wir uns doch wenigstens im Geiste mit Jenen vereinigen, denen dieses Glück zu Theil wird. Höret mich einmal recht aufmerksam an!"

Einundvierzigstes Kapitel.

Der Gedanke fliegt über Land und Meer.

„Heute," fuhr er fort, „knieen in allen Ländern des ganzen Erdkreises Millionen von Christen aller Stämme, aller Farben und aller Sprachen vor einem solchen Altar, wie ich ihn jetzt vergebens wünsche, um dem hochheiligen Meßopfer beizuwohnen, das ein Priester des Herrn auf demselben darbringt. Ich sage heute; aber nicht allein zu dieser Stunde; denn zu jeder Stunde, vom frühen

Morgen bis zum späten Abend, ja selbst die ganze Nacht hindurch wird an vielen Orten die heilige Messe gefeiert, hier früher, dort später. Die katholische Kirche ist in Wahrheit jenes Weltreich, in dem die Sonne nie untergeht, und das Gebet der Gläubigen, vor Allem aber jener erhabene Opferakt, ist wie ein goldener Gürtel, der den Erdball umschlingt. Denn die Erde ist nichts Anderes als die Wohnung der großen Christenfamilie, ‚das Haus des Glaubens', und wie die Morgenröthe westwärts schreitet, weckt sie stets auf's Neue jene Einmüthigkeit der Herzen, jene Uebereinstimmung der Meinungen und jenen großen, katholischen Akt des Gehorsams und der Liebe. So erfüllt sich nicht blos am Sonntage, sondern Tag für Tag, ja, in jedem Augenblick die Weissagung des Propheten Malachias: ‚Vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange ist Mein Name groß unter den Völkern, und an allen Orten wird Meinem Namen geopfert und ein reines Speiseopfer dargebracht werden; denn groß wird Mein Name werden unter den Völkern, spricht der Herr der Heerscharen!'" [1]

„Was meint ihr, Freunde," fuhr der Priester nach einer Weile fort, „sollen wir uns nicht mit jenen Christen vereinigen und uns ihrer Meinung anschließen?"

„Wie können wir uns denn mit Leuten vereinigen, die wir nicht einmal sehen und die vielleicht Tausende Meilen entfernt sind?" warf Prodgers ungläubig ein.

„Wir können uns im Geiste ihrer Meinung anschließen," entgegnete der Priester gelassen. „Bringt nicht das Fernrohr Dinge, die ihr mit bloßem Auge nicht

[1] Mal. 1, 10. 11.

zu entdecken vermöchtet, gewissermaßen in eure Nähe? Beherrscht nicht das Sprachrohr des Kapitäns das Brausen des Sturmes und verleiht seiner Stimme eine übermenschliche Kraft? Sollte denn der Glaube unsere Seelen nicht weiter tragen als das Fernrohr den Blick und das Sprachrohr den Laut? Die heilige Schrift lehrt uns, daß wir im Glauben wandeln und nicht im Schauen. Gesetzt, ich hörte meinen Freund in einem anstoßenden Zimmer beten. Könnte ich da nicht mit ihm beten, auch ohne ihn zu sehen? Und wenn ich ihn selbst nicht hörte, sondern nur wüßte, daß er im Gebete begriffen sei, könnte ich mich da nicht dennoch seinem Gebete, seiner Meinung anschließen?"

Er schwieg und ließ seinen Blick im Kreise herumschweifen. Ohne Zweifel las er in unsern Augen, daß wir seinen Worten mit staunender Aufmerksamkeit folgten. Als keiner von uns antwortete, fuhr er fort:

„Oder denkt euch, ihr stündet auf unserm Vulkan und sähet fern auf dem Meere ein Schiff mit den Wellen kämpfen. Würdet ihr nicht mit euerm kundigen Seemannsauge sogleich erkennen, wie es mit demselben bestellt sei, und würdet ihr, die ihr die Gefahren des Meeres kennt, nicht in euern Herzen ein brüderliches Mitleid mit der bedrängten Schiffsmannschaft empfinden? Gesetzt nun, ihr verlöret das Fahrzeug aus den Augen. Würdet ihr darum aufhören, an die Unglücklichen zu denken oder mit ihnen und für sie zu beten? Nun gut, in gleicher Weise können wir uns im Geiste in irgend eine herrliche Kathedrale versetzen, und obschon wir den Priester nicht sehen, dem heiligen Meßopfer beiwohnen, das er darbringt, und unsere Intentionen mit denen der

Gläubigen vereinigen, die in Wirklichkeit um den Opferaltar versammelt sind."

Es entstand wiederum eine Pause; denn was wir gehört hatten, war uns so neu, daß wir nicht wußten, was wir darauf antworten sollten; aber die Worte Don Manuels erinnerten mich an eine Begebenheit aus meinem eigenen Leben, und ich fing an zu erzählen:

„Einst schlenderte ich an einem Festtage in Buenos-Ayres in den Straßen umher und trat zum Zeitvertreib endlich in die Domkirche, wo eben die Messe begann. Anfangs konnte ich dieser Art von Gottesdienst keinen Geschmack abgewinnen; denn er kam mir vor wie ein Puppenspiel. Die Priester bewegten sich von einer Seite des Altares zur andern, schwenkten Rauchfässer und machten allerlei Verbeugungen. Kurzum, die Sache gefiel mir nicht. Aber je weiter der Gottesdienst voranschritt, desto lebhafter bemächtigte sich meiner ein Gefühl, das ich bis dahin nicht kannte. War es die Haltung der betenden Menge, die einen so tiefen Eindruck auf mich machte? Ich weiß es nicht. Plötzlich hörte ich den Klang einer kleinen Schelle; es entstand eine lautlose Stille, und selbst die Zerstreutesten und Unachtsamsten sanken auf die Kniee, beugten das Haupt und schlugen an die Brust. Da fielen mir, ich weiß selbst nicht wie und warum, jene Worte der Bibel ein: ‚Moses, zieh' deine Schuhe aus; denn der Ort, wo du stehest, ist heilig,' und im nächsten Augenblicke lag auch ich auf den Knieen und vereinigte mein Gebet mit dem der gläubigen Menge. Können Sie mir sagen, was es war, das mich in jener Stunde so mächtig ergriff? Ich hatte weder bezaubernden Gesang, noch eine ergreifende Predigt gehört; es

umgab mich nur eine feierliche Stille, unterbrochen durch den Klang einer Schelle. Was also war es, das zu mir sprach?"

„Das war die Gegenwart Gottes, mein Sohn," sagte der Priester in ehrfurchtsvollem Tone. „Gott Selbst war, wenn auch Ihrem Auge verborgen, auf jenem Altare zugegen, und Er sprach zu Ihnen, obschon Seine Stimme Ihren leiblichen Ohren nicht vernehmbar war. Er sprach zu Ihrem Verstande und zu Ihrem Herzen; Er forderte Sie auf, die Augen zu öffnen und nachzudenken. Er ließ Sie erkennen, wie thöricht es sei, anzunehmen, daß eine so zahlreiche Versammlung von Gläubigen, deren viele zu den Gebildeten, ja zu den Gelehrten zählen, allsonntäglich in jenem Gotteshause wie in unzähligen andern Kirchen des Erdkreises zusammenkommen, nur um einem nichtssagenden Schauspiele beizuwohnen und den Klang einer Schelle zu hören. Er ließ Sie ahnen, daß auf jenem Altare etwas Erhabeneres vorgehen müsse, das weder Sie, noch das versammelte Volk wahrzunehmen vermochten, woran dieses aber nichtsdestoweniger glaubte. Und wann war das, Señor Owen?"

„Es ist wenigstens drei Jahre her," antwortete ich.

Der Priester hob die Augen zum Himmel empor und murmelte Etwas in lateinischer Sprache, das ich damals nicht verstand. Es war das Wort des Propheten: „Das Gesicht liegt noch in der Ferne; doch endlich wird es kommen, und es täuschet nicht. Wenn es verweilt, so harre sein; denn es kommt gewiß und zögert nicht." [1]

„Aber," hob ich von Neuem an, während die Andern

[1] Hab. 2, 3.

durch ihre Blicke das Nämliche zu fragen schienen, „was ist denn die Messe?“

„Ich verspreche, euch diese Frage ein anderes Mal zu beantworten,“ erwiderte er, uns liebevoll anschauend; „für jetzt genug davon. Es ist Zeit, das Mittagsmahl herzurichten, und nach demselben wollen wir einen kleinen Spaziergang im Walde machen. Dann möchte ich, da es heute Sonntag ist, euch eine kurze Predigt halten, wenn anders ihr damit einverstanden seid.“

Die Männer nahmen dieses Anerbieten mit Freuden an; denn sie hatten den fremden Priester mittlerweile in so hohem Grade schätzen und lieben gelernt, daß sie stets bereit waren, auf seine Vorschläge einzugehen.

Nachdem der Spaziergang beendigt war, setzten wir uns im Schatten eines Baumes auf eine Rasenbank; Don Manuel trat auf ein etwas erhöhtes Felsstück und hielt nach einem kurzen Gebete eine schlichte Ansprache an uns.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Die Predigt Don Manuels.

„Liebe Freunde und Brüder,“ begann er, „da ich nicht weiß, wie die Worte meines Vorspruches in englischer Sprache lauten, muß ich mich des lateinischen Textes bedienen: ‚Quae videntur, temporalia sunt; quae autem non videntur, aeterna sunt.‘ Dies heißt mit andern Worten, daß die Dinge, welche wir um uns her erblicken, nur eine Zeitlang dauern und dann vergehen, daß es aber andere Dinge gibt, welche wir noch nicht sehen, ob-

schon wir sie später schauen, und uns in ihrer Mitte befinden werden. Diese Dinge vergehen nicht; sie werden dauern in Ewigkeit. Die Dinge, welche wir sehen, sind also für die Zeit; die, welche wir nicht sehen, für die Ewigkeit.

„Die Zeit, das ist unser Leben auf dieser Erde mit seinen Kämpfen und Leiden, seinen Versuchungen und Gefahren, seinen Pflichten und Gnaden. Es geht vorüber, und dann bricht die Ewigkeit an, die Ewigkeit, mit ihrem Lohn oder ihrer Strafe ohne Maß und ohne Ziel.

„Ich möchte eure Aufmerksamkeit insbesondere auf folgende Punkte richten:

„Erstens, die Zeit ist uns gegeben, damit wir uns auf die Ewigkeit vorbereiten.

„Zweitens, die Zeit wird uns nur einmal gegeben.

„Drittens, vom Gebrauche unserer Zeit hängt unsere Ewigkeit ab.

„Erstens: Die Zeit ist uns hier gegeben, damit wir uns durch einen tugendhaften Lebenswandel die ewige Seligkeit verdienen. Ich sage hier, d. h. auf dieser Erde, aber auch auf dieser Insel. Denn was meint ihr wohl, liebe Freunde, weßhalb anders Gott der Herr, Der unsere Schwachheit kennt, uns hierhergeführt habe, als daß wir auf dieser einsamen Insel, fern von den Gefahren der Welt, Zeit und Gelegenheit finden sollten, am Heile unserer Seele zu arbeiten und so den Himmel zu erlangen. Wie aber können wir dies? Indem wir beten und im Gebete die Kraft suchen, die Gebote Gottes zu beobachten, uns vor Sünden zu bewahren und mit der Gnade mitzuwirken, so daß sie sich in uns vermehrt und wir Gott immer ähnlicher werden. Alles das können wir freilich

nicht aus uns selbst, sondern nur mit Hülfe der göttlichen Gnade. Wie aber die Gnade erworben und in uns befestigt wird, das ist ein Gegenstand, von dem ich ein anderes Mal zu reden gedenke.

„Wenn unser Leben die Zeit ist, die uns gegeben wurde, um uns auf die Ewigkeit vorzubereiten, dann ist es unstreitig eine höchst kostbare Zeit. Fragt einen Geizhals, dessen Dichten und Trachten nur darauf gerichtet ist, Hab und Gut zusammenzuscharren, was er thun würde, wenn man ihm erlaubte, eine Stunde, aber auch nur eine einzige Stunde, in einer reichen Goldmine zuzubringen. Wenn er aufrichtig ist, wird er euch antworten, daß er jeden Augenblick dieser Stunde mit ängstlichem Fleiße dazu benutzen würde, so viel Gold, wie nur immer möglich aus der Mine herauszuholen. Wahrhaftig, es bedürfte bei ihm keiner Mahnung. Weit entfernt, die kostbare Zeit zu verlieren, würde er mit der äußersten Anstrengung seiner Kräfte bis zur letzten Minute arbeiten und dieser letzten Minute mit Sorge und Betrübniß entgegensehen. Und doch ist dies nur ein schwaches Bild von dem Werthe der Zeit; denn weder das Gold noch alle andern Schätze dieser Erde sind zu vergleichen mit der Zeit, die uns zu einer schönern Krone, zu einem bessern Platze am Throne Gottes, zu einem vollern Maße der ewigen Seligkeit verhelfen kann. Wir werden den vollen Werth unserer Lebenszeit erst recht erkennen, wenn sie einst abgelaufen ist. O mit wie bitterer Reue werden wir alsdann die verlorenen Tage zurückwünschen! Dann wird uns die Zeit als ein unschätzbares Gut erscheinen. Und das ist sie in der That; denn wer den Werth auch nur einer einzigen Stunde begreifen wollte, der müßte er-

messen können, welch ein Abstand ist zwischen Himmel und Erde, zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, zwischen Zeitlichem und Ewigem.

„Aber die Ewigkeit hat kein Maß als sich selbst. Die Ewigkeit besteht nicht in einer Anzahl von Jahrhunderten oder Jahrtausenden, noch aus der Zeitdauer von millionenmal Millionen Welten. Häufet Zahlen auf Zahlen und bildet Summen so groß, daß ihr sie selbst euch nicht vorzustellen vermöget — es ist Nichts gegen die Ewigkeit. Wenn ein Insekt, das in fünfzigtausend Jahren nur einen Zoll weit kröche, einen Weg zurücklegen müßte, soweit wie die Entfernung der Erde von der Sonne, wie viele millionenmal Millionen Jahre wären dazu erforderlich, und doch wäre dies immer nur Zeit und nicht die Ewigkeit. — Die Ewigkeit hat Nichts zu schaffen mit der Zeit; aber die Zeit hat viel zu schaffen mit der Ewigkeit, weil sie uns nur gegeben ward, damit wir uns auf die Ewigkeit vorbereiten.

„Zweitens: Die Zeit wird uns nur ein Mal gegeben, ein Mal für immer.

„Der Werth der Zeit wäre schon unendlich groß, wenn wir mehr als ein Leben hätten, wenn wir nach dem Tode zurückkommen könnten, um die Verirrungen eines schlecht angewandten Lebens wieder gutzumachen, die vergeudete Zeit wieder einzuholen, die ein Mal verlorene Seele wieder zu retten. Aber ein solcher Trost ward uns nicht zu Theil. Wir leben nur ein Mal; nur ein Mal wird uns die Zeit gegeben, um uns zur Ewigkeit vorzubereiten. Ist dieses Leben vorüber, dann folgt keine andere Zeit der Prüfung, kein zweiter Tag der Gnade. Wie wir sterben, so werden wir gerichtet

für die Ewigkeit. Sterben wir in der Gnade Gottes, dann sind wir gerettet, gerettet für immer; sterben wir aber in seiner Ungnade, dann sind wir für ewig verloren. Entweder gerettet, ohne Gefahr, je verloren zu gehen, oder verloren, ohne Hoffnung, je gerettet zu werden. Die heilige Schrift drückt diese Wahrheit in den ergreifenden Worten aus: ‚Wenn der Baum fällt, nach Süden oder Norden, so bleibt er auf dem Orte, wo er gefallen ist, liegen.‘ [1]

„Wären wir zum Beispiel an Bord des ‚Spitfire‘ ermordet worden, dann hätten wir im nächsten Augenblicke schon vor Gottes Richterstuhl gestanden; die Zeit der Gnade wäre für immer vorüber gewesen, und wir hätten vielleicht zu spät den Werth unserer Seele und den Werth der Zeit erkannt, die uns gegeben wurde, um sie zu retten. Gleich einem Mühlsteine wäre vielleicht jenes Wort des göttlichen Heilandes uns auf's Herz gefallen. ‚Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?‘ oder: ‚Was kann der Mensch wohl geben, um seine Seele wieder einzutauschen; denn des Menschen Sohn . . . wird einem Jeden vergelten nach seinen Werken.‘ Gesetzt, wir wären damals gestorben, in welchem Zustande befand sich unsere Seele? und wie würde es uns im Gerichte ergangen sein? Ich sage ‚damals‘; doch werft vielmehr einen Blick auf euer ganzes Leben; schaut darauf zurück, wie ihr es einst in eurer letzten Stunde thun werdet; denn ihr hättet ja in jedem Augenblicke eines plötzlichen Todes sterben und vor Gottes Richterstuhl gestellt werden können. Ein Mal

[1] Eccl. XI. 3.

gerichtet, ist aber für immer gerichtet! — Die Zeit wird uns also nur ein Mal gegeben, ein Mal und nicht wieder. Und dennoch gibt es so viele Menschen, die sorglos in den Freuden und Lastern dieser Welt dahinleben oder zu feige sind, um sich zu bessern und Buße zu thun, weil sie in ihren Sünden alt geworden sind und gleichsam einen eisernen Reif von bösen Gewohnheiten um ihre Seele geschmiedet haben. Es ist, wie das Sprüchwort sagt:

El mozo, for non saber, el viejo, por non poder,
dejan las cosás perder.

das heißt:

Wenn die Jugend wüßte, wenn das Alter könnte,
Nähmen manche Dinge ein viel beff'res Ende.

„Das gilt für dieses Leben; es gilt aber auch für die Ewigkeit. Wenn's aber also ist, was folgt daraus, und welche Vorsätze müssen wir dann für die Zukunft fassen?

„Drittens: Unsere Ewigkeit hängt ab vom Gebrauche unserer Zeit; das heißt, wir selbst können darüber entscheiden, ob wir uns ein ewiges Glück oder ewige Qual und Pein bereiten wollen. Und welches Glück oder welche Pein? Beide sind unermeßlich; denn: kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, und in keines Menschen Herz ist es gedrungen, was der Herr Denen bereitet hat, die Ihn lieben. Die Wahl liegt also in unserer Hand. Ja, wir müssen wählen, und wir wählen an jedem Tage und zu jeder Stunde unseres Lebens; denn jeder Tag und jede Stunde ist ein Schritt, der uns der Ewigkeit näher bringt. Wir schreiten dem Himmel oder der Hölle zu. Jede Handlung, die wir vollbringen, jedes Wort, das wir sprechen, jeder Gedanke, der uns beschäftigt, führt uns aufwärts oder

abwärts. O, meine Brüder, wie schrecklich wäre es, der Hölle zuzuschreiten, sich von Gott zu entfernen, um sich dem Abgrund des ewigen Verderbens zu nähern, und wäre es auch nur um einen einzigen Schritt! Hättet ihr wohl den Muth dazu? Selbst angenommen, wir wüßten ganz genau, wie viele Schritte wir auf dem Wege des Verderbens machen dürften, ohne in die Hölle hinabzustürzen, wäre es nicht deßungeachtet eine unverzeihliche Auflehnung, ein schändlicher Undank, auch nur den kleinsten Schritt zu wagen? Nun aber können wir die Länge des Weges nicht ermessen; wir können nicht wissen, welcher Schritt unwiderruflich der letzte ist, und wie abschüssig die Bahn plötzlich wird, die in den Abgrund der Hölle hinabführt.

„Doch wir haben nicht blos die Hölle zu vermeiden, sondern auch den Himmel zu verdienen — eine Ewigkeit in der Hölle oder eine Ewigkeit im Himmel. Ach, meine Freunde, wenn es uns gegeben wäre, ein einziges Mal hinab in die Hölle oder hinauf in den Himmel zu schauen, dann würden wir nie mehr versucht sein, Gott zu beleidigen. Es gehen nur darum so viele Seelen verloren, weil sie weder die Hölle, noch den Himmel, noch die Ewigkeit hinreichend kennen. Sie mögen im Allgemeinen an diese Dinge glauben; aber sie leben leichtsinnig in den Tag hinein, als ob die Zeit Alles, die Ewigkeit Nichts wäre. Plötzlich kommt der Tod, und sie erkennen zu spät, daß die Zeit Nichts und die Ewigkeit Alles ist.

„O könnten wir einen Verdammten fragen, was er jetzt von Zeit und Ewigkeit denkt! Was würde dieser Unglückliche nicht geben, um noch einmal auf die Erde zurückkehren zu dürfen, und müßte er auch im scheuß-

lichsten Kerker, in Armuth und Knechtschaft schmachten. Was würde er nicht geben, wenn er einen Monat, eine Woche, einen Tag, ja nur eine einzige Stunde erkaufen könnte, um seine Sünden zu bereuen und Buße zu thun. Wie würde er alle Reichthümer, Ehren und Freuden dieser Welt verachten. Wie gern würde er alle nur erdenklichen Schmerzen, alle Strafen, alle Bußwerke auf sich nehmen für eine Stunde Zeit. Allen Schätzen Indiens, allen Königskronen der Erde, Bergen von Gold und Edelstein, allem Erdengut und aller Erdenlust würde er willig entsagen und bis zum Tage des Gerichtes alle Martern und Peinen, die man sich nur vorzustellen vermag, freudig auf sich nehmen für eine Stunde Zeit.

„Oder fraget eine jener glücklichen Seelen, welche bereits in die ewigen Freuden eingegangen sind; fraget den letzten, den geringsten von den Bewohnern des Himmels, welchen Werth er jetzt der Zeit beilegt. Bereut er wohl eine einzige jener Stunden, die er im Gebete und in Ausübung guter Werke zubrachte, wo er in Mühen und Anstrengungen sich selbst verläugnete, über sich wachte und die Feinde seines Heiles bekämpfte? Preist er nicht vielmehr Gott den Allgütigen, Der ihm Zeit und Gelegenheit gab, Verdienste für den Himmel zu sammeln? Ist doch jede Trübsal, die er hienieden erduldete, jede Versuchung, die er überwand, zum funkelnden Edelstein an seiner Krone geworden!

„Und wenn es diesem Himmelsbewohner gestattet wäre, für fünf, zehn, zwanzig Jahre auf die Erde zurückzukehren, was glaubt ihr, daß er dann thun würde? Es ist mir, als ob ich ihn sagen hörte: ‚Dann würde ich arbeiten ohne Rast, um eine noch reichere Ernte ein-

zusammeln und am Ende der mir geschenkten Jahre mit vollern Händen vor dem Angesichte meines Gottes zu erscheinen; ich würde glauben, Nichts gethan zu haben, so lange ich noch mehr thun könnte; selbst wenn ich mein Heil gesichert wüßte, würde es meine Lust sein, jeden Augenblick dazu anzuwenden, neue Verdienste für den Himmel zu erwerben. Gleich der Biene, die da fühlt, daß der Abend naht, würde ich nur an Eines denken, nämlich reich mit Honig beladen zum Stocke heimzukehren.

„Und wir Menschenkinder, deren Heil keineswegs gesichert ist, wie lange werden wir noch so träge und nachlässig sein? Warum lieben wir, was eitel und leer ist und auch unsere Seelen leer läßt, und warum suchen wir uns zu täuschen?

„Die Zeit, meine Freunde, ist Nichts als Schein und Täuschung, wofern man sie nicht betrachtet als eine Vorbereitung für die Ewigkeit. ‚Das Leben,‘ schreibt der Apostel, ‚ist ein Rauch, welcher aufsteigt und schnell verschwindet‘, und der hl. Bernard sagt: ‚Das Leben ist ein Augenblick, aber ein Augenblick, von dem die Ewigkeit abhängt.‘ Ja, die Zeit ist Nichts; die Ewigkeit ist Alles. Aber unsere Ewigkeit hängt ab vom Gebrauche unserer Zeit. Je nachdem wir unsere Tage, Monate und Jahre angewandt haben, wird es einst um uns bestellt sein, wenn Tage, Monate und Jahre nicht mehr sind.

„So laßt uns denn vom Schlafe erwachen, liebe Brüder, und anfangen, uns die Kenntniß dieser großen und furchtbaren Wahrheiten zu Nutzen zu machen! Laßt uns mit Ernst leben und unsere Zeit nicht verträumen! Wir befinden uns auf einer einsamen Insel; aber auch hier haben wir Pflichten, Pflichten gegen Gott, gegen

einander und gegen uns selbst. Quien se muda, Dios le ayuda. Wer sich bessert, dem hilft Gott. Laßt uns denn arbeiten, wachen, beten und büßen! Laßt uns alle Tugenden üben, deren wir fähig sind! Laßt uns anfangen zu leben, wie Menschen, die jeden Augenblick sterben können, die einmal sterben müssen, aber selbst nicht wissen wann. Dann — andere Dinge, von denen ich später reden will, vorausgesetzt — verspreche ich euch im Namen unseres göttlichen Erlösers ein glückliches Leben, einen seligen Tod, ein gnädiges Gericht und die ewigen Freuden. Amen!"

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Der Schützenclub.

Dies sind die Begebenheiten der ersten Woche, welche wir auf der Insel erlebten. Da ich fürchte, den Leser durch zu viele Einzelheiten zu ermüden, werde ich mich von jetzt an darauf beschränken, das, was sich in der Folge zutrug, nur der Hauptsache nach zu erzählen.

Nach Ablauf der ersten Woche fingen wir an, nach einer bestimmten Tagesordnung zu leben und unsere Zeit so einzutheilen, daß gewisse Stunden der Arbeit, andere der Erholung und wieder andere der Erforschung der Insel gewidmet wurden.

Nicht geringe Unruhe verursachte uns die Wahrnehmung, daß unser Pulver- und Bleivorrath zu Ende ging; denn es blieb uns nach Ablauf der ersten Woche kaum noch Munition für zwanzig Schüsse. Wir mußten daher nothwendigerweise auf Mittel sinnen, das zu unserm Unterhalt erforderliche Wild in Schlingen zu fangen oder

zu Bogen und Pfeilen unsere Zuflucht nehmen, in deren Handhabung wir keineswegs geübt waren.

Es schien mir nicht rathsam, die Indianer in dem Gebrauche dieser Waffen zu unterweisen, oder sie ihnen in die Hand zu geben, falls sie dieselben schon kannten; denn wer stand uns dafür ein, daß sie nicht eines Tages auf den Gedanken kommen könnten, sie gegen uns selbst zu wenden? Ich sprach diese Befürchtung meinen Gefährten gegenüber aus, und es wurde beschlossen, den Indianern einstweilen den Gebrauch von Bogen und Pfeilen nicht zu gestatten. Auch nahmen wir uns vor, sie sorgfältig zu bewachen, damit sie sich nicht selbst solche oder andere Waffen anfertigen möchten. Nicht als ob sie uns Ursache gegeben hätten, ihnen zu mißtrauen; aber Prodgers meinte: „Besser ist besser", und Don Manuel fügte hinzu: „Tal el tiempo, tal el tiento", zu deutsch: Gelegenheit macht Diebe. Da ich den Indianern jedoch nicht alle Möglichkeit entziehen wollte, Wild für unsern Tischbedarf zu erlegen, ließ ich mir zeigen, was sie mit einer Schleuder auszurichten vermochten. Zu diesem Zwecke nahm ich sie mit mir an den Strand, legte als Zielpunkt eine Brodfrucht auf einen etwa siebenzig Ellen entfernten Felsen und forderte sie auf, danach zu werfen. Sie waren sogleich hierzu bereit und erwiesen sich äußerst geschickt. Der Greis, dessen Auge und Hand nicht mehr ganz sicher waren, wurde von Pounder und Samuel überflügelt. Diese trafen beim ersten Wurfe zwar nur den Felsen, aber doch in der unmittelbaren Nähe des Zielpunktes. John Pounders zweiter Wurf schleuderte die Frucht weit in's Meer.

Jetzt wußten wir genug; es unterlag also keinem

Zweifel, daß die Wilden uns unter Umständen gefährlich werden konnten, und ihre Probeleistungen beunruhigten uns so lebhaft, daß wir ihnen in etwas mißvergnügtem Tone bedeuteten, die Uebung einzustellen.

Was nun unsere eigene Wehrfähigkeit betraf, so gelang es uns, nach einigen mißlungenen Versuchen, Bogen aus den von unserer Wanderung heimgebrachten Bambusrohren anzufertigen. Die Sehnen dazu hatte uns der Haifisch geliefert; aber zu Pfeilen ließen sich nur einzelne, sehr schlanke Rohre benutzen, so daß wir aus unserm ganzen Vorrathe im Ganzen sieben schneiden konnten.

Das Mühsamste bei Anfertigung derselben war, die Bambusrohre, deren jedes drei bis vier Knoten hatte, gehörig zu glätten; allein dies Geschäft übernahmen die Indianer, und sie entledigten sich desselben vermittelst unserer Messer und scharfer Haifischzähne zu unserer vollen Zufriedenheit.

Sobald die Geschosse fertig waren, gründeten wir eine Schützengesellschaft, welche aus Gill, Harvey, Ned Hilton und mir bestand. Prodgers erbot sich zu unserer nicht geringen Verwunderung, neben dem Baumstumpf, der uns als Zielscheibe diente, stehen zu bleiben, um die Schüsse anzumerken und die Pfeile, welche ihr Ziel verfehlten, vom Boden aufzulesen. Die Bereitwilligkeit, mit welcher er diesen Posten übernahm, bewies schlagender als alles Andere, welche Veränderung mit unserm alten Kameraden vorgegangen war.

Wir sorgten dafür, die Indianer während unserer ersten Uebungen fernzuhalten, damit sie nicht sähen, daß wir Neulinge im Bogenschießen seien. Am ersten Tage führte sie Don Manuel zu dem Bambusröhricht, um

neuen Vorrath zu holen, wobei Samuel als Wegweiser diente. Nach Verlauf von drei Stunden kehrten sie mit einer schweren Bürde meist dünner Bambusrohre zurück. Doch brachten sie auch eine Anzahl der ältesten und dicksten mit, welche Don Manuel zur Ausführung eines Planes benutzen wollte, der ihm unterwegs in den Sinn gekommen war. Er wollte nämlich den Versuch machen, die Rohre auszuhöhlen und mit denselben eine Wasserleitung von River Head bis zu unserer Felsenwohnung herzustellen. Dies erschien als ein dringendes Bedürfniß; denn das Wasser, welches sich in der Nähe des Felsens befand, war salzig und ungesund. Wir schritten daher auch sofort zur Ausführung des Planes, indem wir die Knoten der Bambusrohre mit Hülfe eines glühend gemachten, an einem dünnen Rohre befestigten Flintenlaufes durchzubrennen suchten. Dies war jedoch eine mühselige und langwierige Arbeit; denn ein Rohr von kaum drei Ellen Länge hatte wenigstens zwölf Knoten. Wir sahen bald ein, daß die Ausführung des Werkes uns mehrere Monate in Anspruch nehmen würde; deßhalb unternahmen wir einen neuen Streifzug in der Umgebung des Felsens, um wo möglich doch noch gutes Trinkwasser aufzufinden. Da jedoch alle unsere Nachforschungen vergebens waren, mußten wir uns entschließen, die Arbeit fortzusetzen; denn die Vortheile, welche die Felsenhöhle uns bot, waren so mannigfach, daß wir sie unter keiner Bedingung aufgeben mochten.

Es lagen uns also jetzt dreierlei Beschäftigungen zu gleicher Zeit ob: die Erweiterung der Höhle, das Ausbohren der Bambusrohre für die Wasserleitung und die Beschaffung der nöthigen Nahrungsmittel.

Diese verschiedenen Verrichtungen vertheilten sich auf neun Arbeitskräfte; denn der Priester war nicht zu bewegen, eine Ausnahme zu machen. Als ich ihm sagte, es sei uns lieber, wenn er für uns bete und im Nothfalle hier und da eine hülfreiche Hand leiste, erinnerte er mich daran, daß der hl. Paulus ein Zeltweber und der hl. Petrus, sowie die übrigen Apostel Fischer gewesen seien. „Sie haben uns dadurch belehren wollen," fügte er hinzu, „daß nicht nur Kopf und Herz, Augen und Zunge, sondern auch Hände und Füße und alle Leibeskräfte dem Dienste des Herrn gewidmet sein sollen."

Wir theilten die Arbeit folgendermaßen ein: Harry Gill und ich übernahmen es, abwechselnd für die tägliche Nahrung zu sorgen und dabei Pulver und Blei möglichst zu sparen; aber bald hatten wir es im Bogenschießen so weit gebracht, daß wir die Flinten ganz entbehren konnten. Prodgers und der alte Mark unterhielten das Feuer und brannten die Bambusrohre aus. Pounder fertigte die Maurer- oder vielmehr die Steinmetzwerkzeuge an, indem er Haifischzähne und scharfe Feuersteine mit Haifischsehnen an Holzstielen befestigte. Samuel fiel die Aufgabe zu, unter der Aufsicht des Priesters Bambusrohre herbeizuschaffen; Tom Harvey und Hilton arbeiteten an unserer Wohnung, wobei Gill und ich ihnen abwechselnd halfen.

Neben diesen Beschäftigungen übten wir uns jeden Tag einige Stunden im Bogenschießen, wobei die Indianer, wie schon gesagt, nie zugegen waren.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Das Bogenschießen und die Töpferkunst.

Wir legten die Flinten endlich ganz bei Seite, um unsern kleinen Pulvervorrath für Nothfälle zu sparen. Auf diese Weise gezwungen, uns ganz auf unsere Bogen und Pfeile zu verlassen, machten wir innerhalb weniger Wochen solche Fortschritte, daß es schließlich ein Spiel für uns war, jede beliebige Brodfrucht auf eine Entfernung von achtzig bis neunzig Meter zu treffen. Don Manuel und Prodgers hatten sich Anfangs, wie gesagt, nicht an unsern Schießübungen betheiligt. Als sie aber von unsern Fortschritten hörten, bekamen sie gleichfalls Lust dazu und holten das Verlorene schnell genug nach, so daß schwer festzustellen war, wer von uns schließlich am besten schoß. Soviel ist gewiß, selbst der schlechteste unserer Schützen hätte bei jedwedem Preisschießen in England unfehlbar den Sieg davongetragen.

Obschon der Einzelne nicht immer gleich gut schoß, würde sich bei einem Vergleiche im Ganzen etwa diese Reihenfolge ergeben haben:

Harry Gill, den wir einstimmig zu unserm Schützenhauptmann ernannten.

Ich selbst, Harry nicht viel nachgebend.

Ned Hilton, schwankend, an manchen Tagen besser, an andern weniger gut.

Tom Harvey gab sich viele Mühe und blieb nie weit vom Ziele entfernt.

Don Manuel, nicht weniger eifrig, nur fehlte es ihm an Uebung.

Richard Prodgers schoß am schlechtesten, blieb aber deßungeachtet stets gut gelaunt.

Als wir eine solche Fertigkeit im Schießen erlangt hatten, daß wir die Gegenwart der Indianer nicht mehr zu scheuen brauchten, nahmen wir sie eines Tages mit uns auf einen Streifzug durch den Wald und schossen vor ihren Augen bald nach einem Thier, bald nach einer Frucht oder nach sonst einem Gegenstande, ohne je unser Ziel zu verfehlen. Auch zögerten wir jetzt nicht länger, ihnen Bogen und Pfeile in die Hand zu geben, deren wir mittlerweile eine große Anzahl angefertigt hatten. Aber es dauerte nicht lange, da thaten die Wilden es uns im Gebrauche dieser Waffe schon gleich, und zwei von ihnen übertrafen uns sogar, so daß wir es für gut fanden, die gemeinsamen Wettschießen einzustellen, damit sie ihre Ueberlegenheit nicht bemerken sollten. Wenn ich die drei Indianer in meine Liste aufnehme, so dürfte sich die Reihenfolge der Schützen etwa so herausstellen:

John Pounder, Schützenkönig, ohne es zu wissen;

Harry Gill, durch Pounder angespornt, machte täglich neue Fortschritte;

Samuel gab Harry nicht viel nach und übertraf ihn bald;

Ich selbst stand Gill ungefähr gleich;

Ned Hilton blieb unbeständig im Schießen, wie in seinem Charakter;

Tom Harvey gewann nach und nach mehr Sicherheit;

Don Manuel zielte besser; aber es fehlte ihm an Kraft;

Mark war kein Freund von diesen Uebungen, schoß aber nicht gerade schlecht;

Prodgers blieb nach wie vor der schwächste von Allen.

Wir hatten mittlerweile auch mehrmals den Versuch gemacht, aus dem am Bache entdeckten Tone Töpfergeschirre anzufertigen; aber das wollte uns Anfangs gar nicht gelingen. Was wir zu Stande brachten, war nicht nur überaus plump, sondern geradezu unbrauchbar. Die Indianer schafften schwere Ladungen Thon herbei und gaben sich alle erdenkliche Mühe, uns zu helfen; aber sie waren in der Töpferkunst eben Neulinge, wie wir selbst; denn dieser Zweig der Industrie schien ihrem Stamme gänzlich fremd zu sein. Zum Wasserschöpfen bediente man sich in Toonati-nooka ausgehölter Flaschenkürbisse oder roh aus Baumrinde angefertigter Gefäße, und vom Kochen hatte man, wie schon gesagt, keinen Begriff. Wir aber waren des nothdürftig zwischen glühenden Steinen gerösteten Fleisches sammt der Brodwurzeln herzlich satt und verlangten nach etwas Anderem, weßhalb wir beschlossen, unsere Versuche unverdrossen fortzusetzen, bis es uns gelänge, einige brauchbare Kochtöpfe oder Bratpfannen zu Stande zu bringen.

Man pflegt zu sagen: Mit Ausdauer kommt man immer zum Ziel. Auch unsere fortgesetzten Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt; doch müßte ich einen langen Katalog aufstellen, wollte ich die verschiedenen Kochtöpfe, Bratpfannen, Teller, Schalen, Krüge u. s. w. aufzählen, welche uns im Ofen zersprangen, bevor auch nur ein einziges brauchbares Gefäß zu Stande kam.

„Man fällt die Eich' mit manchem Streich!" sagte Don Manuel, um uns zu ermuthigen.

Wir hatten einen großen Vorrath trockenen Holzes und wurden nicht müde, es bald mit schwächerer, bald

mit stärkerer Hitze, bald mit fast flüssigem, bald mit kaum feuchtem Thone zu versuchen. Hatten wir eine Anzahl Gefäße geformt, so schichteten wir trockenes Holz um sie her, legten Feuer daran und blieben dann voll Erwartung dabei stehen, immer hoffend, endlich doch einmal zum Ziele zu kommen. Die Spannung eines Chemikers, der in seinem Laboratorium den Ausgang eines wichtigen Experimentes erwartet, kann kaum größer sein, als die unsrige es war, wenn der Augenblick kam, wo wir die unsere Töpferwaaren bedeckende Asche hinwegräumten und mit Hülfe einiger Bambusrohre die Geschirre hervorzogen. Aber ach! sie waren stets geborsten und fielen oft in Scherben auseinander.

Als wir endlich an einem Samstage, es war am 11. September, also kurz vor Beginn der Regenzeit, zum dritten Male die Asche fortschoben und uns schon auf eine neue Enttäuschung vorbereiteten, kam plötzlich ein zwölf bis fünfzehn Maß haltendes Gefäß zum Vorschein, das zwar schlecht geformt war, aber eine hochrothe Farbe hatte und hell wie eine Glocke klang. Das war ein wichtiger Moment in der Geschichte unserer kleinen Kolonie. Wir begrüßten das mißgestaltete Gefäß mit Jubel und hüpften in ausgelassener Freude um unser Machwerk herum, wie die Kinder Israels einstens um ihr goldenes Kalb getanzt haben mögen. Nur Don Manuel bewahrte seine Ruhe, obschon er sich nicht weniger freute. Während wir glücklich wie die Kinder um unsern buckligen Topf herumsprangen, stand er dabei und schaute uns mit zufriedenem Lächeln zu. Nachdem der erste Ausbruch der Fröhlichkeit sich gelegt hatte, kehrten wir zum Feuer zurück und fanden zu unserer Freude

noch eine große flache Schüssel, drei Becher und einen Teller, die sämmtlich brauchbar waren. Von da an brannten wir jeden Tag eine Partie Töpfergeschirr und zwar meist mit gutem Erfolge, bis der Regen uns endlich nöthigte, uns in unsere Höhle zurückzuziehen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Die Felsenburg mit ihren Außenwerken.

Der Leser hat sich ohne Zweifel schon darüber gewundert, daß wir uns gar nicht um das Canoe der Indianer kümmerten, obschon wir vom ersten Tage unserer Verbannung an auf Mittel und Wege sannen, von der Insel zu entkommen. Prodgers war längst in einer freien Stunde zum Strande spaziert, um sich nach dem Fahrzeuge umzusehen, brachte jedoch die traurige Nachricht mit, daß es halb im Sande stecke und dergestalt beschädigt sei, daß man sich selbst bei ruhigem Wetter nicht damit auf's Meer hinauswagen könne. Da uns die zur Ausbesserung des Bootes nöthigen Werkzeuge fehlten, verzichteten wir darauf, es wieder in Stand zu setzen, umsomehr, da wir darauf bedacht sein mußten, vor Eintritt der Regenzeit unsere Wohnung zu vollenden.

Was nun die Arbeit in der Höhle betrifft, so wurde sie, wie schon gesagt, immer leichter, je weiter wir in den Fels eindrangen, bis wir schließlich mit scharfen, an Bambusrohre befestigten Feuersteinen fast ebenso viel ausrichten konnten, wie mit unsern Flintenläufen, die möglichst geschont werden mußten. Wir bohrten weit in's Innere des Felsens hinein, bevor wir anfingen, die Höhle auch

der Höhe und Breite nach zu erweitern; aber die drückende Hitze und der Mangel an Luft erschwerten uns das Athmen endlich dergestalt, daß wir genöthigt waren, diese Arbeit gleichzeitig in Angriff zu nehmen. Den Eingang ließen wir der größern Sicherheit halber eng und unbehauen, ungefähr so, wie wir ihn gefunden hatten. Die Höhle selbst aber wurde mit jedem Tage größer, und nach Verlauf von einigen Wochen befanden wir uns im Besitze einer bequemen, obschon dunkeln Wohnung, die dreißig Fuß in der Länge, sechs bis sieben Fuß in der Höhe und ungefähr ebenso viel in der Breite maß. Abgesehen von ihrer Geräumigkeit war unsere Felsenburg auch bei weitem trockener als manche alten Häuser, die ich in civilisirten Ländern sah; denn es zeigte sich auch nicht eine Handbreit Feuchtigkeit, ausgenommen an einer einzigen Stelle, und da das hier durchsickernde Wasser klar, frisch und von jedem Beigeschmack frei war, konnten wir es als eine Hauptannehmlichkeit unserer Wohnung betrachten. Später legten wir an der betreffenden Stelle eine Art Reservoir an, das uns mit vortrefflichem Trinkwasser versah.

Die Hauptvorbereitungen für die Regenzeit waren also getroffen; aber es hatte sich vor dem Eingange unserer Wohnung allmählich ein Haufen Schutt aufgethürmt, der uns lebhaft beunruhigte; denn ließen wir ihn an dieser Stelle liegen, so konnte er bei einer etwaigen Landung von Wilden leicht unser Verräther werden. Wir beschlossen daher, ihn fortzuräumen oder ihn vielmehr zu einer Art Festungswall umzuschaffen, den wir zwischen den beiden Felsen und zwar an jener Seite zu errichten gedachten, von der wir selbst das Versteck entdeckt hatten, weil hier nur wenige Bäume standen. Nach

Ablauf der Regenzeit wollten wir dann den äußern Abhang des Walles, sowie dessen nächste Umgebung mit schnellwachsenden jungen Bäumen bepflanzen, um uns so vor jeder Entdeckung zu sichern.

Die Ausführung dieses Planes war unter den obwaltenden Umständen ein wahrhaft riesiges Unternehmen, und es fragt sich, ob die Erbauer der ägyptischen Pyramiden verhältnißmäßig eine so schwierige Aufgabe zu lösen hatten; denn abgesehen von der geringen Zahl der Hände, fehlte es uns an den nöthigen Werkzeugen. Alles, was wir besaßen, waren einige elende Schaufeln, welche wir uns angefertigt hatten, indem wir kleine Schieferplatten mit dem Reste unseres Bindfadens an Bambusrohre befestigten. Deßungeachtet gingen wir muthig an's Werk und thaten unser Bestes. Um dem Walle mehr Halt zu geben, rammten wir an der innern Seite eine Reihe starker Pfähle ein, die wir mit Ranken durchflochten, während wir mit Hülfe einiger aus Bambusrohren angefertigter Hebel für die Außenseite eine Anzahl großer Steinblöcke herbeischafften. Alle diese Arbeiten erheischten eine fast übermenschliche Anstrengung, und dazu war die Hitze meist so erschlaffend, daß die Männer nicht selten den Muth verloren und ihre Werkzeuge murrend von sich warfen. Ich mußte manöveriren wie ein Schiffskapitän, wenn Aufruhr unter der Mannschaft auszubrechen drohte. Bald versuchte ich, die Männer durch freundliche Worte aufzumuntern; bald wies ich sie ernst zurecht; bald scherzte ich mit ihnen, um sie bei guter Laune zu erhalten; zuweilen ging ich zu Drohungen über, indem ich Denjenigen, welche sich weigerten, die durch unsere Tagesordnung zur Arbeit festgestellte Zeit — vier

Stunden täglich — einzuhalten, ankündigte, sie würden aus unserer Gemeinschaft ausgeschlossen und auf die entgegengesetzte Seite der Insel verbannt werden. Doch kam es selten so weit. Was die Männer mehr als alles Zureden zur Ausdauer ermuthigte, war das Beispiel Don Manuels, der verhältnißmäßig mehr arbeitete als alle Uebrigen und dabei stets guter Dinge blieb und für Jeden ein freundliches Lächeln und ein theilnehmendes Wort hatte. Ich konnte oft nicht umhin, ihn im Stillen zu bewundern, wenn ich ihn an der Seite unserer rauhen Matrosen arbeiten und unverdrossen mit ihnen Schritt halten sah, während doch seine ganze Erscheinung und namentlich seine zarten Hände auf den ersten Blick bewiesen, daß er nie einen Spaten, ein Ruder oder ein ähnliches Werkzeug gehandhabt hatte.

Der unserm Walle gegenüberliegende Eingang zwischen den beiden Felsenwänden beunruhigte uns weniger; denn er war von dichtem Baumwuchs verdeckt. Wir beschlossen daher, ihn zu unserm eigenen Gebrauche offen zu lassen, legten jedoch zu diesem Zwecke einen schmalen, vielfach gewundenen Fußpfad an, den ein nicht Eingeweihter schwer zu finden vermochte, da er sich mit mehreren andern Wegen verschlang. Diese Anlage war allerdings weniger künstlich, als die von Don Manuel und mir entworfenen Labyrinthe, reichte jedoch aus, ungebetene Gäste irrezuführen und aufzuhalten, bis wir die nöthigen Vorbereitungen zu ihrem Empfange getroffen. Außerdem hatten wir inmitten der Wege hier und da eine Fallgrube von fünf bis sechs Fuß Höhe angebracht und mit kreuzweise übereinandergelegten schwachen Zweigen nebst etwas Erde bedeckt. Wie geschickt dieselben angelegt

waren, dafür lieferte uns der alte Prodgers einen Beweis; denn als er eines Tages in der Eile einen verkehrten Weg eingeschlagen, stürzte er in eine der Gruben hinab und war nicht im Stande, wieder herauszukommen, bis wir Andern ihm auf sein Geschrei zu Hülfe eilten.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Unsere Speisekammer und unser Meierhof.

Harry Gill und mir lag, wie gesagt, die Sorge ob, die nöthigen Lebensmittel herbeizuschaffen. Es war Ueberfluß an Wild vorhanden und, Dank unserer täglich zunehmenden Geschicklichkeit im Bogenschießen, waren wir bald Herren und Meister über alle Vögel und vierfüßigen Thiere, welche die Insel bewohnten. Selbst manchen Seevögeln, wie Reihern und Fettgänsen, stellten wir nach, die während einem Theil des Jahres in den Spalten und Klüften der Felsenufer nisteten. Uebrigens machten wir auf diese letzteren nur ausnahmsweise Jagd; denn ihr unschmackhaftes Fleisch eignete sich nicht für den Tisch großer Herren, die über den Wildstand einer ganzen Insel verfügten.

Schon längst hatten wir den Wunsch gehegt, lebende Thiere einzufangen, um sie zu zähmen und in der Nähe unserer Felsenburg eine Art Meierhof anzulegen; aber dies wollte uns Anfangs nicht gelingen. Als Harry und ich eines Tages auf der Jagd waren, stießen wir plötzlich auf ein Rudel Bisamschweine, oder besser gesagt, sie kamen uns entgegen, weil wir uns auf einem Wege befanden, den sie sich durch den Wald gebahnt hatten, um

zu einem in der Nähe des Vulkans befindlichen Bache zu gelangen.

Das Bisamschwein ist, gleich vielen menschlichen Wesen, im Allgemeinen bei weitem kühner und wilder, wenn es andere im Rücken hat, als wenn es einem Feinde allein gegenübersteht; doch kann auch ein einzelnes dieser Thiere schon gefährlich werden, wenn es seine Hauer gegen einen Feind wendet, und dies geschieht meistens, wenn es nur leicht verwundet und nicht gleich unschädlich gemacht wird. Wir wußten dies und hatten selbst schon mehr als ein Mal vor einem angeschossenen Bisamschwein auf die Bäume fliehen müssen, bis wir ihm durch einen zweiten Schuß vollends den Garaus gemacht. Als wir jetzt eine ganze Heerde dieser Thiere auf uns zukommen sahen, gingen wir ihnen sofort ehrfurchtsvoll aus dem Wege und schlüpften, Harry auf der einen, ich an der andern Seite, in's Gebüsch.

Sie watschelten grunzend und quiekend heran, die ältesten und stärksten mit ihren großen Hauern vorauf, um wie die Pioniere den Weg zu säubern, und bei meiner Treu, wenn sie so gegen ein Regiment in Reih und Glied herangestürmt wären, würde mancher Veteran davongelaufen sein. Angeführt von diesem wackern Generalstabe trabten etwa fünfzig kaum weniger kühne Burschе hintendrein, in ihrer Mitte die Jungen, um die sie gleichsam eine lebendige Schutzmauer bildeten. Aber gerade auf einige der jungen Schweinchen hatten wir's abgesehen; deßhalb winkte ich Gill, einen Baum zu besteigen, und that selbst ein Gleiches.

„Jetzt, Harry, nimm einige der Kleinen auf's Korn," rief ich, als wir uns in den Bäumen festgesetzt hatten

und die Thiere in unserer unmittelbaren Nähe angekommen waren, „und sorge dafür, daß sie nicht tödtlich verwundet werden.“

Als die Anführer des Rudels meine Stimme hörten, blieben sie plötzlich stehen, schnüffelten nach allen Seiten und stimmten ein wüthendes Grunzen an, weil sie den Feind, den sie witterten, nicht zu entdecken vermochten. Selbst nachdem sie das zu beiden Seiten des Weges befindliche Buschwerk untersucht, ohne etwas Verdächtiges zu finden, schienen sie doch der Sache nicht zu trauen und beschlossen, Kehrt zu machen. Die Avantgarde gab diesen ihren Beschluß durch ein mehrmaliges tiefes Grunzen kund, worauf das ganze Bataillon eine Schwenkung machte und den Heimweg antrat. Jetzt war es Zeit; wir faßten ein Jeder unser Ziel scharf in's Auge und sandten unsere Pfeile mitten in den Haufen der jungen Schweinchen. Bevor die Heerde sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatte, drückten wir Jeder einen zweiten Pfeil ab, der sein Ziel ebensowenig verfehlte, als der erste. Hierauf entstand ein so vielstimmiges Grunzen und Quieken, daß einem Hören und Sehen verging; dann stürzte das ganze Heer in wilder Flucht davon, die Verwundeten ihrem Schicksale überlassend. Als das Feld geräumt war, stiegen wir von unsern Posten hinab, um die Beute zu sichern. Wir hatten so gut gezielt, daß nur eines der Schweinchen tödtlich getroffen war; die andern waren blos verwundet und eines derselben so leicht, daß wir Mühe hatten, es einzufangen.

Wir stießen hierauf in's Horn. — „In's Horn?“ wird der freundliche Leser denken. Ich habe nämlich zu sagen vergessen, daß wir bei unserm Ausfluge nach dem

Austernlager einige große Schneckenmuscheln fanden, aus welchen wir eine Art von Trompeten herstellten, die einen weitschallenden Ton, ähnlich dem Gebrüll eines Ochsen, von sich gaben. Der Klang des Jagdhornes rief Pounder und Samuel herbei, die wegen ihrer Schnelligkeit als die Voltigeurs unserer Truppe angesehen werden konnten, und mit ihrer Hülfe gelang es uns, die drei lebenden Ferkel nebst dem todten glücklich heimzubringen. Uebrigens waren die Schweinchen wilder und gefährlicher, als man es ihnen bei ihrem jugendlichen Alter hätte zutrauen sollen; wir mußten sehr auf unserer Hut sein, nicht von ihnen verwundet zu werden, und kamen nicht ohne Schrammen davon.

Unsere erste Sorge war nun, die Thiere zu heilen und sie an einem sichern Orte unterzubringen, damit sie nicht etwa ihren Wunden erlägen oder sich aus dem Staube machten. Wir befreiten sie zunächst von den Pfeilen, und zwar in etwas zarterer Weise, als wir sie ihnen in den Leib geschossen; dann verbanden wir ihre Wunden mit dem an Prodgers und Gill erprobten Pflaster und erwarben uns so ihre Freundschaft, ähnlich jenem Sklaven, der den Dorn aus der Tatze des Löwen zog. Die armen Thiere betrachteten uns bald als ihre Wohlthäter und wurden immer zutraulicher, zumal wir ihnen vorzugsweise das zu fressen gaben, was ihnen am besten mundete. In den ersten Tagen waren wir freilich genöthigt, sie etwas knapp zu halten, um sie durch Hunger zu zähmen. Wir banden sie Anfangs in der Nähe unserer Wohnung an drei Bäume fest und zwar so, daß wir sie von der Oeffnung des Kellers aus überwachen konnten; später umfriedigten wir für sie einen ebenen Platz auf dem Cap der Ausschau mit einem aus Weiden

geflochtenen Zaune, so daß sie frei herumlaufen konnten. Zu unserer Freude schlugen die jungen Baumstämme, welche wir eingerammt hatten, um dem Zaune Halt zu geben, Wurzeln und trieben im Frühlinge starke Zweige, so daß der Tummelplatz unserer Heerde wie von einer grünen Mauer umgeben war. So kam unser Viehhof zu Stande, die letzte Anlage, welche wir vor Eintritt der nassen Jahreszeit im Freien machten.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Wir legen eine Küche an.

Bald brach die Regenzeit mit aller Macht herein. Tag und Nacht goß das Wasser in Strömen vom Himmel herab, als ob ein riesiges Wasserbecken sich über unsern Häuptern entleere. Don Manuel lenkte bei dieser Gelegenheit das Gespräch auf die große Wasserfluth, welche einst um der Bosheit der Menschen willen die ganze Erde überschwemmte, als „die Schleußen des Himmels sich öffneten und ein Regen über die Erde kam vierzig Tag und vierzig Nächte lang", so daß das ganze Menschengeschlecht bis auf Noe und seine Familie in den Fluthen ertrank.

„Dies beweist uns," sagte er, „in wie hohem Grade die Sünde den Zorn Gottes herausfordert, Der da will, daß der Mensch Ihm gehorche."

So verstand er es, während wir, mit Arbeiten aller Art beschäftigt, in der Höhle beisammen saßen, unsere Gespräche unvermerkt auf höhere Dinge zu lenken, gleich

dem Könige in der Fabel, der Alles, was er berührte, in Gold verwandelte.

Da der Regen uns zu Gefangenen machte, benutzten wir die Zeit, um unsere Felsenburg zu erweitern und zu einer bequemen Wohnung einzurichten, groß genug, um uns selbst und unsere Mundvorräthe zu bergen. Unsere erste Sorge war, eine Küche anzulegen; denn wenn wir auch nicht lebten, um zu essen, so mußten wir doch essen, um zu leben. Kein Raum unserer Behausung machte uns so viel Kopfbrechens als eben die Küche und zwar wegen des hier unentbehrlichen Schornsteines. Wir hatten mehrmals den Versuch gemacht, im Hauptgange ein Feuer anzuzünden; aber der sich im ganzen Keller verbreitende Rauch war so unerträglich, daß wir trotz des herabströmenden Regens die Flucht ergriffen. Wir machten nun einstweilen aus der Noth eine Tugend, indem wir unsere Fleischvorräthe, Schinken, Speck und einige mit unsern Pfeilen erlegte Vögel räucherten. Zu diesem Zwecke erbauten die Indianer, welche den Regen nicht scheuten, am Fuße des Felsens eine kleine, mit breiten Blättern bedeckte Hütte, die wir als Räucherhaus benutzten. So behalfen wir uns eine Zeitlang; aber auf die Dauer ging das nicht; wir bedurften einer Küche mit einem regelrechten Schornsteine, und zwar: erstens, um uns zu wärmen und die Feuchtigkeit aus unserer Höhle zu verbannen, falls der Regen nach und nach durchdringen sollte; zweitens, um unsere täglichen Mahlzeiten zu bereiten, und endlich drittens, um einen Backofen anzulegen; denn wir waren mittlerweile so wählerisch geworden, daß wir uns mit der Brodfrucht nicht mehr begnügen mochten; wir wollten wirkliches Brod haben.

Der Kamin unserer Küche mußte natürlich in's Freie münden; aber wir beschlossen, ihn wenigstens so anzulegen, daß er sich nach der dem Innern der Insel zugekehrten Seite des Felsens öffne, damit der Rauch nicht etwa Wilde herbeilocke, die vielleicht weniger friedlich gesinnt wären als unsere Gefährten. Damals ahnte ich nicht im entferntesten, welch glückliche Wendung unser Schicksal gerade in Folge des aufsteigendes Rauches nehmen sollte. Aber greifen wir den Ereignissen nicht vor.

Wir beschlossen, die Küche links vom Hauptgange und zwar am äußersten Ende unserer Höhle anzulegen, damit der Schein des Feuers uns nicht verrathe. Zuerst meißelten wir einen ungefähr fünf Fuß breiten Gang aus. Als die Männer, welche abwechselnd zu Zweien daran arbeiteten, etwa achtzehn Fuß weit in den Felsen eingedrungen waren, wandte sich der Eine rechts, der Andere links, um zu beiden Seiten des Ganges zunächst eine halbkreisförmige Passage auszuhauen, so daß sie am Ende des neuangelegten Raumes wieder zusammenstoßen mußten, was nach mehrwöchentlicher schwerer Arbeit auch geschah. Indessen hatte diese Anlage noch wenig Aehnlichkeit mit einer Küche; es war ein enger, kreisförmiger Gang mit einer breitern, geraden Passage in der Mitte, wie der Leser es aus der kunstlosen Zeichnung ersieht, die ich diesen Blättern beifüge.

Wir fingen nun an, die beiden zwischen den drei Gängen stehengebliebenen Felspartien bis auf zwei starke Säulen fortzumeißeln, welche bestimmt waren, die Decke der Küche zu stützen. Diese Arbeit ging verhältnißmäßig rasch von Statten. Denn erstens erlaubte der Raum, daß wir uns Alle gleichzeitig daran betheiligten und

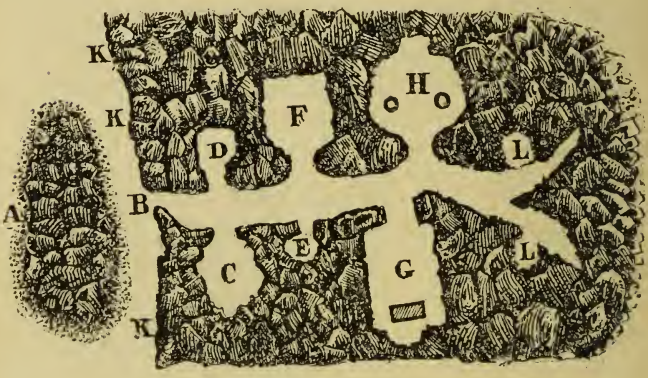
zweitens hatte Pounder auf einer Wanderung zum Austernlager eine Anzahl harter, scharfkantiger Steine gefunden, aus denen wir tauglichere Werkzeuge herstellten. Das schwierigste von Allem war, den Kamin anzulegen; aber unbeugsame Willenskraft wußte alle Hindernisse zu beseitigen. Nachdem wir uns aus zwei jungen Palmbäumen und einer Anzahl starker Ranken eine Leiter angefertigt, die bis zur Decke reichte, fingen wir an, aufwärts in den Felsen zu bohren. Um die Sache zu erleichtern, gaben wir dem Schornstein eine Weite von ungefähr drei Fuß im Geviert und legten im Innern eine Art Treppe von regelmäßig vorspringenden Stufen an; aber die unbequeme Stellung des Arbeiters, sowie die in dem engen Raume herrschende Hitze machten es trotzdem unmöglich, die jeweiligen Arbeitsschichten über eine Viertelstunde auszudehnen.

Wir hatten ungefähr eine Woche lang tapfer gemeißelt, als eines Tages der Flintenlauf, mit welchem wir vorzubohren pflegten, nach einem kräftigen Stoße Tom Harvey's, der gerade an der Reihe war, plötzlich der ganzen Länge nach durch die Decke fuhr. Feuchte Erde rollte durch die entstandene Oeffnung in Harvey's Mund und Augen, und ein frischer Luftzug blies in sein Gesicht. Im Nu war er unten, um uns die frohe Botschaft mitzutheilen; aber er hatte den Mund so voll Erde, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Deßhalb eilte Hilton in die Küche und verkündigte uns gleich darauf durch einen lauten Freudenschrei, daß das Werk vollbracht sei. Wir stürzten nun Alle herzu und sahen wirklich das Tageslicht gleich einem matten Sterne hoch oben zum Kamine hereinschimmern. Was jetzt noch zu thun blieb, war eine Kleinigkeit. Wir schickten Pounder

auf den Felsen hinauf, um die Mündung des Kamins von oben her zu erweitern, empfahlen ihm jedoch an, die Oeffnung nicht größer zu machen, als durchaus nothwendig sei, um dem Rauch einen freien Ausweg zu gestatten; auch trugen wir ihm auf, sie leicht mit Baumzweigen zu bedecken, theils um unsern Kamin vor menschlichen Augen zu verbergen, theils um zu verhüten, daß wilde Thiere uns auf diesem Wege einen Besuch abstatteten.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Der Ausbau der Felsenburg.



Grundriß der Felsenwohnung.

A. Der schiefstehende Felsen, der den Eingang verbirgt. B. Der Eingang. C. Die Vorrathskammer. D. Das Pulvergewölbe. E. Der Brunnen. F. Das Schlaf- und Arbeitszimmer. G. Die Kapelle mit dem Altar. H. Die Küche mit den zwei Pfeilern, zugleich Schlafzimmer der Indianer. KKK. Die Vorderseite des Felsens. LL. Zwei weiter in den Felsen hineinführende Gänge.

Während des kurzen Aufenthaltes auf der Insel hatten wir bereits durch eigene Erfahrung gelernt, daß der Mensch zur Arbeit geboren ist, und daß er selbst in der

Einsamkeit und inmitten des größten Ueberflusses dieser Bestimmung entsprechen muß, wenn er an Leib und Seele gesund bleiben will. Wir schafften also eine neue Ladung von scharfen Steinen und Bambusrohren herbei und fertigten einen Vorrath von starken Werkzeugen an. Dann begannen wir zu beiden Seiten des Hauptganges noch verschiedene Gemächer in ähnlicher Weise wie die Küche auszuhöhlen. Um hierbei nach einem regelrechten Plane zu Werke zu gehen, stellten wir vorab eine Liste der uns nöthigen Räume auf. Es waren folgende:

Erstens eine Kapelle, um daselbst unser gemeinsames Morgen- und Abendgebet, sowie unsere Privatandachten zu verrichten; denn wir hatten bereits die Gewohnheit angenommen, auch dann und wann unaufgefordert zu beten, und nicht selten traf ich den einen oder den andern meiner Gefährten in Andacht versunken im Walde auf den Knieen liegend an. In der Kapelle sollten ferner die religiösen Vorträge stattfinden, welche Don Manuel uns regelmäßig an allen Sonn- und Festtagen hielt, und später diente sie an den letztgenannten Tagen auch noch einem andern wichtigen Zwecke, von dem ich später reden will.

Zweitens eine Vorrathskammer, in der wir das geräucherte Fleisch, Früchte, Gemüse und andere Lebensmittel aufbewahren konnten. Um die verschiedenen Vorräthe besser auseinanderzuhalten, meißelten wir in diesem Gemache rings an den Wänden umher geräumige Nischen aus. Im Hintergrunde desselben brachten wir im Boden ein kellerartiges Gewölbe zur Unterbringung solcher Lebensmittel an, die kühl gehalten werden mußten, wie Kokosmilch und dergleichen.

Drittens ein kleines Gewölbe zur Aufbewahrung des Pulvers. Dieses lag der Vorrathskammer gegenüber und so weit als möglich von der Küche entfernt. Unser Pulvervorrath war allerdings auf eine Handvoll zusammengeschmolzen; aber er konnte bei einem etwaigen feindlichen Angriffe dennoch unsere Rettung sein.

Viertens eine geräumige Werkstätte für solche Arbeiten, welche viel Platz erforderten und mithin den Hauptgang zu sehr versperrt hätten. Uebrigens konnten wir diesen Raum strenggenommen entbehren, weßhalb er auch auf unserer Liste die letzte Stelle einnahm.

Fünftens ein oder zwei Schlafzimmer für uns und ein anderes für die drei Indianer.

Es war uns einmal der Gedanke gekommen, auch einen Stall zur Unterbringung unserer Heerde im Innern des Felsens anzulegen; aber unsere sonstigen Arbeiten nahmen so viele Zeit in Anspruch, daß wir diesen Plan aufgeben mußten. Uebrigens gediehen unsere Schweine ganz vortrefflich in ihrem grünen Gehege, und von Raubthieren wurden sie fast nie bedroht. Nur ein oder zwei Mal stieß ein Seeadler auf unsere Heerde nieder und trug eines der jungen Ferkel in seinen Klauen davon; aber dieser Verlust war leicht zu verschmerzen; denn unser Viehstand hatte sich schnell vermehrt, so daß wir nach Ablauf der Regenzeit nicht mehr auf die Jagd zu gehen brauchten und unsere täglichen Schießübungen nur noch fortsetzten, um in der Gewohnheit zu bleiben oder hie und da einen besondern Leckerbissen, zum Beispiel einen wilden Truthahn oder dergleichen zu erbeuten.

Kehren wir jedoch zu unserer Felsenhöhle zurück. Nachdem wir Zahl und Reihenfolge der anzulegenden

Räume festgestellt, ging's fröhlich an die Arbeit. Wir waren meist junge, rüstige Burschen und hatten an der Ausführung des entworfenen Planes Alle ein gleich großes Interesse. So kam es, daß wir in verhältnißmäßig kurzer Zeit den Ausbau unserer Felsenwohnung zu Stande brachten. Die Leitung der Arbeiten besorgte Don Manuel; doch war er weit entfernt, uns in kleinlicher Weise seine Ansichten aufdrängen zu wollen; im Gegentheil, hatten wir ihm einen praktischen Vorschlag zu machen, so ging er stets mit der größten Bereitwilligkeit darauf ein.

Jetzt noch einige Worte über unsere Kapelle. Sie war der größte von allen zu beiden Seiten des mittleren Corridors befindlichen Räumen und erhielt ausnahmsweise ein Gewölbe so hoch, wie wir es nur anzulegen vermochten. Da wir vor der Hand Zeit genug hatten, setzten wir unsern Stolz darein, dasselbe so glatt als möglich zu behauen. Die Wände bekleideten wir mit einem Bewurfe von Thon, den wir mit einer Art flüssigen Harzes, das hier und da aus den Stämmen der Gummibäume hervorquoll, gehörig angemengt hatten. Die Hauptsorgfalt verwendeten wir jedoch auf die Chorseite der Kapelle. Hier meißelten wir eine halbkreisförmige Nische aus, die ein besonderes Gewölbe erhielt. Vor dieser Nische ließen wir einen großen Felsblock stehen, der später nach Don Manuels Anweisung behauen und zu einem Altare umgeschaffen wurde.

Nicht zufrieden, die Chorseite gleich den übrigen Wänden mit Thon beworfen und gehörig geglättet zu haben, wollten wir sie auch bemalen. Der Saft einer im Walde wachsenden Beere lieferte uns eine schöne hell-

rothe Farbe; ferner brachten uns die Indianer eine dem Ocker ähnliche gelblich-braune Erde, die beim Brennen einen dunkeln Ton annahm und mithin zwei Farben vertrat. Dazu kam noch ein schwärzlicher Thon oder ein aus verwitterten Blättern bereitetes Dunkelbraun. Mit diesen fünf Farben, die in Gummi aufgelöst wurden, bemalten wir sodann die gelblich-weißen Wandflächen der Chorseite, so gut wir konnten, mit Bäumen, Blumen und Thiergestalten. Die Anleitung hierzu gab uns wiederum Don Manuel, der sich selbst als ein tüchtiger Künstler erwies, indem er an die hinter dem Altare befindliche Wand eine Kreuzigungsscene malte, welche trotz der geringen Mittel, über die er verfügte, durchaus nicht übel war. Kurz, die Decoration unserer unterirdischen Kapelle fiel nach den Umständen prächtig aus, und wenn wir das kleine Heiligthum Sonntags mit einer Anzahl Oelnußkerzen erleuchtet hatten, bot es bei all' seiner Bescheidenheit einen eigenthümlich feierlichen Anblick dar.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Was wir eher hätten wissen sollen.

Die Abende brachten wir, wie sonst im Freien, jetzt in unserer Felsenbehausung am Feuer sitzend zu; aber wir waren dabei keineswegs müßig. Wir wußten kaum, was es heißt, die Hände in den Schooß legen, und fanden die Zeit niemals lang. An Licht fehlte es uns nicht; denn außer den Oelnußkerzen, mit denen wir uns vor Eintritt der Regenzeit reichlich versahen, hatten wir noch

eine Anzahl Thonlampen angefertigt, deren baumwollene Dochte wir mit Fischthran oder Schweinefett tränkten. Trockenes Holz besaßen wir gleichfalls in Ueberfluß, so daß wir stets ein lustiges Feuer unterhalten konnten. Kurzum, unsere Felsenküche war an den langen Winterabenden ein recht heiterer und gemüthlicher Aufenthaltsort.

Wenn schon die Hände sich lustig rührten, so blieben die Zungen doch auch nicht müßig. Während wir Pfeile schnitzten, die Bogen mit neuen Sehnen bespannten, Matten flochten, Baumwolle spannen, Messer und Steinäxte schliffen, plauderten wir gleichzeitig miteinander und zwar mit jener Ungezwungenheit, welche aus gegenseitigem Vertrauen und brüderlicher Zuneigung entspringt.

Don Manuel war die Seele dieser Unterhaltungen, und seine Gegenwart reichte hin, allen Trübsinn zu verscheuchen. Bald erzählte er uns kleine Abenteuer, die er selbst in Spanien oder auf seinen Reisen erlebt; bald unterhielt er uns mit lehrreichen Begebenheiten aus dem Leben Anderer. An mehreren Abenden theilte er uns auf unsere vereinten Bitten den einen oder andern Abschnitt aus seiner eigenen Geschichte mit, und er that dies in einer so schlichten, anspruchslosen Weise, daß wir nie müde wurden, ihm zuzuhören. Offenbar hatte er Vieles erlebt und manche Gefahren bestanden, und die Matrosen, welche die Mühen und Beschwerden eines wechselvollen Daseins aus Erfahrung kannten, weil entweder ihr unstäter Geist oder die Nothwendigkeit, ihr Brod zu verdienen, sie in die Fremde hinausgetrieben, konnten sich nicht genug darüber wundern, daß ein geborener Edelmann — denn das war Don Manuel unstreitig, obschon er es nie sagte — und dazu ein Gelehrter, der die

Neigungen und die verfeinerten Gewohnheiten der vornehmen Welt haben mußte, aus Liebe zu Gott und seinem Nächsten den gefährlichsten Abenteuern sich preisgab. Kurz, unsere Abendunterhaltungen stifteten oft mehr Gutes als die schönste Predigt.

Wenn der Inhalt des Gesprächs ein unwichtiger war, so wußte Don Manuel ihm unvermerkt eine höhere Wendung zu geben, so daß es schließlich doch mit irgend einem religiösen Gegenstand endigte, und dabei trug er stets Sorge, daß sowohl die Indianer als wir Andern Nutzen daraus ziehen konnten. An den Abenden übten wir uns auch in der Sprache der Wilden, und diese erlernten gleichzeitig die unsrige; und so verständigten wir uns in einer Art Mischsprache, die aus englischen und toonatinookaischen Wörtern bestand. Ich gewöhnte mich so sehr an dieses Kauderwelsch, daß es mir später, als ich nach England zurückgekehrt war, schwer fiel, es abzulegen, und meine Freunde oft scherzend sagten, ich sei ein nur halbcivilisirter Wilder. Namentlich bediente ich mich oft, ohne es selbst zu wissen, des Ausrufes: Oora, oora! wodurch die Indianer ihre Freude und Bewunderung an den Tag legten, sowie des Wortes: Fabanna, ich danke, und dergleichen.

Unsere Unwissenheit in religiösen Dingen war so groß, daß das, was Don Manuel den Indianern erklärte, auch uns zur Belehrung diente. In engherzigen Vorurtheilen gegen die katholische Kirche und ihre Priester aufgewachsen, überwachte ich Anfangs mißtrauisch jedes Wort, das er sagte, um den Scheidepunkt zu entdecken, wo das Christenthum ende und die Papisterei beginne. Freilich hatte ich Don Manuel wegen seiner vielen Tu-

genden schätzen und lieben gelernt; „aber," sagte ich zu mir selbst, „führen die Fakirs bei den Hindus nicht auch ein strenges Leben, und sind die Quäker nicht ebenso gutherzige als mildthätige Menschen?"

Eines Abends, als er wieder einen Punkt der katholischen Glaubenslehre berührte, konnte ich nicht umhin, ihn daran zu erinnern, daß wir Protestanten seien.

„Wie, mein Freund," fragte er ganz erstaunt, und zwar in spanischer Sprache, damit die Indianer nicht merken sollten, daß eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns herrsche, „glauben Sie das denn nicht gerade so gut als wir? Sie wissen," fügte er in sanfterem Tone hinzu, „wie weit entfernt ich bin, Sie betrüben zu wollen; aber wer das nicht glaubt, ist ja eigentlich gar kein . . ." Er hielt plötzlich inne, als ob er nicht wisse, wie er den angefangenen Satz vollenden solle.

„Kein Katholik, wollen Sie ohne Zweifel sagen," versetzte ich.

„Lassen wir die Sache einstweilen auf sich beruhen," antwortete er.

„Oder vielleicht kein römischer Katholik?" fragte ich von Neuem; denn ich war neugierig, zu erfahren, was er eigentlich hatte sagen wollen.

„Das war es nicht, was ich auf der Zunge hatte," erwiderte er lächelnd. „Uebrigens gibt es keinen Katholiken, der nicht auch ein römischer Katholik wäre, ebensowenig wie es einen Kreis ohne Mittelpunkt gibt; aber ich fürchte, Sie zu beleidigen oder zu betrüben, wenn ich meinen Satz vollende. Wir wollen ein anderes Mal darauf zurückkommen."

„Fürchten Sie Nichts, Señor, Sie werden mich nicht

beleidigen, und mir liegt sehr viel daran, zu wissen, was Sie sagen wollten. Der, welcher die Jungfrau Maria nicht als die Mutter Gottes verehrt, ist kein . . . Nun, was ist er denn nicht?"

„Ich gebe gern zu," sagte er zögernd, „daß seine Erziehung, die irrigen Traditionen seiner Väter, ihn in vielen Fällen entschuldigen, daß sein Leben vielleicht besser ist, als seine religiösen Grundsätze es vermuthen lassen, und am Ende ist er sogar bereit, die Wahrheit anzunehmen, wenn er nur Gelegenheit hätte, sie kennen zu lernen. Alles dies kann, wie gesagt, für ihn sprechen."

„Nun gut, ich gebe das zu! Aber was ist er denn nicht? wenn ich bitten darf."

„Er ist im Grunde genommen kein Christ, Señor Owen, das heißt, kein Jünger Jesu Christi!"

Der Priester sprach diese Worte in schmerzlichem Tone aus; aber ich beachtete in diesem Augenblicke nur deren Sinn, und es war mir zu Muthe, als hätte ich unverhofft einen niederschmetternden Schlag erhalten.

Don Manuel bemerkte dies und fügte daher liebevoll hinzu: „Kommen Sie, mein Freund, wir wollen einmal sehen, was unsere Indianer von der Sache halten; die sind von Vorurtheilen frei. Geben Sie Acht, welchen Eindruck die betreffenden Wahrheiten auf ein schlichtes Gemüth machen, das vor wenigen Tagen noch Nichts vom christlichen Glauben wußte, und dann vergleichen Sie das Urtheil dieser Naturkinder mit dem, was Ihnen gelehrt worden ist."

Bei diesen Worten faßte er mich väterlich bei der Hand und wandte sich an die Indianer.

Fünfzigstes Kapitel.

Ein anderes Blatt aus dem Katechismus.

Don Manuel: „Liebe Kinder, wir werden euch nun bald zu Christen machen und euch statt eurer heidnischen christliche Namen geben. Was bedeutet dein Name in deiner Muttersprache, Toefa-oloo?"

Ich muß hier bemerken, daß Don Manuel es durch anhaltenden Fleiß inzwischen so weit gebracht hatte, die Sprache der Wilden nicht nur zu verstehen, sondern auch ziemlich zu sprechen. Er hatte bei Erlernung derselben zunächst das Wohl der Indianer im Auge, verfolgte aber, wie der Leser im Verlaufe dieser Geschichte erfahren wird, gleichzeitig noch einen andern Zweck.

Toefa-oloo: „Tadoone (dies heißt in der Sprache der Indianer soviel als Vater — der Priester hatte nämlich den Wunsch ausgesprochen, daß wir ihn so nennen möchten), Tadoone, Toefa-oloo soviel als ‚großer Affe' heißen."

Die Männer brachen in ein schallendes Gelächter aus, und die Wilden lachten zur Gesellschaft mit.

Don Manuel (gleichfalls lächelnd): „Warte, wir werden einen bessern Namen für dich finden. Was habe ich dir gesagt, was du sein würdest, wenn das heilige Wasser über dich ausgegossen ist?"

Toefa: „Dann ich Mark werden, Tadoone."

Don Manuel: „Ja, ja, so wirst du dann heißen. Aber weßhalb werde ich dir diesen Namen geben?"

Toefa: „Wegen ein groß, heilig Mann, der so thun in ein groß, heilig Buch." (Hierbei bewegte er die Hand, als ob er schriebe.)

Don Manuel: „Und was hat er in das Buch geschrieben?"

Toefa: „Er aufschreiben in Buch viel, was groß, groß, groß, heilig Gott Er sagen und thun und hooroo, hooroo." (Er kannte das Wort „leiden" noch nicht und bediente sich deßhalb des entsprechenden Ausdruckes seiner Muttersprache.)

Don Manuel: „Und was litt Er denn?"

Toefa: „Viel, viel. Böse Männer Ihn fangen, binden, schlagen — schlagen." Dann fuhr er in seiner Muttersprache fort: „Die bösen Männer schleppten Ihn auf einen Berg, legten zwei Bäume auf den Boden, den einen quer über den andern, warfen Ihn darauf, schlugen große Nägel, länger als Haifischzähne, mitten durch Seine zarten Hände und Füße, richteten dann die Bäume auf und ließen Ihn daran, bis Er vor Schmerzen starb."

Don Manuel: „Ja, alles Das hat Er gelitten und noch viel mehr. Aber wer war es denn, der so litt?"

Toefa (das Haupt neigend): „Groß, groß, groß, viel heilig Gott."

Don Manuel: „Und welches ist Sein Name?"

Toefa (sich auf's Neue verneigend und das heilige Kreuzzeichen auf Stirne und Brust machend): „Otooma-Tehe, Jesus Christus."

Otooma-Tehe war ein Wort, das Mark selbst erfunden hatte, um den christlichen Gottesbegriff auszudrücken, im Gegensatze zu Henatanoo, das einen Götzen bezeichnet. Otooma-Tehe ist aus drei Wörtern zusammengesetzt, nämlich aus: Oteo (ein), Tooma (Herr) und Etehe (Geist). Und Mark war auf die Erfindung des neuen Wortes nicht wenig stolz. Oft sang er es

bei der Arbeit vergnügt vor sich hin, als ob er sich freue, statt seiner falschen Götzen jetzt den einen, wahren Gott gefunden zu haben. Kehren wir jedoch zu unserer Unterhaltung zurück.

Don Manuel: „Konnte denn Otooma-Tehe nicht Alles thun, was Er wollte?"

Toefa: „O ja, o ja; Alles, Alles, Tadoone."

Don Manuel: „Also mehr als Paowanga, mehr als Havaeoeekee?"

Der Greis schaute verwundert zu dem Priester auf, und als er ihn lächeln sah, lachte er gleichfalls und klatschte in die Hände; dann spie er zweimal in's Feuer, um seine Verachtung gegen seine früheren Götter an den Tag zu legen, und rief dabei in sehr entschiedenem Tone: „Udan, Paowanga er nicht gut; udan, Havaeoeekee er nicht gut!"

Hierauf begannen die andern Indianer gleichfalls in's Feuer zu speien und aus Leibeskräften zu rufen: „Eaha-noué (sehr viele) — sie meinten damit alle übrigen Götter zusammengenommen — er, er, er nicht gut! Eaha-noué er, er, er nicht gut!" so daß die ganze Felsenburg von ihrem Geschrei wiederhallte.

Dieser Lärm weckte unsern Possenreißer Gill, der über der Unterhaltung mit den Indianern eingenickt war, aus dem Schlummer, und als er sah, was vor sich ging, und hörte, um was es sich handle, brach er in ein schallendes Gelächter aus, in das wir Andern sämmtlich einstimmten. Als sich die Fröhlichkeit etwas gelegt hatte, fuhr Don Manuel fort.

Don Manuel: „Es ist jetzt genug, Kinder. Wir sagten also, daß Gott Alles thun kann, was Er will,

weil Er allmächtig ist. Aber warum ließ Er sich denn von jenen bösen Menschen gefangen nehmen, peinigen und tödten?"

Toefa: Oh, Tadoone, Er Sein Selbst geben, um Toefa glücklich machen und Rer-mimebolamba glücklich machen und Poula-faihé und Eaha-noué in Toonatinooka glücklich machen; Alle glücklich, viel glücklich, lange glücklich, lange, lange!"

Don Manuel: „Und die weißen Männer auch?"

Der alte Mark schien nicht zu wissen, was er antworten sollte; denn er betrachtete uns als eine Art höherer Wesen, etwa wie wir die Engel, und mochte wohl glauben, daß wir nicht erlöst zu werden brauchten. Er blieb daher eine Weile schweigend sitzen, schüttelte den Kopf und ließ seinen Blick von Einem zum Andern schweifen.

„Nun, alter Bursche," rief Harry Gill zuletzt, „es scheint, du wünschest nicht, daß wir auch glücklich werden?"

„Oh, oh," gab Mark zur Antwort, „Toefa denken, weiß' Sä's viel glücklich, viel; weiß' Sä's glücklich in ein Platz; braun' Mann glücklich in ein ander Platz. Braun' Mann hier; weiß' Sä's hier" (dabei streckte er beide Arme nach entgegengesetzter Richtung aus).

„Nein, nein, mein Sohn!" rief der Priester. „Es gibt nur einen Himmel, wie es nur einen Gott gibt. Möchten wir dereinst uns Alle dort wiederfinden!"

„Oora, oora!" (sehr gut, sehr gut) riefen die Indianer wie aus einem Munde und nickten dabei unermüdlich mit dem Kopfe.

Ich erinnerte Don Manuel, daß er mir den versprochenen Beweis noch nicht geliefert habe.

„Ganz recht," entgegnete er und wandte sich von Neuem an Toefa-ploo.

Don Manuel: „Sage uns, Toefa, wie konnte Jesus Christus sterben, da Er doch Gott und allmächtig war?"

Toefa: „Otooma-Tehe Er nicht sterben, nicht sterben; aber Etoee (ihr Wort für Mensch), ja, er wohl sterben. Otooma-Tehe er Etoee werden; so Otooma-Tehe und Etoee eins werden, dann Er sterben."

Don Manuel: „Gut, Gott wurde also Mensch, damit Er für uns sterben konnte, und Er ist Beides, Gott und Mensch in einer Person. Aber wie wurde Otooma-Tehe Mensch?"

Toefa: „Oh, Otooma-Tehe Er ein viel heilig Jungfrau machen. Er dies Jungfrau wählen und lieben machen Alles, was Otooma-Tehe lieben. Er ein viel groß matangeeva (Schild) über heilig Jungfrau halten." (Er wollte damit sagen, daß die allerseligste Jungfrau durch einen besondern Schutz Gottes vor jeder Sünde und vor den Nachstellungen des bösen Feindes bewahrt geblieben sei.) „Dann Otooma-Tehe kommen und Kind von heilig Jungfrau werden."

Don Manuel: „Und wie hieß diese Jungfrau?"

Toefa (wiederum den Kopf neigend): „Maria Theotokos."

Don Manuel: „Ganz recht, und das heißt Gottesmutter. Aber warum nennen wir sie so?"

Mark schien diese Frage nicht zu verstehen; er sah Don Manuel betroffen an.

„Sie sehen," sagte der Priester, sich in spanischer Sprache an mich wendend, „die Sache scheint ihm so selbstverständlich, daß meine Frage ihn befremdet, und er

nicht weiß, was er antworten soll. Nun, Toesa, wessen Mutter ist Maria?"

Toesa: „Maria, oh, sie Mutter von Otooma-Tehe. Oora, oora, Tadoone."

„Was wollen Sie noch mehr, mein Freund?" fragte mich Don Manuel in spanischer Sprache. „Maria ist die Mutter unseres Herrn; Er ist Gott und Mensch in einer Person. Alles, was vorgeht mit Seiner menschlichen Natur, betrifft auch Seine göttliche Person, weil beide unzertrennlich mit einander vereinigt sind. Maria ist also in Wahrheit die Mutter Gottes. Wer dieses nicht glaubt, glaubt nicht, daß Er Gott und Mensch in einer Person ist; dies aber ist der Fundamentalsatz des christlichen Glaubens. Wer also läugnet, daß Maria die Mutter Gottes ist, der läugnet den christlichen Glauben."

Er sah, daß ich noch nicht befriedigt war.

„Nun gut," sagte er, „ich will Toesa veranlassen, sich noch näher zu erklären. John Pounder und Samuel, zündet die Kerzen in der Kapelle an; wir werden sogleich zum Gebete kommen. Und du, Toesa, gib Acht! Womit bedecktest du im Kampfe dein Gesicht, um deinen Feinden furchtbar zu erscheinen?"

„Mit einer Maske von rothen Federn," erwiderte er in seiner Muttersprache.

Don Manuel: „Diese verbarg dein Gesicht; aber du warst hinter ihr, nicht wahr?"

Toesa lachend: „O ja, o ja!"

Don Manuel: „Sage mir jetzt, ist Gott in dieser Weise Mensch geworden? Verbarg Er Sich gleichsam hinter der menschlichen Natur?"

Toefa: „Nein, nein, er wurde wirklicher Menſch, um uns zu erlöſen.“

Don Manuel: „Gerade ſo ein Menſch, wie du und ich?“

Toefa: „Ja, aber ganz heilig, ganz rein.“

Don Manuel: „War Er jetzt weniger Gott als zuvor?“

Toefa: „Wahrer Gott und wahrer Menſch in einer Perſon.“

Don Manuel: „Weſſen Mutter war alſo die allerſeligſte Jungfrau?“

Toefa: „Weſſen Mutter ſie war? Oh, Tadoone, willſt du mich für irgend einen Fehler ſtrafen? — Sie war die Mutter Gottes.“

Don Manuel: „Jetzt iſt's genug. Weckt die Schläfer; wir gehen zum Abendgebete.“

Nach dem Gebete übte Don Manuel mit den Indianern noch ein Morgenlied ein, welches er ſelbſt für ſie componirt hatte, und das ſie am andern Tage, der ein Feſttag war, in der Kapelle ſingen ſollten. Es ging nach einer ihrer indianiſchen Weiſen und machte einen ſeltſam feierlichen Eindruck. Die Worte lauteten folgendermaßen:

„Goole majeela a bo tahapai,
Kowya reea teëgarochee;

Taharo ēlan eroo mata hai,
Mâte ka waia tohooda tahe.

Shaïngalā tiri laine moaffa,
Jesus aüne ta hā lenehoo;

Teema Tadoon' Etehēti nar' affa,
Faida Maria pakulla ta moo.“

„Wenn die ersten Sonnenstrahlen auf die Wipfel unserer Kokospalmen scheinen,
Dann woll'n wir uns erheben und Ihn anbeten, der uns das Leben erhielt:
Den Reinen, den Gütigen, der Sein Wohlgefallen hat an gehorsamen Kindern,
Der an den zwei Stämmen (Kreuz) uns Seine Liebe bewies.
Er, der Erlöser, begehrt bittend unsre Herzen;
Sein dreimal heiliger Name ist Jesus, der geboren ward und starb.
Laßt uns Ihn lieben, wie auch den Vater und den heiligen Geist
Und nächst Ihnen auch Maria, unsere Mutter."

Einundfünfzigstes Kapitel.

Der Frühling.

Unter diesen und ähnlichen Beschäftigungen verstrich die Regenzeit, und der Frühling überraschte uns, bevor wir unsere Arbeiten im Innern der Höhle beendet hatten. Fröhlich wie Noe, als er mit seiner Familie aus der Arche trat, verließen wir an einem herrlichen Frühlingsmorgen unsere Felsenburg. Welch ein Genuß, nach langer Gefangenschaft jetzt wieder im Freien umherzustreifen! Wir athmeten mit wahrer Lust den Duft der Blüthen und des jungen Grüns und pflückten, Kindern gleich, prächtige Blumensträuße, während die Vögel von allen Zweigen herab das Lob des Schöpfers sangen. Die ganze Natur schien zu neuem Leben erwacht und entfaltete den Reichthum ihrer Vegetation mit der Kraftfülle des tropischen Frühlings.

„Wenn schon der wiederkehrende Frühling uns hier, im Lande der Verbannung, mit solcher Freude und gleich-

sam mit neuem Leben erfüllt," sagte Don Manuel, „was wird es dann erst im Paradiese sein, wo Alles Liebe athmet und Kummer und Schmerz für immer ein Ende haben!"

Unsere erste Sorge mußte sein, das Gehege unseres Viehhofes auszubessern, das vom Sturm und Regen stark mitgenommen war. Dann verdichteten wir die Pflanzungen, welche den Eingang zu unserer Höhle verbargen, und legten neue Irrgänge mit Fallgruben an. Die meisten der Gruben waren so angebracht, daß wir sie von der über unserm Keller befindlichen Felswand überwachen und bei einem etwaigen Angriffe unsere Pfeile auf den Feind abschießen konnten, ohne selbst gesehen zu werden. Nachdem wir unsere Burg auf diese Weise fast unzugänglich gemacht hatten, entschlossen wir uns, einen zweiten Eingang zu der Höhle anzulegen, damit wir dieselbe auch von Westen her erreichen könnten und im Falle einer Erstürmung des Hauptthores einen Ausweg zur Flucht hätten. Zu dem Ende bohrten wir von Außen in gerader Richtung in den Felsen hinein, und zwar so, daß wir nach unserer Berechnung in die Hauptpassage gelangen mußten; statt dessen stießen wir aber durch das Gewölbe der Kapelle, glücklicherweise jedoch an der dem Altare entgegengesetzten Seite. Wir benutzten diesen Eingang in der Folge nur, um solche Gegenstände, welche wir nicht durch das Loch in der Felswand ziehen konnten, in unsere Wohnung zu schaffen.

Schon während der Regenzeit hatten wir in unsern Mußestunden den Versuch gemacht, aus dem Baste verschiedener Bäume Netze zum Fischfange anzufertigen. Auch bei diesem Geschäfte legten die Indianer eine große Ge-

schicklichkeit an den Tag, so daß wir es ihnen bald ganz überließen; vorzugsweise dem alten Mark, der für schwere Arbeiten nicht mehr tauglich war. Dieser erzählte uns eines Tages, daß man in Toonati-nooka eine Art Zug- oder Schleppnetze mache, mit denen man besonders zur Laichzeit eine Menge Fische in den Buchten der Insel finge. „Zuweilen wagen sich meine Landsleute in den Canoes auch auf die hohe See hinaus," sagte er, „dann sind sie aber stets bewaffnet, um sich gegen die Fischer von Hai-vavaoo zu vertheidigen, welche ihnen die Fischerei streitig machen wollen. Oft kommen sie wie die Piraten in die Buchten von Toonati-nooka und führen nach blutigem Gemetzel nicht nur unsere Netze sammt den Fischen, sondern auch alle Strandbewohner, deren sie habhaft werden können, mit sich fort."

Der Fischfang war auch die Ursache oder wenigstens der Vorwand der beständigen Kriege zwischen den Wilden beider Inseln. Mark erzählte uns, daß zu seinen Lebzeiten schon mehrere feierliche Friedensschlüsse zu Stande gekommen seien, und beschrieb uns die dabei üblichen Ceremonien. Es versammeln sich die Häuptlinge beider Stämme sammt den Priestern desjenigen, auf dessen Gebiet der Vertrag abgeschlossen wird, wofern es nicht draußen auf dem Meere geschieht. Nachdem man Paowanga, den Gott des Krieges, angerufen, tödtet man eine Ziege, und jede der beiden Parteien trinkt unter verschiedenen Ceremonien von dem frischen Blute. Ein in solcher Weise abgeschlossener Vertrag wird als heilig angesehen; doch hindert dies nicht, daß man ihn bei der ersten besten Veranlassung bricht.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Land und Meer.

Um auf die Netze zurückzukommen, so erzählten uns die Indianer, daß man dieselben auf ihrer Insel weit stärker und biegsamer herzustellen wisse, indem man die Haare im Kriege erschlagener Feinde dazu verwende; denn es sei nicht Sitte, diejenigen, deren man habhaft werden könne, zu schonen; sie würden vielmehr Alle ohne Ausnahme scalpirt, und nachdem man ihnen den Schädel mit einer Keule zerschmettert, dem Kriegsgotte Paowanga geopfert. Unsere drei Wilden erboten sich auch, ihre Haare zu Netzen für uns herzugeben. Die Männer von Toonati-nooka pflegen nämlich das Haar sehr lang zu tragen; nie darf ein Scheermesser dasselbe berühren. Sie flechten es vielmehr oben auf dem Kopfe zusammen und befestigen es mit einer knöchernen Nadel. Wir lehnten ihr Anerbieten dankend ab. Hierbei kam die Rede zufällig auf die Nadeln, und wir erkundigten uns, aus welchen Knochen dieselben angefertigt seien. Als Don Manuel hörte, daß man sie aus den Armknochen der Feinde mache, befahl er den Wilden, diese Trophäen abzulegen, worauf er sie eigenhändig im Walde begrub. Dann suchte er unsern Gästen begreiflich zu machen, wie barbarisch es sei, sich eines solchen Schmuckes zu bedienen, und in wie hohem Grade ein solcher Gebrauch der Liebe widerstrebe, welche wir gegen Lebende und Todte hegen sollen.

Man sah, daß die Indianer sich der Nadeln sehr ungern und nur aus Ehrfurcht vor Don Manuel entäußerten. Sie sagten uns, daß es in ihrem Lande eine Schande sei, wenn ein Mann, der im Kriege gewesen,

sich ohne Armknochen in seinem Haare zeige; denn man betrachte dies als einen Beweis seiner Feigheit.

Ich suchte sie für ihren Verlust zu entschädigen, indem ich mein buntfarbiges Halstuch in der Mitte durchriß und jedem der beiden Männer die Hälfte davon gab. Samuel war noch nicht im Kriege gewesen und konnte mithin auch keinen Anspruch auf einen Knochen machen. Mark und Pounder waren nicht wenig stolz auf ihren neuen Kopfputz und trugen ihn so lange, bis die Farben von der Sonne und dem Regen gänzlich verblichen waren. Dann entschlossen sie sich, ihre Haare kurz abzuschneiden, wie wir Andern, was ihnen ein weit christlicheres und civilisirteres Aussehen gab.

Wir hatten während der Regenzeit drei große Netze angefertigt, und als der Frühling kam, fingen wir in der Haifischbucht und deren Umgebung eine solche Menge Fische, daß wir fast nicht wußten, was wir damit beginnen sollten. Manche davon waren alte Bekannte, wie Häringe, Makrelen u. s. w.; andere sahen wir hier zum ersten Male, weil sie ausschließlich der heißen Zone angehören. Die Menge der Fische, die wir mit unsern Schleppnetzen an's Land zogen, war so groß, daß wir sie am Strande selbst räuchern und einsalzen mußten. Bei diesem Geschäfte leisteten uns die Indianer wiederum vortreffliche Dienste, indem sie uns diejenigen Fische bezeichneten, welche giftig oder wenigstens ungesund waren.

Der kleinern Brut folgten ganze Schaaren größerer Seethiere, als: Boniten, Thunfische, Seehunde und zur Fluthzeit auch unsere alten Freunde, die Haifische. Mehrere der erstern erlegten wir mit Pfeilen; aber den Haifischen konnten wir auf diese Weise nicht beikommen, weil

ihre Haut zu dick ist, und Pulver und Blei wollten wir nicht an ihnen verschwenden; deßhalb warteten wir die Ebbe ab, bei der zuweilen einer im Sande stecken blieb, so daß wir ihn mit unsern Speeren vollends tödten und vermittelst starker Seile an's Land ziehen konnten, um uns auf's Neue mit Fleisch, Oel und Knochen zu versehen. Wir erbeuteten im Ganzen neun bis zehn der größern Fische, obschon es uns ein Leichtes gewesen wäre, ebenso viele Dutzende zu erlegen.

Ich habe noch einer Beschäftigung zu erwähnen, welche Don Manuel sich selbst vorbehielt. Als Arbeit hatte sie wenig zu bedeuten; doch konnte ihr Erfolg für uns von der größten Wichtigkeit werden: ich meine die Aussaat unserer Weizenkörner. Es waren deren im Ganzen drei; denn ich hatte nachträglich noch zwei in meiner Tasche gefunden. Don Manuel erbat sich dieselben als seinen Antheil an unserer Habe aus, mit dem Versprechen, uns, wenn Alles gut ginge, in einigen Jahren mit Weißbrod zu tractiren; doch müsse er zuerst zurücklegen, was für den Altar erforderlich sei, im Falle wir je das Glück hätten, die heilige Messe feiern zu können. Wir überließen ihm die Körner mit Freuden. Er pflanzte sie einzeln an einem geschützten, der Mittagssonne ausgesetzten Plätzchen, nachdem er das für sie bestimmte Erdreich sorgfältig umgegraben und mit verwitterten Blättern und Abfällen von den Fischen gedüngt hatte, und es war, als ob Gottes Segen auf seiner Arbeit ruhte; denn die Halme wuchsen kräftig empor und trugen Aehren so voll und schwer, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte. Er sammelte die Körner sorgfältig für die nächste Aussaat, pflanzte sie dann in derselben Weise und erhielt eine noch

reichere Ernte. Dann aber traten Ereignisse ein, die seiner Thätigkeit ein anderes Feld eröffneten und überhaupt einen vollständigen Umschwung in unsern Lebensverhältnissen herbeiführten.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Es bereitet sich eine große Veränderung vor.

Ich habe nicht die Absicht, dem Leser weitläufig zu erzählen, wie und weßhalb ich endlich zu dem Entschlusse kam, zur katholischen Kirche überzutreten; nur bemerke ich zu Don Manuels und meiner eigenen Rechtfertigung, daß ich diesen wichtigen Schritt keineswegs unüberlegt und voreilig that.

Don Manuel behauptete, daß Uebereilung bei der Entscheidung einer so wichtigen Frage kaum weniger strafbar sei, als vorsätzliches Widerstreben gegen die erkannte Wahrheit. „Von dem Entschlusse, den Sie zu fassen im Begriffe stehen," sagte er, „hängt Ihre ganze Ewigkeit ab, und dabei leichtsinnig zu verfahren, hieße sich gegen die Hochachtung versündigen, welche man der Wahrheit schuldet. Kein vernünftiger Mensch unternimmt ein auch nur einigermaßen wichtiges Geschäft, ohne dessen Ursachen und Folgen gehörig zu erwägen."

Ich beschloß daher, mit Vorsicht zu Werke zu gehen, wie der Schiffer es thut, wenn er unbekannte Meere befährt, und ich kann meinem Freunde nie genug für seine weisen Rathschläge danken; denn durch die Befolgung derselben gewann ich ein festes Fundament und blieb auch in Zukunft vor Unruhe und Zweifeln bewahrt.

Don Manuel wußte alle meine vorgefaßten Meinungen zu widerlegen und stellte die Lehren der katholischen Kirche in ein so helles Licht, daß ich vernünftigerweise Nichts mehr einzuwenden vermochte. Aber nicht zufrieden mit dieser natürlichen Erkenntniß der Wahrheit, verlangte er außerdem, daß ich sie glaube.

„Die Religion ist eine Botschaft Gottes an die Menschen," sagte er; „durch sie will der Herr uns Sein Wesen und Seinen Willen offenbaren, und hat der Mensch diese Botschaft einmal als wahr erkannt, so muß er sie annehmen, gleichviel, ob er sie begreift oder nicht; denn wir sind Schüler und nicht Richter oder Kritiker. Daß jene Offenbarung eines unendlich großen Gottes an uns beschränkte Geschöpfe aber Wahrheiten enthält, deren Tiefen wir nicht ermessen, die wir vielmehr nur durch den Glauben erfassen können, ist ganz natürlich."

Was mir am meisten auffiel, war der Umstand, daß der Priester mich immer wieder auf's Neue aufforderte, zu forschen, bis Gott mir die Gnade des Glaubens verleihen würde. Ich hatte im Gegentheil erwartet, er würde von mir verlangen, mein Urtheil von vornherein gefangen zu geben und ohne Weiteres Alles anzunehmen, was die katholische Kirche zu glauben lehrt. Als ich meine Verwunderung hierüber aussprach, lächelte er und fragte mich, ob ich es denn für möglich halte, daß die Vernunft mit dem wahren Glauben im Widerspruch stehe. „Beide haben ihren Ursprung in Gott," sagte er, „und dieser ist kein Gott der Zwietracht; wie also kann die eine Seiner Gaben der andern widersprechen?"

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Andere Beweggründe.

Zwei Gründe waren es insbesondere, welche meinen Entschluß vollends zur Reife brachten: zunächst das wahrhaft christliche Beispiel unseres Freundes, dessen Thun und Lassen bis in die kleinsten Einzelheiten dem entsprach, was er lehrte. Es schien mir unmöglich, daß ein Mann, der ein so frommes und tugendhaftes Leben führte, der so demüthig, so opferwillig, so gottergeben und dabei stets heiter und zufrieden war, im Irrthum befangen sei. „Geh' nie zu einer Ulme, wenn du Birnen suchst," pflegte er zu sagen, und fügte hinzu, daß dieses spanische Sprüchwort nur eine Umschreibung des göttlichen Ausspruches sei: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Der zweite Grund war dieser: ich fühlte ein unwiderstehliches Bedürfniß, ein Bekenntniß meiner Sünden abzulegen, wie dies in der katholischen Kirche zu geschehen pflegt.

Unsere Gedanken wandten sich bei unserm stillen, abgeschlossenen Leben ganz natürlich uns selbst und unserer Vergangenheit zu. Das Gewissen erwachte, und unsere Sünden, über die wir uns früher leichtsinnig hinwegzusetzen pflegten, erschienen uns allmählich in einem ganz andern Lichte. Wir begannen mehr und mehr einzusehen, welche Bosheit selbst in der kleinsten Beleidigung Gottes liegt. Es war seltsam, wie die Sünden längst vergangener Jahre Gespenstern gleich in den verborgensten Winkeln meines Gedächtnisses auftauchten, so daß mir schließlich mein ganzes Leben wie eine lange, ununterbrochene Kette von Sünden und Freveln erschien.

In dieser Gewissensnoth gewährte mir das allgemeine Versprechen, daß dem reumüthigen Sünder Verzeihung zu Theil werde, wenig Trost. Ich fühlte das Bedürfniß, dieses Versprechen auf mich persönlich angewandt zu wissen und jene trostreichen Worte zu hören: „Deine Sünden sind dir vergeben; geh' und sündige nicht mehr." Ich theilte Don Manuel dies mein Verlangen mit, und drei Wochen später, nachdem er mich gehörig unterrichtet und bedingungsweise getauft hatte, legte ich unserm guten Vater ein vollständiges Bekenntniß aller Sünden meines ganzen Lebens ab. Ich vermag nicht auszusprechen, welch seliger Friede in mein Herz einkehrte, nachdem ich mich auf diese Weise mit Gott versöhnt, und mit welch heiligem Ernste ich gelobt, alle übrigen Tage meines Lebens dem Dienste des Herrn zu weihen.

Natürlich verursachte mir das Sündenbekenntniß einige Beschämung; aber Don Manuel hatte die Gabe, Einem so recht zum Bewußtsein zu bringen, daß er nur Stellvertreter Gottes sei, welcher ja alle unsere Sünden von Ewigkeit her gesehen habe. „Und," pflegte er zu sagen, „ein wenig Schamröthe auf der Stirn ist besser, als ein Flecken an der Seele."

Die übrigen Männer folgten einer nach dem andern meinem Beispiele, theils weil sie sahen, daß es keine so unerhörte Sache sei, katholisch zu werden, theils weil die Predigten Don Manuels und das erbauliche Leben der Indianer, welche der Priester bereits in den Schooß der Kirche aufgenommen hatte, einen so mächtigen Eindruck auf sie machten, daß sie nicht widerstehen konnten.

Seltsamer Weise war Prodgers der Erste, der sich

bekehrte. Kaum eine Woche nach meinem Uebertritt ließ auch er sich taufen und wurde ein braver und eifriger Katholik. Dann stellte Ned Hilton sich ein und einen Monat später Harry Gill. Diesen Letztern von der Wahrheit der katholischen Lehre zu überzeugen, hielt schwer; es war, als ob sich die puritanischen Vorurtheile seiner Vorfahren, die mit Cromwell verwandt waren, auf ihn vererbt hätten. Uebrigens lag es Don Manuel fern, irgend Einen von uns zum Uebertritte zu drängen, und ich konnte oftmals nicht umhin, im Stillen die Geduld zu bewundern, mit der er Harry's Einwürfe widerlegte.

Der Leser wird es seltsam finden, daß gerade Tom Harvey, der doch von Allen den besten Charakter hatte, zuletzt zur Einsicht kam. Ich fragte eines Tages Don Manuel, ob vielleicht geheimer Stolz die Ursache davon sei; aber er wollte von einer derartigen Vermuthung nicht reden hören, weil dieselbe, wie er sagte, die Nächstenliebe verletze. „Gottes Wege sind nicht unsere Wege," fügte er hinzu, „und Seine Stunde ist nicht unsere Stunde; Harvey wird schon kommen, deß bin ich gewiß." Und so geschah es auch.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Wir wohnen im Geiste der heiligen Messe bei.

Ich habe bereits angedeutet, daß unsere kleine Kapelle uns noch zu etwas Anderm als zu den täglichen Gebeten und den sonntäglichen Predigten diente, und möchte den Leser über diesen Punkt nicht länger im Unklaren lassen; vorausgesetzt, daß diese Blätter überhaupt einen Leser

finden, woran ich, aufrichtig gesagt, bisweilen zweifle. Ein mir befreundeter Buchhändler, dem ich einen Theil meines Manuscriptes vorlegte, benahm mir allen Muth, meine Erzählung weiter fortzusetzen; indem er mir sagte, mit einem monotonen Berichte wirklich dagewesener Thatsachen sei dem Publikum nicht gedient. Ich würde ungleich mehr Aussicht auf Erfolg haben, wenn ich irgend eine Mordgeschichte, einen Zusammenstoß mit Seeräubern oder sonst ein grausiges Abenteuer erzählte, wobei einige Dutzend Menschen abgeschlachtet oder ein ganzes indisches Dorf niedergemetzelt würde, so daß dem Leser die Haare zu Berge ständen. Es sei jammerschade, daß Adam Hopkins mich im Stich gelassen, denn die Expedition des „Spitfire" wäre ohne Zweifel sehr interessant geworden; ich solle doch meinen Gönner, den Kapitän Byron, bitten, mir die Geschichte seines Schiffbruches und seiner Leiden an der Pacific-Küste zu dictiren, die bei meiner Rückkehr nach England das Tagesgespräch bildete. Schließlich erbot sich der Speculant, mir eine hübsche Summe für einen Roman wie Robinson Crusoe auszuzahlen; denn ein derartiges Buch zu schreiben, befähige mich meine Kenntniß des Seefahrerlebens und unbekannter Gegenden in ganz besonderer Weise. Ich erklärte ihm jedoch kurz und bündig, daß ich mich zu einem Romanschreiber, Komödianten oder sonstigen Charlatan keineswegs eigne. Wenn die Leserwelt sich nicht mit dem begnügen wolle, was einem ehrlichen Manne und seinen Gefährten während eines Exiles von mehr als vier Jahren unter ganz außergewöhnlichen Umständen begegnet sei, dann möge sie es bleiben lassen; es sei nicht viel dabei verloren.

Ich hätte meine Geschichte natürlich von Neuem be-

arbeiten oder, gleich einem Bühnenmaler, der nach Effect haſcht, grellere Farben auftragen können; aber wo wäre dann die Wahrheit meines Berichtes geblieben?

Doch da bin ich wieder durch die erſte beſte Lücke im Gehege des Irrgartens meiner Abenteuer entſchlüpft und kehre daher von meinem Buchhändler in der Paternoſter-Gaſſe zur Kapelle auf „Aſſumption" zurück. Dieſen Namen hatten wir nämlich unſerer Inſel beigelegt, weil die Kirche wenige Tage vor Entdeckung derſelben das ſchöne Feſt der Himmelfahrt Mariä feierte.

Neben den bereits angegebenen Zwecken diente uns die Kapelle noch dazu, jeden Morgen im Geiſte der heiligen Meſſe beizuwohnen. Don Manuel hatte uns über die Art und Weiſe, wie dies geſchehen könne, im Voraus gründlich unterrichtet.

„Ihr werdet euch erinnern, liebe Freunde," ſagte er, „wie ſehr euch meine Gemüthsbewegung beim Anblicke des Weizenkornes befremdete. Ich erklärte euch damals, daß jener koſtbare Fund mich ſo freudig überraſche, weil er mich der Erfüllung meines ſehnlichſten Wunſches, das heilige Meßopfer zu feiern, um einen Schritt näher bringe. Leider muß es immer noch bei dieſem frommen Wunſche bleiben, weil uns die übrigen dazu erforderlichen Gegenſtände mangeln. So wollen wir ihn denn wenigſtens in ein Gebet verwandeln. Wenn ſchon im täglichen Leben, im Verkehr mit den Nebenmenſchen der gute Wille oft für die That angenommen wird, um wie viel mehr dürfen wir dann hoffen, daß der allwiſſende Gott auf die verborgenen Wünſche unſerer Seele ſchaut. Da es mir nun nicht vergönnt iſt, das hochheilige Meßopfer darzubringen, noch euch, demſelben beizuwohnen, ſo wollen wir Alle

So standen die Dinge, als am 17. April 1740 ganz unerwartet ein Ereigniß eintrat, das eine große Veränderung unserer Verhältnisse herbeiführte.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Die spanische Flotte.

An dem genannten Tage wurden wir plötzlich durch einen Kanonenschuß aus unserer Ruhe aufgeschreckt. Derselbe schien von der Süd-Südwestseite herzukommen, war jedoch so dumpf und schwach, daß wir unsern Ohren nicht recht trauten, bis wir einen zweiten und gleich darauf einen dritten Schuß vernahmen. Jetzt wußten wir, daß es Nothsignale irgend eines in Gefahr schwebenden Schiffes seien. Da wir jedoch dieses selbst nicht sahen, konnten wir ihm auch keine Hülfe bringen. Indessen wollten wir der bedrohten Mannschaft doch wenigstens zu wissen thun, daß Menschen in der Nähe seien, die gerne helfen möchten, wenn sie nur dazu im Stande wären.

Vor Furcht und Hoffnung bebend, erstiegen wir in athemloser Eile unser Observatorium. Wir hatten uns fast darein ergeben, in der Verbannung zu leben und zu sterben, und da war plötzlich ein Schiff aus Europa oder aus seinen Kolonien. Aber welcher Nation mochte es angehören? Brachte es Freunde oder Feinde? Ueber diesen letzten Punkt mußten wir jedenfalls Gewißheit haben, bevor wir als Antwort auf die Nothschüsse unsere Flinten abfeuerten.

Ich entdeckte bald mit Hülfe meines Fernrohres in einer Entfernung von etwa zwei Meilen den Rumpf eines

großen Schiffes, das auf unsere Insel zusteuerte. Wir wunderten uns sehr, daß es nur wenige Segel beigesetzt hatte; denn der Wind war günstig. Als die eintretende Fluth es jedoch langsam näher trieb, erkannten wir die Ursache davon: der Hauptmast war gänzlich verschwunden; der Fockmast hatte nur noch einen nothdürftig betakelten Stumpf der Brahmstenge; der Besanmast war in der Mitte durchgebrochen und trug blos einen Fetzen von Segel. Der Rumpf des Schiffes ging so tief im Wasser und sein Lauf war trotz des günstigen Fahrwassers so träge, daß wir zu der Ueberzeugung gelangten, es müsse einen bedeutenden Leck haben und werde die Küste schwerlich erreichen. Diese Annahme bestätigte sich, als wir sahen, wie die Matrosen die Boote herabließen, deren sie drei bei sich hatten: ein großes, eine Pinasse und eine Schaluppe. Aber es dauerte noch lange, bis sie vom Schiffe abstießen. Den Grund dieser Verzögerung konnten wir Anfangs nicht entdecken, glaubten jedoch, daß man Mundvorräthe oder Waaren retten wolle; denn es wurden acht oder neun große Ballen vom Schiffe in die Boote geschafft. Erst als die Ankömmlinge sich der Küste näherten, erkannten wir, daß jene vermeintlichen Ballen Kranke waren, die man in ihren Hängematten vom Decke heruntergelassen und der Länge nach in die Boote gelegt hatte, so daß sie den Ruderern im Wege waren und die Schwierigkeit des Landens noch bedeutend vermehrten.

Uebrigens bot die ganze Mannschaft einen höchst kläglichen Anblick dar. Man hätte sagen sollen, es komme ein ganzes Spital auf dem Meere herangeschwommen, so bleich und abgemagert sahen die Leute aus; auch hatten sie kaum so viel Kraft, die Boote vorwärts zu bringen,

und wäre ihnen nicht die Strömung zu Hülfe gekommen, so würden sie die Haifischbucht schwerlich erreicht haben. Als sie noch einen Pfeilschuß weit vom Ufer entfernt waren, legten sie die Ruder nieder, um mit einander zu berathen, was zu thun sei.

Da war der Augenblick, uns zu zeigen, gekommen; denn wir waren nicht gesonnen, die Fremden landen zu lassen, ohne zuvor mit ihnen unterhandelt zu haben, umsomehr, da sie sämmtlich bewaffnet waren. Wir eilten, so schnell wir konnten, in die Höhle, nahmen, was wir an Waffen besaßen, und liefen zur Bucht hinab. In der Nähe des Ufers angekommen, sandten wir Don Manuel als Parlamentär an den Strand, während wir Andern im Gebüsche versteckt blieben. Doch krochen wir allmählich auf Händen und Füßen so nahe herzu, als es möglich war, ohne uns selbst zu zeigen; denn wir wünschten zu beobachten, was vor sich gehen würde, und im Nothfalle gleich bei der Hand zu sein.

Der Priester trat dicht an's Ufer und winkte den Fremden mit der Hand, zum Zeichen, daß er sprechen wolle. Es war rührend, die Freude zu sehen, welche die armen, ausgehungerten Burschen an den Tag legten, als sie plötzlich eines civilisirten Menschen ansichtig wurden. Einige richteten sich in den Booten empor und schwenkten die Hüte; Andere schlugen voll Ueberraschung die Hände zusammen; wieder Andere warfen sich auf die Kniee und streckten die Arme zum Himmel empor. Alle insgesammt aber erhoben ein so verworrenes Freudengeschrei, daß wir nicht einmal zu unterscheiden vermochten, welche Sprache sie redeten; nur Don Manuel erkannte sofort die Laute seiner Muttersprache.

Man sollte meinen, diese Wahrnehmung hätte ihn freudig überraschen müssen; aber er versicherte uns später das Gegentheil; denn es war ihm der Verdacht aufgestiegen, die Ankömmlinge möchten etwa Piraten sein. Allerdings stand die Art und Weise, wie sie ihre Freude an den Tag legten, mit einer solchen Annahme geradezu in Widerspruch; indessen habe ich mir erzählen lassen, jene Menschen seien bisweilen so verkommen, daß sie sich nicht scheuten, bei ihren Verbrechen den Beistand Gottes anzurufen oder Ihm für den glücklichen Erfolg derselben zu danken. Genug, Don Manuel ging mit Vorsicht zu Werke.

Er rief ihnen in spanischer Sprache zu, dem Ufer nicht näher zu kommen, bevor sie ihm aufrichtig gesagt, welcher Nation sie angehörten und ob sie ehrliche Leute seien. Sie antworteten Alle wie aus einem Munde: „Españoles, Españoles!“ und fragten ihn, ob er wirklich ein katholischer Priester sei. Als er dies bejahte, betheuerten sie, daß auch sie gute Katholiken und treue Unterthanen Seiner Katholischen Majestät seien; ihr Schiffskaplan sei vor drei Tagen am Fieber, oder besser gesagt, vor Hunger gestorben, und den größten Theil der Schiffsmannschaft habe ein gleiches Loos getroffen.

Don Manuel fragte sie hierauf, ob sie als Katholiken feierlich schwören wollten, sich der auf der Insel bestehenden Obrigkeit zu unterwerfen, bei ihrer Landung sämmtliche Waffen abzugeben, und falls der Zustand ihres Schiffes sie nöthige, auf der Insel zu bleiben, die billigen Bedingungen anzunehmen, welche die Besitzer derselben ihnen stellen würden. Alle versicherten einstimmig, daß sie bereit seien, den verlangten Schwur abzulegen. Hierauf hielt Don Manuel sein offenes Brevier empor, deutete

mit dem Finger auf das heilige Evangelium und ließ sie schwören. Diejenigen von den Männern, welche noch Kraft genug hatten, erhoben sich, entblößten das Haupt und streckten mit ernster, ehrfurchtsvoller Geberde die Hand nach dem Buche hin. Und als die Kranken in den Hängematten hörten, um was es sich handelte, hoben auch sie, so gut sie konnten, ihre Hände empor.

Nachdem die Ankömmlinge die betreffenden Punkte beschworen hatten, verpfändete ihnen Don Manuel sein priesterliches Wort, daß sie von unserer Seite die freundlichste Behandlung und ihre Kranken die sorgfältigste Pflege finden würden.

„Damit wir aber sehen, daß es euch mit eurem Versprechen Ernst ist, so liefert mir vorerst alle Feuersteine aus euern Flinten aus," fügte er hinzu.

Sie hämmerten hierauf ohne Widerrede sämmtliche Feuersteine, sowohl aus den Flinten, als aus den Pistolen, deren Jeder von ihnen mehrere im Gürtel trug, wickelten die Steine in ein Stück altes Segeltuch und hielten ihm dies entgegen, zum Zeichen, daß sie jetzt unbewaffnet seien. Die Beile, Bootshaken und Hirschfänger, welche sie bei sich hatten, lieferten sie uns später bei der Landung noch freiwillig aus.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Hafen und Spital.

„Und nun will ich euch zeigen, Freunde," fuhr Don Manuel fort, „daß wir die Macht hatten, euch zur Unterwürfigkeit zu zwingen, im Falle ihr sie uns verweigert hättet."

Bei diesen Worten schaute er um und winkte uns mit der Hand. Auf dieses Zeichen marschirten wir, die Gewehre auf der Schulter und die Bogen nebst den mit Pfeilen gefüllten Köchern auf dem Rücken, aus dem Gebüsche heraus und stellten uns zu beiden Seiten unseres Gesandten im Halbkreise auf. Wir sahen in dem langhaarigen Kostüme von ungegerbtem Schweinsleder und den hohen, aus Palmblättern angefertigten Helmen, mit unsern struppigen Bärten, unsern Bambusspeeren und den mit Haifischzähnen besetzten Keulen so wild und abenteuerlich aus, daß unser Anblick die armen Schiffbrüchigen trotz unserer geringen Zahl mit Furcht und Schrecken erfüllte; aber Don Manuel beruhigte sie durch Worte und Zeichen, erinnerte sie an den abgeschlossenen Vertrag und versicherte ihnen von Neuem, daß wir demselben pünktlich nachkommen würden, wenn auch sie ihrerseits Wort hielten.

Hierauf versuchten auch wir Andern, ihnen durch Zeichen unsere freundschaftlichen Gesinnungen an den Tag zu legen, und da ich der Einzige war, der etwas Spanisch sprach, erklärte ich ihnen im Namen Aller, daß wir sie wie Freunde aufnehmen und ihnen in ihrer Noth nach Kräften beistehen würden. Dann forderte ich sie auf, an's Land zu stoßen, was sie auch ohne Verzug thaten; aber die armen Burschen hatten kaum noch Kraft genug, aus den Booten zu steigen und ihre Kranken an's Land zu schaffen. Harry Gill und ich blieben unter Waffen stehen; auch Pounder und Samuel hielten ihre Bogen schußbereit; die Andern ließen ihre Waffen unter unserer Obhut und halfen den Unglücklichen beim Landen.

Wir verlangten nun zuerst, daß man uns sämmtliche

Waffen ausliefere, was auch sofort geschah. Diese Vorsichtsmaßregel mag übertrieben erscheinen; aber wie schwach und ohnmächtig die Angekommenen auch sein mochten, so waren sie uns an Zahl doch derart überlegen, daß sie uns in einem günstigen Momente dennoch hätten bemeistern können. Ich staunte Anfangs über das Vertrauen, welches die Unglücklichen in unsere Ehrenhaftigkeit setzten, begriff jedoch bald, daß sie sich auf das Wort des Priesters verließen, von dem sie wußten, daß er sie nicht täuschen würde.

Der Kranken waren im Ganzen neun, und mit mehreren derselben ging es bereits zu Ende; einer von ihnen war so schwach, daß er nicht mehr transportirt werden konnte. Als Don Manuel dies hörte, wartete er nicht ab, bis das Boot, in dem der Unglückliche lag, vollends an's Land gezogen war, sondern sprang in's Meer und watete ihm entgegen, um ihm so schnell als möglich beizustehen, während er Samuel befahl, frisches Wasser nebst Brod und Früchten herbeizuholen. Der Indianer lief so schnell er nur konnte; aber als er zurückkam, war es dennoch zu spät; der Kranke konnte nur noch einige Tropfen Wasser zu sich nehmen. Dann starb er, die göttliche Barmherzigkeit preisend, die ihm in seiner letzten Stunde gegen alle Hoffnung die Tröstungen der heiligen Religion gewährt.

Wir ließen den Todten einstweilen liegen, um den Lebenden zu Hülfe zu eilen. Die Hängematten mit den Kranken wurden eine nach der andern behutsam aus den Booten gehoben und im Schatten einer Palmengruppe niedergelegt. Mit mehreren der Unglücklichen schien es nicht viel besser zu stehen, als mit ihrem bereits dahin-

geschiedenen Gefährten. Don Manuel und ich pflegten sie, Jeder in seiner Weise, so gut wir konnten. Ich erquickte sie mit Kokosmilch und Pomeranzenschnitten, so daß sie nach Verlauf einiger Zeit im Stande waren, dem Priester ihre Beicht abzulegen. Wenige Stunden darauf starb der Zweite und in der folgenden Nacht der Dritte. Die Uebrigen wurden alle wieder gesund.

Außer den neun Kranken hatten sich am Strande dreinnddreißig Männer gelagert, die im Grunde zwar gesund, aber vor Hunger und Entbehrung ganz entkräftet waren. Einige von ihnen lagen ohnmächtig am Boden; Andere weinten wie die Kinder, theils vor Rührung über ihre wunderbare Errettung, theils vor übergroßer Schwäche, und wieder Andere warfen sich auf die Kniee und baten uns por l'amor di Dios um ein Stückchen Brod.

Wir hätten selbst daran denken sollen, ihnen zu essen zu geben; aber die Pflege der Kranken hatte uns bis dahin gänzlich in Anspruch genommen. Da diese jetzt so weit versorgt waren, daß ich sie Don Manuel übergeben konnte, trat ich auf die Uebrigen zu und redete sie an.

„Ja, Freunde und Señores, Sie sollen zu essen haben; denn Sie sind unsere Gäste, und wir heißen Sie herzlich willkommen," sagte ich in meinem besten Spanisch. „Indessen müssen wir uns erst noch über einige Punkte verständigen. Wir werden Ihre Waffen in Gewahrsam halten, bis wir uns besser kennen gelernt haben, und erwarten von Ihnen, daß Sie innerhalb des Gebietes bleiben, welches wir Ihnen anweisen. Sonst, meine Herren . . ." Bei diesen Worten klopfte ich mit dem Finger auf mein Gewehr und nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe.

Sie verstanden mich und gaben mir durch Zeichen ihre Zustimmung zu erkennen. Einer von ihnen, der den Andern vorgesetzt zu sein schien — wir erfuhren später, daß er Lieutenant und der einzige noch lebende Offizier der Schiffsmannschaft war —, trat auf mich zu und antwortete mir im reinsten Spanisch.

„Señor," sagte er, „Sie können sich vollständig beruhigen; wir werden das, was wir unserm Landsmanne, jenem Priester dort, geschworen haben, treu und pünktlich halten; denn wir sind Männer von Ehre" — bei diesen Worten legte er die Hand auf's Herz — „und Unterthanen Seiner Katholischen Majestät. Dazu haben Sie sich uns als Wohlthäter erwiesen; wir sind also gleichzeitig durch unser Ehrenwort und durch die Pflicht der Dankbarkeit gebunden. Es ist freilich wahr, Señores Ingleses, daß unsere Länder augenblicklich im Kriege miteinander liegen; allein wir hoffen, daß sich die Feindschaft, welche unsere Nationen entzweit, nicht bis auf diese ferne Insel erstreckt. Wir tragen ja nicht die Schuld an jenem Kriege und haben fürwahr keine Freude daran. Unser Geschick liegt in Ihrer Hand, denn Sie sind uns an Kraft überlegen; aber wie wir Ihnen unser heiliges Wort verpfändet, halten wir uns auch versichert, Sie als Caballeros und Männer von Ehre kennen zu lernen. In diesem Vertrauen haben wir Ihnen unsere Waffen ausgeliefert und bitten um Gastfreundschaft!"

Das war im Allgemeinen der Inhalt seiner Rede. Die offene, ritterliche Sprache des Spaniers gefiel uns Allen und flößte uns großes Vertrauen zu ihm ein, obschon ich nicht recht verstand, was er von dem Kriege zwischen unsern beiden Nationen sagte. Allerdings lagen

schon vor unserer Abfahrt Gründe genug zu einem Bruche zwischen Spanien und England vor, wie z. B. das Contrebandgeschäft, das unsere Schiffe unter Berufung auf die der Südsee-Compagnie gewährten Privilegien in der Campeche-Bai, sowie an andern Punkten der mexikanischen Küste trieben, und die bisweilen grausame Wiedervergeltung, welche die spanischen guarda-costas dafür übten. Aber als wir in See stachen, hatte uns die Nachricht, daß der Admiral Vernon mit einer Flotte in Westindien angekommen und der Krieg wirklich erklärt sei, noch nicht erreicht. Alles dieses, sowie die Ereignisse, welche darauf folgten, wie das Bombardement von Cartagena, die Einnahme von Portobello und die Expedition des Commodore Anson, welche die Angekommenen persönlich anging, erfuhren wir erst durch den spanischen Lieutenant.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Ein feierlich beschworener Vertrag.

Inzwischen war auch Don Manuel herzugekommen, um die Verhandlungen mit seinen Landsleuten vollends zu Ende zu führen. Es wurden nun gemeinschaftlich folgende zwölf Artikel abgefaßt, die für beide Theile verbindlich sein sollten.

1. Wir wollten uns nicht als Feinde betrachten, sondern uns gegenseitig so behandeln, als ob unsere Nationen in bestem Einvernehmen ständen.

2. Es sollte den Spaniern ein Theil der Insel abgetreten und durch eine Scheidelinie die Grenze bezeichnet werden, innerhalb welcher sie einstweilen wohnen, sowie

das zum Unterhalte des Feuers und zur Erbauung von Hütten nöthige Holz fällen dürften.

3. Falls sich in dem ihnen angewiesenen Gebiete kein frisches Trinkwasser finden sollte, verpflichteten wir uns, ihnen solches in hinreichender Menge, und zwar kostenfrei, herbeizuschaffen.

4. Deßgleichen übernahmen wir die Verpflichtung, sie gegen eine geringe Vergütung mit Fleisch, Brod, Fischen, Gemüse und Früchten zu versehen. Die Bezahlung hierfür sollte nicht in Geld, sondern in Werkzeugen und andern nützlichen Gegenständen geleistet werden, vorausgesetzt, daß es unsern Gästen gelänge, solche von ihrem Schiffe zu retten. Im andern Falle sollten jene Lieferungen auf Credit, gegen einen an den Gouverneur irgend einer spanischen Kolonie gerichteten Handschein des Lieutenants geschehen.

5. Es sollten fünf Personen, drei Engländer und zwei Spanier, ernannt werden, die allein das Recht hätten, die Demarcationslinie zu überschreiten.

6. Würde ein Spanier auf unserm Gebiete ertappt, so sollte er als Uebertreter des Kriegsgesetzes angesehen und je nach unserm Ermessen bestraft werden.

7. Das verunglückte Schiff sollte Eigenthum der Spanier bleiben. Wir verpflichteten uns jedoch, ihnen nach Kräften behülflich zu sein, dasselbe, wenn möglich, an's Land zu bringen oder doch die werthvollern Gegenstände zu retten, und bei dieser Gelegenheit allein brauchte die Scheidelinie nicht beachtet zu werden.

8. Falls das Schiff wieder hergestellt würde, wozu allerdings wenig Aussicht vorhanden war, oder falls ein spanisches Schiff die Fremden abholte, sollte es uns in Anbetracht der ihnen geleisteten Dienste gestattet

sein, einen Theil der geretteten Waaren für uns zu behalten.

9. Würde das Schiff gegen alle Erwartung wieder seetüchtig, oder sollte ein spanisches oder der spanischen Nation befreundetes Schiff die Insel berühren, so müßten wir freie Fahrt nach jedwedem Hafen haben, in den dasselbe auf der Weiterfahrt einlaufe.

10. Sollte dagegen ein britisches oder ein den britischen Kolonien angehöriges Schiff an der Insel landen, so wollten wir Sorge dafür tragen, daß die spanische Schiffsmannschaft gegen einen geringen Fahrpreis nach einem der zu berührenden Häfen mitgenommen würde.

11. Alles, was an Waffen, sowie an Munition im Besitze der Spanier sei oder vom Schiffe gerettet würde, sollte in unserm Gewahrsam bleiben, bis wir anderweitig darüber verfügten.

12. Im Falle eine der Parteien Zuwachs durch neue Ankömmlinge erhalte, sei sie verpflichtet, für die Sicherheit und freundliche Behandlung der andern zu sorgen.

Nachdem obige Artikel von beiden Seiten angenommen und feierlich beschworen waren, beeilten wir uns, die ausgehungerten Leute mit Speise und Trank zu erquicken.

Die Indianer hatten inzwischen einen gehörigen Vorrath von gesalzenem Hai und geräuchertem Schweinefleisch, nebst einer Anzahl aus Brodwurzeln und Brodfrüchten bereiteten Kuchen aus unserer Speisekammer herbeigeschafft. An Nahrungsmitteln fehlte es also nicht; dagegen war sehr zu befürchten, daß die halbverhungerten Menschen mit allzu großer Gier darüber herfallen möchten. Deßhalb machte ich den Lieutenant darauf aufmerksam, wie überaus gefährlich es sei, wenn seine Leute nach so an-

haltendem Fasten zu viel auf einmal zu sich nähmen. Er ging auch sogleich auf meine Bedenken ein, und wir stellten gemeinschaftlich fest, was und wieviel sie bekommen sollten.

Zuerst wurden die Kranken bedient; aber sie erhielten nur sehr kleine Portionen, und weniger Fleisch als Brod, welches wir zuvor in Wasser aufgeweicht hatten. Wir mußten uns, wie man zu sagen pflegt, ein Herz von Stein machen, um die bleichen, hohlwangigen Gestalten abzuwehren, die sich jetzt herzudrängten und flehend die Hände ausstreckten; aber wir hatten ja nur ihr Wohl im Auge. Uebrigens blieben sie trotz ihres Heißhungers der Bestimmungen ihres Vertrages eingedenk; auch nicht Einer von ihnen überschritt die Scheidelinie.

Die drei Indianer waren beständig unterwegs, um neuen Mundvorrath aus der Felsenhöhle herbeizuschaffen, bis ich erklärte, daß es für jetzt genug sei. Zwar schielte noch manches Auge sehnsuchtsvoll nach den übriggebliebenen Brocken; aber Alle gaben sich dennoch zufrieden, als ich versprach, daß bald eine zweite Mahlzeit folgen solle. Nachdem die Männer ihr Dankgebet gesprochen und auch uns in rührender Weise gedankt hatten, zerstreuten sie sich allmählich. Einige legten sich, vor Müdigkeit erschöpft, am Strande nieder, um auszuruhen; Andere setzten sich gruppenweise zusammen und unterhielten sich mit einander oder mit uns; wieder Andere beteten.

Der Lieutenant oder der Kapitän, wie wir ihn nannten, da er allein von allen Offizieren am Leben geblieben und also der Commandant des Schiffes war, hatte sich selbst vergessen, um für seine Leute zu sorgen. Nur hie und da nahm er einen Bissen, bis Alle gespeist waren. Als

er hierauf das Wenige, das wir ihm anboten, mit demselben Heißhunger wie seine Gefährten verzehrt hatte, wollte er ohne Aufschub versuchen, das Schiff zu retten, welches jeden Augenblick unterzugehen drohte. Die Fluth hatte es inzwischen näher gebracht, und wir hofften, sie werde es bis auf eine Untiefe in der Nähe der Küste treiben; aber sein Leck war zu groß. Während wir die Bewegungen des verstümmelten Fahrzeuges vom Ufer aus beobachteten und mit dem Lieutenant überlegten, ob es überhaupt möglich sei, einen Rettungsversuch zu machen, fing das Schiff an zu sinken. Jetzt war nichts weiter zu thun, als die Sache ruhig abzuwarten; denn sich an Bord eines sinkenden Fahrzeuges zu begeben, wäre tollkühn gewesen. Der Lieutenant gerieth beim Anblicke des untergehenden Schiffes außer sich; denn er war für dasselbe verantwortlich und hatte, wie wir später erfuhren, einen bedeutenden Antheil an seiner Ladung.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Die Geschichte des Lieutenants.

Wir freuten uns Alle, als wir wahrnahmen, daß das Schiff, nachdem es sich zuerst stark auf die linke Seite geneigt, allmählich zu sinken aufhörte und seine Lage nicht mehr veränderte. Jetzt durften wir hoffen, einen Theil der Ladung zu retten, und vielleicht gelang es sogar, den Leck auszubessern und das Fahrzeug wieder in brauchbaren Zustand zu setzen. Es mochte nicht Einer unter uns sein, dem nicht beim Anblick des nahen Schiffes

derlei Gedanken und Pläne durch den Kopf gingen. Nur der Lieutenant schien keiner Hoffnung Raum zu geben; denn er kannte den Zustand seines Schiffes zu gut und versicherte uns, das Rippenwerk desselben sei derart beschädigt und der ganze Rumpf so morsch, daß nicht daran zu denken sei, es je wieder in Stand zu setzen.

Da inzwischen die Nacht hereingebrochen, stießen wir mehrmals in's Horn, zum Zeichen, daß es Zeit sei, sich in die Quartiere zurückzuziehen. Hierauf versahen wir unsere Gäste mit einem guten Vorrathe von Holz, so daß sie ein lustiges Feuer anmachen konnten, und trugen ihnen sodann ein aus geschmortem Schweinefleisch und Brodschnitten bestehendes Gericht auf, das unsere Indianer für sie zubereitet hatten. Nachdem sie dieses abermals mit Heißhunger verschlungen, knieten wir, jede Partie an ihrer Seite der Grenzlinie, nieder, um das Abendgebet zu verrichten. Es war ein ergreifender Anblick, die kaum erst dem Tode entgangenen, abgezehrten Gestalten beim Scheine des Feuers, in der unmittelbaren Nähe ihrer todten und sterbenden Gefährten knieen und beten zu sehen.

Nachdem Don Manuel ein kurzes, aber herzliches Dankgebet gesprochen, gab er den Männern seinen priesterlichen Segen und wünschte ihnen gute Nacht. Den Lieutenant luden wir ein, mit uns zu speisen, während Pounder den Befehl erhielt, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet als Schildwache zwischen den beiden Lagern auf- und abzugehen. Nachdem das Mahl beendigt war, setzten wir uns wie gewöhnlich an's Feuer und baten den Spanier, uns seine Abenteuer zu erzählen, was er auch bereitwillig that.

„Sie haben gesehen, meine Herren," begann der Lieutenant, „daß unser Schiff ‚Hermiona' heißt; denn dieser Name steht auf allen drei Booten. Es ist ein von Valencia kommendes Kanonenbot, das vierundfünfzig Geschütze an Bord hat; aber von der Schiffsmannschaft, welche außer den Soldaten fünfhundert Mann zählte, blieb nichts weiter übrig, als jene Handvoll Jammergestalten, welche Sie mit Gottes Hülfe vom Tode errretteten." Bei diesen Worten bekreuzte er sich und hielt, von Traurigkeit übermannt, einige Augenblicke inne, während wir ihm in schlichten Worten unsere Theilnahme ausdrückten. Nachdem er wieder einige Fassung gewonnen hatte, fuhr er fort:

„Die Hermiona gehörte zu einem Geschwader von sechs Schiffen, welches Seine Katholische Majestät ausrüsten ließ, damit es die Pläne des englischen Admirals Don Georgio Anson durchkreuze, der auf die erste Nachricht vom Ausbruche der Feindseligkeiten zwischen unsern beiden Ländern mit fünf Kriegsschiffen, einer Corvette und zwei Proviantschiffen in See gestochen war, um unsere Kolonien in Manila anzugreifen.

„Die Eile, mit der wir beordert wurden, unter Segel zu gehen, trägt die Hauptschuld an unserm Unglücke; denn als wir die spanische Küste verließen, hatten wir höchstens für vier Monate Proviant. Wir hofften indeß, vor der Ankunft des englischen Admirals das Cap Horn zu umschiffen und uns dann in Juan Fernandez oder an irgend einem andern Punkte der Westküste Südamerika's gehörig mit Lebensmitteln zu versehen. Als wir uns nun gegen Ende vorigen Jahres westlich von Madeira befanden, erfuhren wir durch zuverlässige Freunde, daß ein englisches

Geschwader, wahrscheinlich das des Admiral Anson, an der Ostseite der Insel angekommen sei. Da wichtige Gründe es wünschenswerth erscheinen ließen, dem Feinde nicht hier, sondern in den Südsee-Gewässern zu begegnen, beschlossen wir, ihm den Weg frei zu lassen, und segelten, so schnell wir konnten, auf die Mündung des Rio de la Plata zu, um uns, da unsere Vorräthe allzu knapp waren, wo möglich in Buenos-Ayres zu verproviantiren. Dies war jedoch ein großer Fehler. Wären wir statt dessen sofort um die Insel herumgesegelt und hätten dem Commodore die Schlacht angeboten, so würden wir bei unserer Uebermacht seine Flotte höchst wahrscheinlich geschlagen oder zerstreut, jedenfalls aber seine Expedition verzögert und ihm großen Verlust an Proviant verursacht haben; denn er hatte sich in Madeira mit den nöthigen Vorräthen versehen und wäre gezwungen gewesen, einen großen Theil derselben über Bord zu werfen, um seine Schiffe zur Action tauglich zu machen. Aber wir steuerten, wie gesagt, auf den Rio de la Plata zu, um vor Anson das Cap Horn zu umschiffen, und hielten uns nirgends auf, bis wir in der Bucht von Maldonado, an der Mündung des Rio Anker warfen. Ehe jedoch die für uns bestimmten Vorräthe von Buenos-Ayres angekommen waren, vernahmen wir aus sicherer Quelle, daß die feindliche Flotte bereits in Santa Catarina eingetroffen und im Begriffe sei, auf's Neue in See zu stechen. Jetzt hieß es, zwischen zwei Uebeln wählen, d. h.: entweder ohne hinreichende Lebensmittel weitersegeln oder uns von dem englischen Geschwader überholen lassen.

„Wir wählten das erstere Uebel, das wir damals für das kleinere hielten, während es sich in der Folge als

das größere erwies. Nachdem wir siebzehn Tage in der Bai von Maldonado vor Anker gelegen und vergebens auf den bestellten Proviant gehofft hatten, stachen wir in der dritten Woche dieses Jahres auf's Neue in See. Der Feind war bereits so dicht hinter uns, daß eines seiner Schiffe in die Schußweite unseres Admiralschiffes, der ‚Asia', kam, und wir im Stillen schon die Hoffnung hegten, es aufbringen zu können, was auch geschehen wäre, wenn es nicht seinen Irrthum zur rechten Zeit entdeckt und so schnell als möglich die Flucht ergriffen hätte.

„Unsere Fahrt war die langwierigste und gefährlichste, welche der größte Theil der Mannschaft je mitgemacht hatte. Die Leute wurden allmählich unzufrieden, und es kam endlich so weit, daß bei jedem Versuche, die Disciplin an Bord aufrechtzuerhalten, eine Meuterei auszubrechen drohte, bis wir ein halbes Dutzend der Rädelsführer fesselten und, als dieses noch nicht half, zwanzig der Rebellen hinter Schloß und Riegel setzten. Um die Mannschaft vollends zu beschwichtigen, gab der Admiral den Befehl, den Leuten einen Theil ihres Lohnes in specie vorauszubezahlen, d. h.: ihnen von den Waaren zu geben, welche wir aus Spanien mitgebracht hatten, so daß sie auf den Südsee-Inseln Tauschhandel treiben und sich auf diese Weise ein Vermögen erwerben könnten; denn man erzählte Wunderdinge von dem Reichthum an Edelsteinen und kostbaren Metallen, welche gewöhnliche Matrosen gegen Kleinigkeiten dort eingetauscht. Die Hoffnung auf solchen Gewinn erhielt die Männer eine Zeitlang in günstiger Stimmung; denn wir Spanier haben immer ein Eldorado von unermeßlichen Schätzen im Westen gesucht, und es gibt keinen Seemann, bis hinab zum Küchenjungen, der

nicht schon davon geträumt hätte, dereinst reich und ruhmbedeckt wie Columbus heimzukehren.

„Gegen Ende Februar hatten wir die Südspitze Amerika's erreicht und schickten uns in der letzten Nacht des Monates an, das Cap Horn zu umschiffen; aber sei es nun in Folge der unregelmäßigen Winde und Meeresströmungen oder aus irgend einer andern Ursache, über welche wir uns keine Rechenschaft zu geben vermochten: genug, unser Boot, sowie noch zwei andere, die ‚Guipuscoa' und die ‚Esperanza' verloren das Admiralschiff sammt den übrigen aus den Augen und waren nun dem Zufall preisgegeben. Nachdem wir mehrere Tage in der Nähe der Falklandsinseln umhergetrieben worden, gelang es uns sowie der Esperanza, am 6. Mai die Meerenge zwischen Feuerland und Staatenland zu passiren, wobei wir jedoch die Guipuscoa verloren, um sie nicht wiederzusehen. Ob sie untergegangen ist oder das Cap glücklich umschifft hat, wissen wir also nicht."

Sechzigstes Kapitel.

Der Lieutenant setzt seine Geschichte fort.

„Tags darauf," fuhr der Spanier fort, „überfiel uns ein gewaltiger Sturm von Nordwest. Gegen die Wuth der entfesselten Elemente anzukämpfen, war unmöglich. Es blieb uns also kein anderes Rettungsmittel übrig, als das Schiff umzulegen und vor dem Winde herzulaufen. Nur noch ein oder zwei Mal, wo wir auf dem Rücken eines sich daherwälzenden Wasserberges plötzlich aus den Tiefen des Meeres emporgehoben wurden, be-

merkten wir mit einem flüchtigen Blicke unsere Gefährtin, die ‚Esperanza', ein prächtiges Schiff mit fünfzig Kanonen und vierhundertfünfzig Mann Schiffsvolk an Bord, nicht gerechnet eine Abtheilung eines alten Infanterie-Regimentes, das bestimmt war, die Besatzung der chilenischen Küste zu verstärken. Ach, was mag wohl aus all den braven Leuten geworden sein! Haben sie im Schooße des Meeres ihr Grab gefunden oder war ihnen, gleich uns, noch größere Drangsal beschieden?"

Hier schwieg der Lieutenant abermals; denn Thränen erstickten seine Stimme.

Wir baten ihn, sich zur Ruhe zu begeben und uns den weitern Verlauf seiner Geschichte am folgenden Tage zu erzählen; aber es schien, als ob die Mittheilung seiner traurigen Erlebnisse ihn erleichtere, und so ließen wir ihn denn fortfahren.

„Man sollte meinen," hob er von Neuem an, „das Maß unserer Prüfungen sei voll gewesen; aber Sie werden sogleich hören, Señores, daß uns noch weit Schlimmeres bevorstand. — Am Abend des zweiten Tages, während wir uns vergebens bemühten, das Schiff zu lenken, wälzte sich auf einmal eine riesige Woge daher und prallte mit so furchtbarer Gewalt gegen die Mitte seines Rumpfes an, daß die Hermiona hätte mit Mann und Maus untergehen müssen, wenn sie weniger kräftig gebaut gewesen wäre. Aber der Ruck, den das Schiff dabei erlitt, war so gewaltig, daß es wankte und in allen Fugen krachte. Als es endlich das Gleichgewicht wieder fand, entdeckten wir zu unserm Schrecken, daß drei unserer wackersten Matrosen vom Verdeck weggefegt und das Compaßhäuschen sammt dem Compaß verschwunden war.

Wir hatten uns aber bei unserer schleunigen Abfahrt von Spanien selbst mit den nothwendigsten Gegenständen so schlecht versehen können, daß sich kein zweiter Compaß an Bord des Schiffes befand. Sie werden mir dies kaum glauben, Señores, denn ich selbst finde es unbegreiflich; gleichwohl verhielt es sich so.

„Nun irrten wir hülflos und ohne Führer auf dem Meere umher; denn der Himmel war so dicht mit schwarzen Wolken bedeckt, daß auch nicht ein einziger Stern sichtbar wurde. In dieser Noth empfahlen wir uns der göttlichen Vorsehung und flehten mit heißer Inbrunst, daß Er, Dessen Weg im Meere und Dessen Pfad in vielen Wassern ist, uns in Seine heilige Obhut nehmen und in den rettenden Hafen führen möge. Hierzu wurden wir insbesondere aufgemuntert durch unsern guten Schiffskaplan, Don Diego Rodez . . ."

„Diego Rodez!" rief Don Manuel, nicht im Stande, sein Erstaunen und seinen Schmerz zu bemeistern. „War denn Diego Rodez mit Ihnen auf jenem Schiffe?"

„Allerdings, guter Vater," entgegnete der Lieutenant verwundert; „Don Diego war, wie gesagt, unser Kaplan. Er schiffte sich mit uns in Valencia ein und theilte all unsere Beschwerden; er war uns Führer und Tröster, bis das Fieber ihn daniederwarf; dann erbaute er uns Alle durch seinen heiligen Tod."

„O Diego! Diego!" rief Don Manuel im Uebermaße seines ersten Schmerzes, „du Freund und Gefährte meiner Jugend! So bist du also von hinnen gegangen, von hinnen gegangen vor mir!"

Mehr vermochte er nicht zu sagen; von Traurigkeit überwältigt, bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen

und schwieg. Auch wir Andern beobachteten ein ehrfurchtsvolles Schweigen, bis er endlich, das Haupt wieder emporrichtend, mit zitternder Stimme sprach:

„Requiescat in pace!“

„Amen!“ antworteten alle Anwesenden. Dann fuhr der Lieutenant zu erzählen fort, während die um's Feuer sitzenden Männer, die wenig Spanisch verstanden, Einer nach dem Andern einschliefen.

„Der Sturm hatte unsere Masten so stark beschädigt,“ sagte er, „daß sie nicht allein keine Segel tragen konnten, sondern jeden Augenblick umzustürzen und einen Theil der Mannschaft zu erschlagen drohten. Es blieb uns also nichts weiter übrig, als sie abzusägen, obschon das sozusagen unser Todesurtheil unterschreiben hieß. Als wir den Hauptmast halb durchgesägt hatten, brachte ein zweiter, heftiger Ruck das Schiff auf's Neue dergestalt in's Schwanken, daß uns alle weitere Mühe gespart wurde, indem der Mastbaum vollends abbrach und über das Steuerbord flog. Wir schnitten eiligst das Takelwerk durch, womit er noch am Schiffe festhing, und segelten weiter, so gut wir konnten. Auch unser Steuerruder war durch die unaufhörlich dagegen anstürmenden Wogen bereits untauglich gemacht. Zwei Tage später theilte der Besanmast das Schicksal des Hauptmastes, nur mit dem Unterschiede, daß ein Stumpf davon stehen blieb. Nun trieb die Hermiona gleich einem Floß auf den Wellen umher.

„So namenlos diese Drangsale auch waren, so bleibt mir doch das Schlimmste noch zu erzählen übrig. Der wenige Mundvorrath, den wir bei uns hatten, war mittlerweile derart zusammengeschmolzen, daß der Hunger-

tod uns in's Gesicht grinste. Es war ein herzzerreißender Anblick, eine so wackere Schaar von Matrosen zu sehen, die in der Vollkraft der Mannesjahre und von den frohesten Hoffnungen beseelt die Heimath verlassen hatten und nun verurtheilt waren, gleichsam zollweise des schrecklichsten Todes zu sterben. Bald wurden wir auf halbe Ration gesetzt, und diese mußte täglich verringert werden, bis wir schließlich nur noch ein Viertel des gewohnten Maßes erhielten. In Folge der Entbehrung brach ein Fieber aus, welches viele Männer dahinraffte, so daß unsere Zahl sich bedeutend lichtete. Deßungeachtet gingen die Vorräthe mit erschreckender Schnelligkeit zur Neige, so daß wir in unserm Heißhunger schließlich Alles verschlangen, was überhaupt nur irgendwie eßbar war. Ratten wurden als ein Leckerbissen angesehen und von Denen, welche so glücklich waren, sie zu erbringen, entweder verzehrt oder um einen hohen Preis verkauft, je nachdem Hunger oder Habsucht die Oberhand hatte. Ich selbst habe Ratten zu sechs oder sieben Dollars das Stück verkaufen sehen, und als sie vom Schiffe verschwunden waren, hätte man gern das Doppelte dafür bezahlt. Man stahl die Schiffslaternen, schnitt die Hornplatten derselben in Streifen und suchte sich am Leben zu erhalten, indem man diese heimlich kaute. Ein Stück altes, ungegerbtes Leder galt für einen kostbaren Fund; die Soldaten aßen ihre Handschuhe; um Schuhe aus Seehundsfell schlug man sich, und später wurde nicht einmal darauf geachtet, ob das Leder gegerbt war oder nicht.

„Endlich — nur mit Beben kann ich daran zurückdenken — endlich drängte sich uns eine entsetzliche Alter-

native auf. Anfangs wagte Niemand den schrecklichen Gedanken in Worte zu kleiden; als aber die Verzweiflung auf's Höchste stieg, da flüsterte Einer dem Andern zu, daß es doch besser sei, Einen zu opfern, als Alle des Hungertodes sterben zu lassen!"

Hier hielt der Lieutenant, abermals von seinen Gefühlen überwältigt, inne; auch uns überlief ein Schauder bei dem Gedanken, daß der Hunger im Stande sei, selbst Christen zu Kannibalen zu machen.

„Und wie wurden Sie denn vor der Ausführung dieses schrecklichen Planes bewahrt?" fragte Don Manuel; „denn ich hoffe zu Gott, daß es nicht zur Ausführung desselben kam."

„Durch den, der heimgegangen ist, um seinen Lohn in Empfang zu nehmen," antwortete der Lieutenant, „durch unsern guten Don Diego. Als dieser, durch Hunger und Fieber auf's Höchste entkräftet, vom Stückmeister erfuhr, was vor sich gehen sollte, erhob er sich von seinem Lager, schleppte sich, mehr todt als lebendig, die Leiter hinauf und stand plötzlich in unserer Mitte. Wir fuhren bei seinem Anblicke voll Entsetzen zurück; denn er sah so abgezehrt und todtenbleich aus, daß einige der Männer seinen Geist zu sehen glaubten. Seine letzten Kräfte sammelnd, ermahnte er uns in so ergreifender Weise und beschwor uns bei der Liebe Christi und bei unserm Glauben an die göttliche Vorsehung, von dem gräßlichen Vorhaben abzulassen. Diese Worte machten einen so gewaltigen Eindruck auf alle Gemüther, daß wir uns um den edeln Priester herumdrängten, den Saum seines Kleides küßten und, auf den Knieen liegend, feierlich gelobten, wenigstens noch bis zum folgenden Tage

auszuharren. Das war der letzte Dienst, den Don Diego seinem göttlichen Meister erwies; denn kaum hatte er ausgesprochen, als er erschöpft zusammenbrach, und in der folgenden Nacht gab er seine schöne Seele in die Hände seines Schöpfers zurück. Aber obschon der Hunger uns dergestalt quälte, daß wir die Planken des Verdecks aufrissen und das morsche Holz abnagten, hielten wir das dem Priester gegebene Wort. Als der Morgen anbrach, entdeckten wir durch eine Fügung der göttlichen Vorsehung diese Insel und feuerten die von Ihnen vernommenen Nothschüsse ab. Das Uebrige wissen Sie, meine Herren; es bleibt mir noch übrig, Ihnen in meinem und meiner Gefährten Namen für Alles zu danken, was Sie an uns Unglücklichen gethan."

Als der Spanier seine Erzählung beendigt hatte, kniete er vor Don Manuel nieder und bat um seinen Segen. Dann wünschte er uns Allen gute Nacht und kehrte zu seinen Gefährten zurück, um im Schlafe seinen Kummer zu vergessen.

Einundsechzigstes Kapitel.

Die Plünderung des Wrackes.

Früh am andern Morgen weckten uns die Hörner zum Beginne eines wichtigen Tagewerkes. Zuerst kam jedoch das Morgengebet und die geistliche Messe; denn diese Andachtsübungen versäumten wir nie. Unbeschreiblich war das Staunen und die Freude der Spanier, als sie entdeckten, daß wir gleich ihnen Katholiken seien; denn

da wir Engländer waren, hatten sie es als selbstverständlich betrachtet, daß wir auch Protestanten sein müßten. Genug, sie wollten Anfangs ihren Augen nicht trauen und bezeigten Don Manuel, in dem sie sogleich das Werkzeug unserer Bekehrung vermutheten, von jetzt an noch größere Ehrerbietung als zuvor.

Als unser Morgengebet beendigt war, bereiteten wir in aller Eile ein reichliches Frühstück; denn wir wußten im Voraus, daß uns ein mühevoller Tag bevorstehe. Pounder ging unterdessen mit dem spanischen Lieutenant zur Bucht hinab, um nach dem Wrack zu sehen. Sie berichteten, ein Jeder in seiner Weise, daß das Schiff nicht mehr gesunken, sondern durch die Fluth noch höher auf das Korallenriff hinaufgetrieben sei, auf dem es Tags zuvor festgefahren. Nach dem Frühstücke eilten wir sämmtlich an's Meer und stiegen in die Boote, um von dem Schiffe zu retten, was noch zu retten war. Ob die Veränderung seiner Lage unsern Plan begünstigte oder seine Ausführung erschwerte, konnten wir vorerst nicht beurtheilen. Das Vordercastell und der größte Theil der Steuerbordseite ragten aus dem Wasser empor und schienen trocken zu sein; dafür war jedoch die Backbordseite tiefer gesunken und die Hälfte des Hintercastells völlig untergetaucht. Unter diesen Umständen blieb uns allerdings wenig Hoffnung, den kostbarsten Theil der Ladung, namentlich das Pulver, zu retten, welches sich tief im Kielraume befand.

Mit Aufbietung aller Kräfte gelang es uns, einen Theil des Hauptverdeckes aufzureißen und bis zu den Kabinen der Offiziere vorzudringen, wo wir Kleidungsstücke und feines Leinen fanden, das uns sehr willkommen

war. Auch Geld und andere Kostbarkeiten waren hier vorhanden; aber dergleichen Dinge hatten für uns so wenig Werth, daß wir sie, aus Verdruß, nichts Nützlicheres zu finden, beinahe in's Meer geworfen hätten. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen erreichten wir einen mit Waffen angefüllten Koffer; aber er stand tief im Wasser und war so schwer, daß wir ihn nicht emporzuziehen vermochten. Ueberhaupt mußte die meiste Arbeit unter Wasser geschehen, wobei die Betreffenden ein Seil um den Leib geschlungen hatten, an dem man sie nöthigenfalls emporziehen konnte. Da wir jedoch nicht im Tauchen geübt waren, hielten wir's nicht länger als drei bis vier Minuten unter Wasser aus.

Die besten Dienste leisteten uns bei dieser Gelegenheit die Indianer; denn alle Einwohner von Toonati-nooka sind geübte Taucher, weil sie von frühester Jugend an darauf abgerichtet werden, klaftertief unter Wasser zu gehen, um Korallen, Perlaustern und andere Muscheln aus dem Meeresgrunde heraufzuholen. Es gelang Pounder und Samuel auch, den Koffer mit den Waffen zu erbrechen, worauf sie bald eine Flinte, bald einen Hirschfänger, bald ein Paar Pistolen im Triumphe heraufbrachten. Nach zwei bis drei Tagen angestrengter Arbeit hatten wir im Ganzen neunundzwanzig Flinten, siebenzehn Karabiner und sechs kleinere Pistolen geborgen. Auch einen kleinen Mörser nebst der dazu gehörigen Lafette schafften wir an's Land.

An Pulver fanden wir Anfangs nur drei große Hörner voll in den Kabinen der Offiziere, und der Inhalt des einen war obendrein feucht geworden und in Folge dessen theilweise verdorben. Deßungeachtet nahmen

wir es mit uns und trockneten es vorsichtig an der Sonne, wodurch es wieder ziemlich brauchbar wurde. Ebenso verfuhren wir mit dem feucht gewordenen Pulver, das wir später noch aus der Pulverkammer heraufholten. Da wir es im Bogenschießen soweit gebracht hatten, daß wir die Flinten ganz entbehren konnten, wurde sämmtliches Pulver in das dafür bestimmte kleine Gewölbe geschafft und für den Fall eines feindlichen Angriffes aufbewahrt.

Nachdem wir das Schiff so viel als möglich ausgeplündert hatten, fertigten wir auch für die spanischen Ankömmlinge Bogen nebst Pfeilen an und unterwiesen sie in deren Handhabung, so daß wir bald ein respectables Schützencorps von sechsundvierzig Mann bildeten und, versehen mit unserm Pulvervorrathe, nicht zu fürchten brauchten, selbst von einer doppelten Anzahl Feinde angegriffen oder in unserer Felsenburg belagert zu werden.

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Gerüchte und Geheimnisse.

Als ich einige Jahre nach Beendigung des Krieges nach England zurückkehrte, wo der Commodore Anson wegen der vielfachen Dienste, die er der Krone geleistet, inzwischen zum Lord erhoben und mit großen Reichthümern beschenkt worden war, hörte ich unter andern falschen Gerüchten, daß die Hermione in einem gewaltigen Seesturme am Cap Horn untergegangen sei.

In Spanien war man derselben irrigen Meinung.

Ein spanischer Kaufmann, den ich eines Tages in einem Londoner Kaffeehause traf, erzählte mir, daß der Admiral Pizarro und die unter ihm stehenden Befehlshaber der übrigen Schiffe des spanischen Geschwaders zwar Alles aufgeboten hätten, das Unternehmen, mit dem sie betraut worden, auszuführen, daß sie aber bei dem schlechten Zustande ihrer Schiffe und der durch Hunger und Krankheit entmuthigten Mannschaft nicht im Stande gewesen seien, dem Sturme Trotz zu bieten. Man habe nothgedrungen den Versuch gemacht, den Rio de la Plata zu erreichen, was dem Admiralschiff um die Mitte des Monats Mai auch wirklich gelungen sei. Zwei andere Schiffe des Geschwaders, die „Esperanza" und der „San Estevan", seien der „Asia" gefolgt und einige Tage später in den Hafen eingelaufen. „Die ‚Guipuscoa', das größte Schiff des ganzen Geschwaders, mit vierundsiebzig Kanonen an Bord, scheiterte in der Nähe der brasilianischen Küste," erzählte der Spanier weiter. „Was von seiner siebenhundert Mann starken Besatzung übrig geblieben war, rettete sich in den Booten. Dagegen ist die ‚Hermione' ohne Zweifel mit Mann und Maus untergegangen; denn man hat nie mehr etwas von ihr gehört, noch gesehen." Uebrigens hatte ich alle diese Einzelheiten bereits in dem von dem Schiffskaplan Lord Anson's verfaßten Berichte über die Expedition des Commodore gelesen.

Wenn es befremden sollte, daß ich es unterließ, obige Irrthümer zu berichtigen, sondern im Gegentheil in Bezug auf die Hermione und ihre Mannschaft das strengste Stillschweigen beobachtete, so möge man bedenken, unter welch' seltsamen Umständen die Spanier auf der von uns entdeckten und gewissermaßen unter meinem Befehle

stehenden Insel landeten. Wir fanden uns scheinbar ganz zufällig in jenem entfernten Winkel der Erde zusammen; ein gemeinsames Geschick brachte uns schnell einander näher; unsere bedrängte Lage wies uns auf gegenseitige Hülfeleistungen an; wir lebten jahrelang beisammen, Freud und Leid mit einander theilend. Unter solchen Umständen verwischt sich jeder nationale Unterschied, um dem Bewußtsein Platz zu machen, daß Alle einer und derselben großen Menschenfamilie angehören. Wie grausam und unnatürlich wäre es nun meinerseits gewesen, hätte ich bei meiner Ankunft in England den Aufenthaltsort meiner braven, vom Schicksal verfolgten Gefährten verrathen; denn gleichviel wie unsere Nationen gegen einander gesinnt waren, die Spanier, wenn sie anders noch lebten, hatten ein Recht auf ihre Freiheit, mochten sie nun in Toonati-nooka oder auf unserer Insel weilen.

So habe ich denn beschlossen, daß nicht allein sie, sondern auch ihre Nachkommen bis in's dritte Geschlecht, so viel an mir liegt, unbehelligt bleiben sollen. Ich übergebe deßhalb diese Blätter der Obhut eines zuverlässigen Freundes [1], von welchem sie auf dessen Sohn und Enkel übergehen sollen, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie erst nach hundert Jahren, wenn der Herr mich längst von hinnen genommen hat, der Oeffentlichkeit übergeben werden.

[1] Richard Livermore, ein angesehener Rechtsanwalt in Yarmouth, mit welchem Owen während der letzten Jahre seines Lebens in freundschaftlichem Verkehre stand. Seine Söhne lebten noch im Jahre 1819 in dem bei Yarmouth gelegenen Thorpe Grange.

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Die kostbarste Entdeckung.

Es begann jetzt auf unserer Insel ein neues Leben. Wir überzeugten uns bald von der Ehrenhaftigkeit unserer Gäste und fingen an, Vertrauen in sie zu setzen, so daß die strengen Vorschriften, welche wir ihnen bei ihrer Ankunft gemacht hatten, allmählich außer Kraft traten und wir nur noch eine einzige große Familie bildeten. Auch wurde Alles, was wir besaßen, als gemeinschaftliches Eigenthum betrachtet. „Mit den kalten Worten ‚mein und dein' wollen wir nichts mehr zu schaffen haben," sagte Don Manuel und erzählte uns dann, wie die Gläubigen der ersten christlichen Zeiten sich freiwillig ihrer Güter entäußert und es verschmäht hätten, persönliches Eigenthum zu besitzen.

„Aber was soll es werden, wenn sich Einer von uns als ein unwürdiges Mitglied unserer Gesellschaft erweist und den Andern Grund zur Unzufriedenheit gibt?" fragte ich Don Manuel.

„Dann möge man ihn bei Seite nehmen und ihn mit Sanftmuth und brüderlicher Liebe zurechtweisen," entgegnete er. „Zeigt er sich hartnäckig, so sollen zwei oder drei der Aeltesten und Einsichtsvollsten ihm sein Unrecht eindringlich vorhalten, und wenn er auch auf diese nicht hört, dann bringt ihn zu mir, damit ich versuche, ihn durch höhere Beweggründe zur Besserung zu führen."

„Wenn er aber selbst Ihren Ermahnungen gegenüber taub bliebe?" warf ich ein.

„Dann werden wir ihn auf die entgegengesetzte Seite der Insel verbannen, bis Einsamkeit und Hunger ihn

wieder zur Vernunft gebracht haben," sagte der Priester in entschiedenem Tone.

Nachdem dieses festgestellt war, lebten wir miteinander ohne Unterschied der Abstammung, der Sprachen oder der Zeit unserer Ankunft auf der Insel. Die Spanier erhielten ihren Antheil von Allem, was wir besaßen; sie dagegen theilten uns von den Vorräthen mit, welche wir vom Schiffe holten, jedoch unter der Bedingung, daß wir im Falle unserer Befreiung entweder selbst für den Werth der von uns verbrauchten Gegenstände aufkommen oder unsern beiderseitigen Regierungen eine Liste derselben einreichen würden.

Die Ausflüge zum Schiffe wiederholten wir täglich; aber die meisten Vorräthe lagen so tief, daß wir sie nicht erreichen konnten. Wir vertrösteten uns auf den niedrigsten Wasserstand und suchten einstweilen durch das obere Deck in das Mitteldeck einzudringen, was wegen der Versperrung dieses Raumes durch zusammengefallene Schiffswände und sonstige im Wasser umherschwimmende Gegenstände sehr gefahrvoll war.

Einer der Spanier, José Martinez mit Namen, wurde von einem Balken derart eingeklemmt, daß er um ein Haarbreit um's Leben gekommen wäre. Nur durch die Gewandtheit und den Muth Tom Harvey's wurde er gerettet. Dieser brachte ihn mit Gefahr seines eigenen Lebens glücklich auf's Deck; aber der Spanier war dem Tode nahe, und es bedurfte langer Zeit, bis er wieder zu sich kam. José bewahrte seinem Lebensretter ein dankbares Herz; beide schlossen sich eng aneinander an und gelobten, sich bei jeder Gelegenheit in besonderer Weise beizustehen. Don Manuel schien diesen Freundschaftsbund

nicht recht zu billigen. Sobald die Sache ihm zu Ohren kam, rief er die Beiden zu sich und erinnerte sie daran, daß ein derartiges Bündniß längst unter sämmtlichen Bewohnern der Insel bestehe, und daß es überflüssig sei, dasselbe in besonderer Weise zu erneuern.

„Wir sind schon als Menschen und Christen verpflichtet, uns zu lieben und einander nach Kräften beizustehen," sagte er. „Ich habe Nichts dagegen, wenn zwei Kameraden, deren Charaktere und Neigungen übereinstimmen, Freundschaft miteinander schließen; aber die allgemeine Nächstenliebe darf nicht darunter leiden."

Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle Gegenstände nennen wollte, die wir aus dem Schiffe retteten. Unsere Felsenhöhle füllte sich mehr und mehr mit allerlei nützlichen Dingen, wie Waffen, Handwerksgeräthe und dergleichen mehr.

Die kostbarste Entdeckung, welche wir machten, war jedoch der Kelch und die priesterlichen Gewänder des an Bord verstorbenen Don Diego. Wir fanden diese Gegenstände nebst den übrigen geringen Habseligkeiten des frommen Priesters in einen Koffer gepackt. Die ganze Hinterlassenschaft bestand aus einer alten Soutane, einem Paar Schuhe und einigen schlechten Hemden, einem Crucifix, nebst einem kleinen Reliquiar, dem Missale und dem Brevier des Verstorbenen, mehreren Gebet- und Betrachtungsbüchern, einem andern dicken Bande, der nach Don Manuels Aussage theologische Abhandlungen enthielt, und einigen lateinischen Papieren mit der Unterschrift und dem Siegel des Bischofes von Valencia. Alles war stark vom Seewasser beschädigt; namentlich klebten die Blätter der Bücher so fest aneinander, daß

wir glaubten, kein Mensch würde je wieder im Stande sein, sie zu lesen. Aber Don Manuel, der großen Werth auf diese Bücher zu legen schien, trocknete sie behutsam in der Sonne und stellte sie soweit her, daß der größte Theil ihres Inhaltes wieder leserlich wurde. Auch die priesterlichen Gewänder, welche gleichfalls vom Seewasser gelitten hatten, wußte er wieder in Stand zu setzen. Der kleine Altarstein, sowie das zur Darbringung des heiligen Meßopfers erforderliche Leinen waren nicht beschädigt.

Bei einem andern Ausfluge zum Schiff entdeckten wir in der Kabine des Kapitäns eine Kiste spanischen Weines nebst einigen Pfund Wachs. Da war die Freude groß; denn nun durften wir uns der Hoffnung hingeben, das heilige Meßopfer, nach dem wir so sehnsüchtig verlangten, bald in unserer Kapelle feiern zu können. Kaum waren wir zur Insel zurückgekehrt, da eilte Don Manuel schon zu seinem kleinen Weizenvorrath, mahlte einen Theil desselben zwischen zwei flachen Steinen, knetete aus dem Mehle einen Teig und formte daraus mit vieler Geschicklichkeit die erforderlichen Hostien. Dann kündigte er uns an, daß Alles zur Darbringung des heiligen Meßopfers am andern Morgen in Bereitschaft sei. Wir verwandten den Nachmittag und den Abend, um uns würdig auf diesen glücklichsten Tag unseres Lebens vorzubereiten, indem wir uns frommen Uebungen hingaben und sämmtlich das heilige Bußsacrament empfingen.

Der Morgen brach an und brachte uns das so lang ersehnte Glück, der heiligen Messe beizuwohnen und uns in der heiligen Communion mit dem Herrn zu vereinigen. Ich vermag nicht zu schildern, was wir empfanden, als

wir, in Andacht versunken, um den Altar herumknieten, den Don Manuel in einer grünen Laube, die wir als Sommerkapelle benutzten, errichtet hatte.

Einer der Spanier, Bartolomé Ramirez, diente die Messe, wie er es einst in der Kirche der Augustinermönche zu Valencia zu thun pflegte, und so ging Alles in gehöriger Ordnung von Statten. Auch waren wir keineswegs durch die Neuheit des Schauspieles zerstreut; denn unser guter Don Manuel hatte uns jeden Theil der heiligen Messe und alle dabei vorkommenden Ceremonien schon lange im Voraus erklärt. Aber indem ich jetzt an jenen Morgen zurückdenke, füllen sich meine Augen mit Thränen, und ich schäme mich ihrer nicht. Ja, es drängt mich, meine Feder niederzulegen und auf die Kniee zu sinken, statt Weiteres zu berichten.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Es bereitet sich eine neue Veränderung vor.

Nur Eines trübte jetzt unser Glück, und das war eine auffallende Veränderung, welche sich im Wesen unseres Freundes und Führers kundgab. Er, der uns so oft in Kleinmuth und Verzweiflung aufgerichtet und mit unserm traurigen Schicksale ausgesöhnt hatte, schien auf einmal selbst einer tiefen Schwermuth anheimgefallen zu sein. Zwar sprach er sich nicht aus und that sein Bestes, die gewohnte Heiterkeit äußerlich zu bewahren. Deßungeachtet bemerkte ich sogleich, daß irgend Etwas ihn niederdrücke. Mehrmals traf ich ihn, den Kopf in die

Hand gestützt, am Ufer sitzen, und in der Richtung ausschauen, von wo das Canoe der Indianer gekommen war. Wenn er meiner ansichtig wurde, erhob er sich und machte irgend eine Bemerkung über das Wetter oder dergleichen; aber ich sah, daß seine Gedanken in der Ferne weilten.

Was die Andern davon dachten, weiß ich nicht, da ich es vermied, diesen Gegenstand zu berühren. Indessen schien die mit Don Manuel vorgegangene Veränderung auch sie zu beunruhigen; denn er war Allen Alles geworden, und der bloße Gedanke, ihn jemals zu verlieren, schien uns schon unerträglich; aber Niemand wagte, seine Befürchtungen auszusprechen. Ich für meinen Theil errieth bald, um was es sich handle. Ich hatte die Nacht, wo er von Toonati-nooka und der Bekehrung der Wilden träumte, keineswegs vergessen und zweifelte nicht, daß er auch jetzt wieder mit dergleichen Plänen beschäftigt sei. Ja, ich überzeugte mich mehr und mehr, daß er nicht wieder glücklich und zufrieden sein werde, bis er sein Vorhaben ausgeführt.

Als ich ihn eines Tages wieder in Nachdenken versunken am Ufer sitzen fand, sagte ich in halb scherzendem Tone: „Ich glaube, ich verstehe auch ein wenig, in dem Buche zu lesen, in welchem Sie da studiren."

Er schaute mich verwundert an; denn er ahnte nicht im Entferntesten, daß ich seine Gedanken errathen hatte.

„Auch kann ich Ihnen mit einem einzigen Worte den Titel des Buches nennen," fuhr ich in demselben Tone fort.

„Dann thun Sie es, Freund Owen," bat er, mich liebevoll anschauend.

„Nun, mein Vater, welches ist denn das Buch, das Ihnen am meisten am Herzen liegt?“ fragte ich ausweichend.

Da zog er unter seiner Soutane seinen steten Begleiter, das Brevier, hervor und hielt es mir lächelnd entgegen.

„Sie sehen, mein Sohn, daß der Titel aus zwei Wörtern besteht, ‚Breviarium Romanum‘,“ sagte er. „Sie haben also nicht gut gerathen.“

„Nun wohl, so will ich meine Frage anders stellen,“ entgegnete ich. „Was liegt Ihrem Herzen am nächsten und ist doch weit entfernt? An was denken Sie bei Tag und bei Nacht? Wohin sehnen Sie sich, und welches Wort schwebt bei Ihren Gebeten am häufigsten auf Ihren Lippen? Bezeichnen Sie es mir durch den Namen eines Ortes!“

„Nun, das ist hoffentlich der Himmel, mein Sohn.“

„Aber nächst dem Himmel?“

„Je nun, wenn nicht im Himmel, so möchte ich doch wenigstens im Fegfeuer sein.“

„Das Fegfeuer meine ich auch nicht, es ist ein längeres Wort.“

„Ich sehe wohl, Sie haben wirklich in meinen Gedanken und in meinem Buche gelesen,“ sagte er lächelnd. „Ja, es ist Toonati-nooka, woran ich denke. Sehen Sie, mein Sohn,“ fügte er, seine Arme gegen das Meer ausstreckend, mit Thränen in den Augen hinzu, „jenseits dieses Horizontes gibt es zahllose Seelen, die gleich uns um den Preis des kostbaren Blutes Jesu Christi erkauft sind. O wie sehr hat jenes Herz, das am Kreuze für uns brach, auch sie geliebt, und doch, wie weit sind sie von Ihm entfernt!“

Hier hielt er, von seinen Gefühlen überwältigt, inne. Dann legte er die Hand auf meinen Arm und sagte in ruhigerem Tone: „Sie wissen, mein Freund, welchem Abgrunde des greulichsten Götzendienstes unsere armen Indianer entrissen wurden; aber wieviele Seelen sind noch von demselben Irrthum umnachtet! Es ist mir, als sähe ich sie mit diesen meinen Augen, wie sie Einer des Andern Blut vergießen, um scheußliche Götzenbilder tanzen, ihre Gefangenen, ja ihre eigenen Kinder den Dämonen opfern und scharenweise in die Hölle hinabstürzen." Bei diesen letzten Worten sank seine Stimme zu einem leisen Geflüster herab, und er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Nach einer Weile hob er plötzlich die Augen zum Himmel empor und rief: „Regina Apostolorum, ora pro illis!" Dann fuhr er fort, im Stillen zu beten, während seine Hände sich krampfhaft falteten und Angstschweiß auf seine Stirne trat.

Nach Verlauf einiger Zeit schien er wieder zu sich zu kommen. Als er sah, daß ich an seiner Seite stand und ihn voll Bestürzung betrachtete, redete er mich in der gewöhnlichen Weise an.

„Lieber Freund," sagte er, „Sie wissen jetzt, was meine ganze Seele erfüllt. Ja, der Gedanke daran verfolgt mich Tag und Nacht. Es ist mir, als ob eine geheimnißvolle Stimme mir unaufhörlich zuriefe: ‚Komme nach Toonati-nooka und hilf uns!' Glauben Sie nicht," fuhr er lächelnd fort, während ich ihn verwundert anstarrte, und nicht wußte, was ich denken sollte, „glauben Sie nicht, daß ich von Sinnen sei; mein Urtheil war nie klarer als eben jetzt. Uebrigens werde ich nun auch ruhiger werden; denn da Sie wissen, was in meinem

Herzen vorgeht, kann ich mich in Zukunft Ihnen gegenüber aussprechen und wir können miteinander überlegen, wie mein Plan auszuführen sei."

„Sie wollen uns also verlassen?" rief ich, außer mir vor Schmerz, „und das gerade jetzt, wo wir anfangen, Gott zu lieben! Sie wollen die Heerde, welche Sie auf den guten Weg geführt, nunmehr Ihrer Leitung berauben!"

„Glauben Sie mir," rief der Priester, nach Fassung ringend, „daß mir die Trennung von Ihnen schwer wird; aber Alles zur größern Ehre Gottes! Dieser Wahlspruch eines großen Heiligen muß bei Allem, was wir unternehmen, unsere Richtschnur sein. Was hindert uns übrigens," fuhr er eifriger fort, „daß wir Alle miteinander gehen, oder wenn dies die Boote überladen sollte, durch's Loos bestimmen, wer gehen und wer bleiben soll? Natürlich müßten Diejenigen, welche die erste Reise mitmachen, sich verpflichten, die Boote baldmöglichst hierher zurückzuführen."

Kurz, das Resultat unserer Unterhaltung war, daß Don Manuel den Männern vorschlug, mit einer gewissen Anzahl von ihnen eine Entdeckungsreise nach Toonatinooka zu machen.

„Dies Unternehmen kann in mehr als einer Hinsicht von Nutzen sein," sagte er. „Aus dem, was uns die Indianer von ihren Landsleuten erzählten, ist mit ziemlicher Gewißheit zu schließen, daß weiße Männer, mit welchen sie ja nicht in Feindschaft leben, und von denen sie viel Nützliches lernen können, freundliche Aufnahme bei ihnen finden würden, und da das Land aller Wahrscheinlichkeit nach Gold- oder Silberminen besitzt, dürften Diejenigen, welche

sich zu der Expedition entschließen, auch reichlich für ihre Mühen entschädigt werden. Nur muß ich euch im Voraus an's Herz legen, daß ihr die Einwohner der Insel in geziemender Weise behandelt, euch nicht über sie erhebt, oder ihnen durch List und Gewalt ihr Eigenthum entreißt, wie gewisse Abenteurer es thaten, die, weit entfernt, Seelen zu retten, den christlichen Namen durch ihre Grausamkeiten bei den Heiden in Verruf brachten. Was mich betrifft, so verfolge ich bei dieser Reise nur einen Zweck und werde Sorge dafür tragen, zu meinen Begleitern Solche zu wählen, welche der Erreichung desselben nicht hindernd im Wege stehen."

Nach dieser Anrede, für welche Don Manuel uns vor dem Abendgebete versammelt hatte, erklärte er, unsern Entschluß erst am andern Morgen nach der heiligen Messe hören zu wollen, damit wir die Sache reiflich erwägen und Gott um Erleuchtung bitten könnten.

In wie hohem Grade der unverhoffte Vorschlag die Gemüther erregte, ist leicht begreiflich. Die Männer überlegten mit einander bis tief in die Nacht und kamen, je nach ihrem Charakter und ihren Lebenserfahrungen, zu verschiedenen Entschlüssen. Die Einen begrüßten den Plan, auf's Meer hinauszugehen und neue Abenteuer zu suchen, mit großer Freude; die Andern zogen vor, ruhig auf der Insel zurückzubleiben. Zu den Letztern zählten insbesondere die Veteranen, welche bereits manchen Sturm mitgemacht und das ruhige Leben auf der Insel schätzen gelernt hatten. Auch fiel es Keinem ein, sie dieserhalb zu tadeln; denn daß die geplante Reise ein Wagstück sei und mannigfache Gefahren mit sich bringen werde, war vorauszusehen.

Es meldeten sich am andern Morgen im Ganzen sechzehn Mann, vierzehn Spanier und zwei Engländer, nämlich Gill und Hilton.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Die Vorbereitungen zur Abreise.

Wir trafen nun ohne Verzug die zur Abreise nöthigen Vorbereitungen. Es wurde beschlossen, den Scheidenden das große Boot nebst der Schaluppe zu geben oder, besser gesagt, zu leihen; denn die beiden Fahrzeuge gehörten zur „Hermione" und waren mithin Eigenthum der spanischen Regierung. Don Manuel, der ohne Zweifel ein höheres Amt bekleidet hatte oder doch einflußreicher war, als es den Anschein hatte, beruhigte uns indeß über diesen Punkt, indem er uns versicherte, wir brauchten im Falle unserer Rückkehr nach Europa oder einer abermaligen Landung von Spaniern an unserer Insel nur seinen Namen zu nennen und zu sagen, daß er unser Reisegefährte auf dem „Spitfire" gewesen, dann würde Alles in Ordnung sein.

Er wählte aus Denen, welche sich zur Reise erboten hatten, im Ganzen zehn Mann; die vier Uebrigen wies er wegen ihrer schwachen Gesundheit zurück. „Ich sehe voraus," sagte er, „daß wir auf dieser Fahrt mit manchem Ungemach werden kämpfen müssen, und wenn wir das Ziel derselben glücklich erreichen, so könnte es doch leicht in einem traurigen Zustande sein. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß drei der Unsrigen vor Allem das Recht haben, die Reise mitzumachen, nämlich Mark,

Pounder und Samuel, denen vielleicht nie wieder die Gelegenheit geboten wird, in ihr Vaterland zurückzukehren. Hierauf wandte er sich an die Indianer, theilte ihnen sein Vorhaben mit und forderte sie auf, ihren Entschluß auszusprechen; zuerst den alten Mark.

Es war rührend, zu sehen, mit welcher Mischung von Freude und Schmerz die armen Geschöpfe die Nachricht vernahmen, daß Don Manuel im Begriffe sei, nach ihrer Heimath abzureisen. Sie hatten sich im Laufe der Zeit auf's Engste an uns angeschlossen und kannten kein größeres Glück, als uns zu dienen. Aber auch die Bande des Blutes waren stark. Nie kam die Rede auf Toonatinooka, ohne daß wir uns überzeugten, wie sehr ihr Herz an ihrem Vaterlande und an Denjenigen hing, welche sie dort zurückgelassen.

Pounder stand allein in der Welt; denn die Seinigen waren bei einem feindlichen Ueberfalle sämmtlich um's Leben gekommen. Dieser Umstand bestimmte ihn, der Heimath zu entsagen und bei uns zu bleiben.

Mark und Samuel freuten sich, zu den Ihrigen zurückzukehren, und konnten den Reisenden von großem Nutzen sein, nicht allein als Dolmetscher, denn Don Manuel war jetzt ihrer Sprache vollkommen mächtig, sondern mehr noch, um die Ankömmlinge zu empfehlen und ihnen mit Rath und That beizustehen.

Jetzt regten sich alle Hände, um die nöthigen Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Zunächst mußten die Boote in Stand gesetzt werden, und das erforderte geraume Zeit, weil Niemand sich gehörig auf dies Geschäft verstand. Der Zimmermann der „Hermione" war nämlich sammt seinem Gehülfen der Hungersnoth zum Opfer ge-

fallen; sonst hätten wir auch nie darein gewilligt, uns zu trennen, sondern versucht, aus dem Holzwerk des spanischen Schiffes ein großes Boot für uns Alle zu bauen.

Dann sorgten wir für den nöthigen Mundvorrath, vor Allem für Schiffszwieback. Diesen fertigten wir an, indem wir aus Weizenmehl, zerquetschten Brodfrüchten und Brodwurzeln einen Teig kneteten, denselben ausrollten, in schmale Streifen schnitten und bei langsamem Feuer backten. Außerdem gaben wir den Reisenden einen großen Vorrath von gesalzenem und geräuchertem Schweinefleisch, nebst einigen wilden Gänsen und andern großen Seevögeln. Alle diese Lebensmittel wurden in drei von der „Hermione" gerettete Tonnen gepackt, von denen wir zwei in das große Boot, die dritte in die Schaluppe schafften. Auch versahen wir unsere Gefährten reichlich mit Trinkwasser und gaben ihnen schließlich noch mehrere Angelschnüre und eines unserer besten Fischnetze, damit es ihnen auch im schlimmsten Falle nicht an Lebensmitteln mangle, weder unterwegs, noch in Toonati-nooka.

Jetzt mußten sie noch mit Waffen versehen werden. Welchen Vortheil der Gebrauch von Feuerwaffen den Wilden gegenüber gewährt, wußten wir, und beschlossen daher, auch in diesem Punkte recht freigebig zu sein. Jeder der Abreisenden erhielt eine gute Flinte, zwei Pistolen und einen Hirschfänger. Außerdem schafften wir noch mehrere überzählige Flinten, neun Piken, vier Beile und anderthalb Tonnen Pulver in die Boote.

Nun fehlte ihnen noch ein Compaß; aber wie sollten wir ihnen diesen verschaffen, da die Hermione den ihrigen verloren hatte? Durch einen merkwürdigen Zufall, oder

besser gesagt, durch eine Fügung der göttlichen Vorsehung, fanden wir kurz vor der Abreise auf dem Boden einer mit chirurgischen und physikalischen Instrumenten gefüllten Kiste einen kleinen Taschencompaß. Niemand hatte bis dahin eine Ahnung von dem Vorhandensein dieses werthvollen Instrumentes gehabt; denn die Kiste sammt ihrem Inhalte war das Eigenthum eines gelehrten Arztes, Don Garcia Nunez, gewesen, dem die spanische Regierung zum Zwecke wissenschaftlicher Beobachtungen freie Fahrt gewährt hatte, und der gleich den meisten seiner Reisegefährten am Hungertyphus gestorben war. Wir gaben unsern Reisenden nicht nur den Compaß, sondern den ganzen Inhalt der Kiste, mit Ausnahme eines Secirmessers, einiger leinenen Binden und etwas Charpie.

Kurzum, wir statteten unsere Freunde mit Allem aus, was ihnen nur irgendwie nützlich sein konnte, um sich gegen die Wilden zu vertheidigen, ihre Freundschaft zu erwerben oder ihnen durch die Erzeugnisse der europäischen Industrie zu imponiren. Auch erhielt jeder der Männer zwei vollständige Anzüge, um sich gegen die Kälte zu schützen. Sechs der Spanier kleideten wir in glänzende Offiziersuniformen und putzten sie, so gut wir konnten, mit Federhüten, Degenquasten, Goldtressen und blinkenden Knöpfen heraus, weil wir wußten, daß solcher Flitterkram geeignet ist, schlichten Naturkindern eine hohe Idee von der Wichtigkeit derer beizubringen, welche ihn tragen.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Die Abreise.

Es wäre für die Auswanderer von großem Vortheil gewesen, wenn wir hätten an die Waaren kommen können, die im Kielraume der „Hermione" aufgestapelt lagen; aber daran war, wie gesagt, nicht zu denken. Von dem Wenigen, das wir gerettet hatten, behielten wir nur einiges Leinen zurück; alles Uebrige wurde in die Boote gepackt, damit unsere Freunde in Toonati-nooka Tauschhandel mit den Wilden treiben und dadurch ihre Gunst erwerben könnten.

Jetzt war Alles zur Abfahrt bereit, und da man die Expedition einmal beschlossen und das Wetter bei einer leichten Brise von West-Nordwest Nichts zu wünschen übrig ließ, schien kein Grund vorhanden, die Reise noch länger aufzuschieben. Deßungeachtet hielten wir unsere Gefährten bald unter dem einen, bald unter dem andern Vorwande zurück, und sie ließen sich leicht bereden, noch einen ganzen Tag länger zu bleiben; hatten wir uns doch während unseres friedlichen, durch die Religion und unsern guten Don Manuel erleichterten Exiles allmählich mit dem Gedanken vertraut gemacht, mit einander auf der Insel zu leben und zu sterben.

Aber Don Manuels Eifer duldete trotz seiner Nachgiebigkeit keinen ferneren Aufschub. Nachdem er am andern Morgen in aller Frühe das heilige Meßopfer dargebracht und uns zum letzten Male durch die heilige Communion gestärkt hatte, hielten wir ein kleines Abschiedsmahl, das begreiflicherweise sehr traurig verlief, obschon unser guter Vater Alles aufbot, um uns zu erheitern.

„Ich habe nicht vor, euch eine Predigt zu halten, meine Kinder," sagte er; „denn es ist jetzt an der Zeit, zu handeln. Rufen wir uns alle die guten Lehren in's Gedächtniß zurück, welche wir über das Gottvertrauen und die Ergebung in Gottes heiligen Willen hörten und bereits in's Werk zu setzen versuchten. Haben wir es nicht tausendfach an uns selbst erfahren, daß das Glück des Menschen darin besteht, den Willen Gottes zu thun und sich Seinen Rathschlüssen zu unterwerfen? Nun unterliegt es aber keinem Zweifel, daß dieser heilige Wille mich für einige Zeit von hier wegruft und euch befiehlt, zu bleiben. Wie unsere Geschicke sich in Zukunft gestalten, vermag ich natürlich nicht vorauszusehen; allein wir wandeln ja im Glauben und nicht im Schauen, und wie der Herr uns befiehlt, nur um unser tägliches Brod zu bitten, so genügt es auch, wenn wir den nächsten Schritt auf unserm Pilgerpfad durch dieses Leben erkennen. Dank der göttlichen Vorsehung liegt dieser nächste Schritt klar vor mir. Hätte ich nicht die Hoffnung, eines Tages zu euch zurückzukehren, dann würde ich mich nicht von euch trennen, meine Kinder; wir würden zusammen hier bleiben oder die Insel zusammen verlassen. Ihr könnt nicht Alle gehen, und Viele von euch haben nicht einmal Lust dazu. Ich aber muß gehen; denn ich höre ohne Unterlaß, daß der Herr mich ruft. Es bleibt also nichts weiter übrig, als daß wir uns trennen. Ich bin zwar kein Prophet," fügte er, durch seine Thränen lächelnd, hinzu, „aber ein gewisses Etwas sagt mir, daß ihr nicht lange ohne Priester und ohne Opfer bleiben werdet."

Wir hörten ihm schweigend zu, und trotz unseres

wilden Aussehens rannen uns die hellen Thränen über die sonnengebräunten Wangen in die struppigen Bärte. Es wäre unnütz gewesen, sie zurückhalten oder verbergen zu wollen; denn unser Herzeleid war zu groß. Als Don Manuel zu sprechen aufgehört hatte und sich erhob, drängten wir uns um ihn. Einige warfen sich auf die Kniee und erfaßten seine Kleider oder seine Hände; Andere küßten im Uebermaße des Schmerzes seinen Hut und sein Brevier. Er umarmte uns Alle mit jener väterlichen Zärtlichkeit, die er uns stets bewiesen, und zeigte nach der Sonne, um uns zu erinnern, daß es Zeit zur Abfahrt sei. Dann gab er uns mit vor Rührung zitternder Stimme seinen Segen, machte sich leise von uns frei und schritt langsam den Booten zu.

Die ihn begleitenden Männer rissen sich gleichfalls mit großem Schmerze von ihren zurückbleibenden Gefährten los. Auch Gill und Hilton waren tief ergriffen, wußten sich jedoch, dem Charakter unserer Nation entsprechend, mehr zu beherrschen als die Spanier und die Indianer. Nachdem Alle in die Boote gestiegen waren, stießen sie vom Lande ab, hißten die Segel auf und stimmten eine Litanei an, welche Don Manuel uns gelehrt hatte.

Während unsere Freunde singend in's Meer hinaussteuerten, lagen wir Andern am Ufer auf den Knieen, bis der Klang ihrer Stimmen uns nicht mehr erreichte; dann standen wir auf und strengten unsere Augen an, um ihnen mit den Blicken zu folgen, bis jede Spur von ihnen verschwunden war. Der Letzte, den wir unterschieden, war unser guter Don Manuel, wie er im großen Boote aufrecht stand und die Arme zum Himmel empor-

streckte, um einen letzten Segen über uns herabzurufen. Bei diesem Anblicke fielen wir von Neuem auf die Kniee und schluchzten wie die Kinder. Als die Boote unseren Augen gänzlich entschwunden waren, verließen wir das Ufer und irrten während des ganzen Tages traurig und niedergeschlagen umher, nicht fähig, irgend Etwas zu unternehmen. Nachdem wir am Abend schweigend unsere Mahlzeit eingenommen, betete ich die üblichen Gebete vor, und dann legten wir uns frühzeitig zur Ruhe, um unsern Kummer wo möglich im Schlafe zu vergessen.

Es war uns seltsam zu Muthe, als wir am andern Morgen den guten Don Manuel nicht in unserer Mitte sahen und sowohl auf die Betrachtung als auf die heilige Messe verzichten mußten. Erst allmählich gewöhnten wir uns an diese Entbehrungen, aber unsern Verlust verschmerzten wir nie. Auch an unseren Charaktern zeigten sich die Folgen der Abwesenheit unseres geistlichen Führers gar bald. Prodgers ließ sich allerdings nie wieder in so hohem Grade von seinen Leidenschaften hinreißen, wie vor seiner Bekehrung, bewies jedoch, gleich den Meisten von uns, oft genug, was für ein gebrechliches Wesen der Mensch ist, wenn er nicht durch den Empfang der heiligen Sacramente gestärkt und gehalten wird. Don Manuel hatte dies befürchtet und uns unter Thränen beschworen, unsern guten Vorsätzen treu zu bleiben. An guten Vorsätzen fehlte es auch nicht; aber die Ausführung ließ oft zu wünschen übrig; denn *der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach.*

Zu einem wirklichen Friedensbruche kam es übrigens nie; die kleinen Streitigkeiten, welche dann und wann zwischen uns vorfielen, wurden allzeit rasch wieder bei-

gelegt. Aber wie aufrichtig wir einander auch verziehen, so blieb dennoch ein gewisses Mißbehagen, eine innere Unzufriedenheit im Herzen zurück, so daß wir oft am Ufer auf- und abirrten und gleich verlassenen Kindern die Hände über das Meer nach unserm guten Vater ausstreckten.

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Der Ausbruch des Vulkans.

Unser Leben auf der Insel sollte indeß bald eine neue Wendung oder, richtiger gesagt, ein Ende nehmen und zwar durch ein ganz unvorhergesehenes Ereigniß, das sieben Wochen nach der Abfahrt Don Manuels plötzlich eintrat.

Der nördlich von unserer Felsenwohnung befindliche Berg, unser sogenannter Vulkan, hatte stets still und regungslos dagelegen, wie jeder andere Theil der Insel. Wenn ich mir je die Scene der Umwälzung vorstellte, die einst hier stattgefunden, so war es in der Weise, wie man an eine Begebenheit aus der alten Geschichte, z. B. an die Kriege Cäsars oder dergleichen denkt. Daß ein neuer Ausbruch des Vulkans in unsern Tagen stattfinden sollte, kam uns nicht in den Sinn, und noch viel weniger ahnten wir, welch glückliche Wendung unseres Geschickes dies Ereigniß herbeiführen würde.

Doch da habe ich wieder, wie man zu sagen pflegt, die Karre vor's Pferd gespannt. Um mit dem Anfange zu beginnen, muß ich zuerst bemerken, daß die Luft mehrere Tage hindurch ungewöhnlich schwül und drückend

war, und daß das Wasser in der Quelle, welche unsere Wasserleitung speiste, plötzlich in auffallender Weise abnahm. Wir wußten uns diese Erscheinung nicht zu erklären; denn es hatte uns selbst während des trockensten Sommers nicht an Wasser gefehlt. Bald wurde unser Wasser auch noch trübe, nahm einen schwefelartigen Geschmack und Geruch an, so daß wir es nicht mehr genießen konnten, und hörte endlich ganz zu fließen auf. Wir glaubten im ersten Augenblicke, die Röhren hätten sich verstopft; eine nähere Untersuchung ergab jedoch, daß die Quelle vollständig ausgetrocknet war.

Diese Wahrnehmung beunruhigte uns lebhaft, nicht allein wegen der daraus folgenden Unbequemlichkeiten, sondern mehr noch, weil wir fürchteten, die Sache möchte Schlimmes bedeuten; denn ich hatte einmal gelesen, daß vor dem Ausbruche eines Vulkans sämmtliche Quellen in seiner Nähe versiegen, und einer der Spanier fand meine Angabe durch die Erfahrungen bestätigt, welche er selbst in Südamerika gemacht. Ich denke mir, daß sich das Wasser in Folge einer Störung der unterirdischen Wasseradern einen Weg in's Innere der Erde sucht, wo es, in heiße Dünste verwandelt, die Kraft des Vulkans noch vermehrt, oder daß die erhöhte Gluth eines Berges, der im Begriffe steht, seine Feuerströme auszuspeien, das Wasser der nahen Quellen verdampfen macht, wie es geschieht, wenn man Flüssigkeiten auf die glühenden Kohlen eines Herdes schüttet.

Aber was uns noch mehr in Erstaunen setzte, war Folgendes: das spanische Wrack, von dem man jetzt wenig mehr sah, weil die über den Meeresspiegel hinausragenden Theile entweder von uns weggeholt oder allmählich

durch Wind und Wellen zertrümmert waren, stieg, während das Meer rundum heftig aufwallte, plötzlich vor unsern Augen aus den Fluthen empor und zwar auf dem Rücken einer Felseninsel, die unter so gräßlichem Getöse und so gewaltigen Zuckungen des Bodens aus dem Meeresschooße auftauchte, daß uns vor Schrecken das Blut in den Adern erstarrte. Wie versteinert standen wir am Ufer und schauten mit weit aufgerissenen Augen dem seltsamen Schauspiele zu; meinten wir doch, ein leibhaftiges Gespenst aus dem Meere aufsteigen zu sehen. Ein Geist war es freilich nicht, wohl aber ein Skelett; denn da die Planken den Elementen weniger Widerstand geleistet, ragte jetzt das Rippenwerk des Schiffes gleich dem Knochengerüst eines riesigen Ungeheuers der Tiefe in die Luft empor.

Dies unerwartete Ereigniß brachte auf einmal alle Waaren, mit denen das Schiff beladen war, in den Bereich unserer Hände und gab uns Ueberfluß an vielen nöthigen und unnöthigen Dingen. Aber Nichts lag uns in jenem Augenblicke so fern, als an die Vermehrung unserer irdischen Habe zu denken; standen wir doch im Begriffe, Alles, selbst das Leben einzubüßen; denn allem Anscheine nach sollte unsere Insel der Schauplatz einer jener schrecklichen Katastrophen werden, wie sie in Südamerika häufig stattfinden und eine solche noch vor Kurzem die Hälfte der Stadt Lissabon in einen Schutthaufen verwandelte [1].

[1] Das große Erdbeben von Lissabon ereignete sich am Feste Allerheiligen des Jahres 1755. Einer der Erdstöße war so gewaltig, daß alle Kirchen und größern Gebäude nebst einem Vier-

Auf diese Anzeichen folgten bald andere. Kaum hatten wir uns etwas von unserm ersten Schrecken erholt, da erhob sich im Innern des Vulkans ein dumpfes Getöse, das schauerlich anzuhören war; zu gleicher Zeit ließ sich vom Berge bis zu der Stelle, wo wir uns befanden, ein unterirdisches Rollen und Rasseln vernehmen, ähnlich dem Lärme, welchen ein schwerbeladener Wagen verursacht, der durch eine enge Straße fährt. Die Erde bebte unter unsern Füßen, obschon wir uns noch einzureden suchten, daß dies Gefühl nur eine Wirkung der Furcht sei. Die Luft wurde so schwer und drückend, daß wir kaum noch zu athmen vermochten. Dann entstand eine unheimliche Stille, nur unterbrochen von den aus dem Innern des Berges kommenden dumpfen Lauten, die wie das Stöhnen eines sich im Schmerze windenden Ungeheuers klangen. Selbst die Vögel schienen von Angst befallen; denn sie kreisten mit heiserm Geschrei über die Erde hin und flohen endlich auf die Bäume, um, in deren Laubwerk verborgen, abzuwarten, was da kommen werde. Auch andere Thiere irrten scheu umher und stießen, jedes in seiner Weise, das unheimlichste Angstgeschrei aus.

Wir selbst standen dicht beisammen am Ufer, so weit als möglich von den Felsen und Bäumen entfernt; denn das schien uns noch das sicherste Mittel, dem Tode zu entgehen, falls sich das Erdbeben, wie wir es befürchteten, wiederholte. In unsere Höhle wagten wir uns nicht zu begeben, aus Furcht, unter der einstürzenden Decke lebendig

---

theil der Wohnhäuser einstürzten. Zwei Stunden darnach brach an verschiedenen Stellen Feuer aus und wüthete drei Tage lang mit solcher Heftigkeit, daß die Stadt gänzlich verwüstet wurde. 30,000 Einwohner fanden unter den Trümmern ihr Grab.

begraben zu werden. Ebenso wenig durften wir daran denken, das Boot zu besteigen, welches, am Ankertau liegend, unruhig auf den Wellen tanzte; denn die See schwoll plötzlich an, als ob die Fluth eingetreten wäre oder eine unsichtbare Macht die Wassermassen aus den Tiefen emporhöbe, und es stand jeden Augenblick zu erwarten, daß das Fahrzeug an den Felsen zerschellen werde. Kurzum, von Todesangst gefoltert, mußten wir die Gefahr von allen Seiten auf uns eindringen sehen, ohne das Geringste zu unserer Rettung unternehmen zu können.

Ich sagte, daß wir am Ufer standen; aber es dauerte nicht lange, da fiel Einer nach dem Andern auf die Kniee, um den Himmel um Erbarmen anzuflehen. Dieser erweckte einen Act der Reue; Jener empfahl sich in die Hand Gottes; ein Dritter gelobte, was er thun wolle, wenn er mit dem Leben davonkäme; Viele waren wie vom Schrecken gelähmt und nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Heute noch stehen mir die schaurigen Scenen jenes Tages, obgleich eine lange Reihe von Jahren darüber verflossen, so frisch und lebendig vor Augen, als ob ich sie gestern erst erlebt, und so oft ich daran zurückdenke, erbebt mein Herz auf's Neue in heiliger Furcht vor dem Gerichte Gottes, wenn der Herr einstmals die Pfeile seiner Rache schleudern und im Donner Seiner Majestät reden wird. Ich lag als armer Sünder zitternd vor ihm auf den Knieen; allein es tröstete mich der Gedanke, daß ich die mir dargebotene Gnade nicht mißbraucht, daß ich Buße gewirkt hatte, so lange es Zeit war; denn das fühlte ich deutlich: hätte das Werk meiner Bekehrung erst jetzt, da ich dem Anscheine nach am Rande des Grabes stand, beginnen sollen, so würde der Anblick

meiner Sünden mich zur Verzweiflung getrieben haben. Nun aber dachte ich mit Zufriedenheit an meine Beichten zurück, bat Gott um Verzeihung für jene Fehler, die ich vielleicht nicht erkannt, erweckte nochmals einen Act der Reue, dankte dem Herrn für alle mir erwiesenen Gnaden, befahl meinen Leib und meine Seele in Seine väterliche Hand und that dann mein Bestes, um auch bei meinen Gefährten dergleichen tröstliche Gedanken zu erwecken.

Da hob sich plötzlich der Boden unter unsern Füßen, und die ganze Insel bebte so gewaltig, daß es schien, als werde sie von ihrer Grundveste losgerissen und durch irgend eine verborgene Macht auf die Seite geschleudert. Der Küstenstreifen, auf dem wir uns befanden, schwankte hin und her; die See wallte auf und kochte über wie ein Kessel, so daß es sich bloß noch darum zu handeln schien, welches der beiden Elemente, ob die Erde oder das Wasser, uns verschlingen sollte. Wir taumelten und wankten wie eine Schaar Betrunkener und suchten uns Einer am Andern festzuhalten. Dieser Zustand hatte aber nicht so lange gedauert, als ich Zeit nöthig habe, um ihn zu beschreiben, als ein noch heftigerer Stoß uns mit einer seltsam wirbelnden Bewegung zu Boden warf, so daß es selbst den ältesten Matrosen, welche die gefährlichsten Meere befahren und die heftigsten Stürme mitgemacht, zu Muthe war, als ob sie die Seekrankheit bekämen.

Bevor wir uns wieder emporrichten konnten, hörten wir von der Seite des Felsens her ein donnergleiches Krachen, woraus wir schlossen, daß unsere Höhle eingestürzt sei, was sich später auch als richtig erwies. Zu gleicher Zeit kamen mehrere große Felsstücke, die sich

durch die Erschütterung abgelöst hatten, auf die Küste zugerollt und drohten uns bei jedem Satze zu zerschmettern. Indessen gefährdete dies unser Leben weit weniger als der erstickende Schwefelqualm, der aus einer plötzlich in unserer Nähe entstandenen Kluft emporstieg und sich rings um uns her verbreitete, wie Pulverdampf, der ein Schiff einhüllt, wenn alle seine Kanonen auf einmal gelöst werden. Es wäre um uns geschehen gewesen, hätten wir nicht so schnell als möglich die Flucht ergriffen. Schon halb erstickt, rief ich meinen Gefährten zu, sich zu retten; aber mehrere von ihnen waren so betäubt oder in Folge der über uns hereingebrochenen Drangsale in so hohem Grade abgestumpft, daß es Mühe kostete, sie emporzurichten und mit uns fortzuziehen. Einige hatten derart den Kopf verloren, daß sie uns anflehten, sie am Boden liegen und ruhig sterben zu lassen.

Achtundsechzigstes Kapitel.

Der Tod in mehr als einer Gestalt.

Wir flüchteten uns vor dem sich heranwälzenden Qualm auf einen in die See hinausragenden Felsvorsprung, wo die Wellen uns nicht erreichen konnten; denn das Meer war trotz der Windstille immer noch in heftiger Bewegung. Aber es schien, als ob die göttliche Vorsehung uns nur deßhalb hierhergeführt habe, damit wir Zeugen des entsetzlichsten Schauspieles würden, das je ein menschliches Auge geschaut. Zuerst erhob sich auf's Neue das schon beschriebene unterirdische Rollen, jedoch nicht so un-

mittelbar unter unsern Füßen wie das erste Mal, und es mischte sich darein ein Geklirr, als ob eine schwere Eisenstange auf eine andere fiele. Dann erdröhnte vom Berge her ein Knall, ähnlich dem Gebrülle einer ganzen Batterie schwerer Geschütze, und die ganze Insel erbebte abermals. Selbst der Felsen, auf dem wir standen, hob sich und schwankte hin und her, so daß wir fürchteten, mit ihm in's Meer geschleudert zu werden. Das donnerartige Getöse war noch nicht verhallt, da sahen wir, wie aus einer tiefen Kluft, die sich am Abhange des Berges aufgethan, eine dichte Rauchsäule zum Himmel emporwirbelte, deren Form ich am besten mit der eines hohen Palmbaumes vergleichen kann. Gleich darauf folgte ein Regen von glühenden Steinen. Die kleinern derselben schossen gleich Raketen in die Luft empor und flogen dann in größerer oder geringerer Entfernung in's Meer; die größern stiegen nicht so hoch und rollten, nachdem sie zu Boden gefallen, am Abhang des Berges herunter, meistens nach jener Seite hin, auf der wir uns befanden, so daß unsere Lage wiederum eine höchst gefährliche war. Außer den glühenden Steinen spie der Vulkan große Massen von Sand oder Asche aus, die gleich einem feinen Regen auf uns herabrieselten und im Verein mit der unerträglichen Hitze der Atmosphäre uns zu ersticken drohten. Zu unserm Schmerze mußten wir mitansehen, wie einer der Spanier, Gutierre Vasquez, von einem Steine so heftig an die Stirn getroffen wurde, daß er leblos zu Boden sank, während ein vom Berge herabrollendes Felsstück einen andern schon hochbetagten Seemann, Melchior Baeza, mit sich in's Meer hinabriß. Dieser grausame Tod unserer Gefährten würde uns in-

dessen zu jeder andern Zeit gewiß noch viel schmerzlicher berührt haben. Es ist seltsam, wie abgestumpft der Mensch gegen die Leiden und selbst gegen den Tod Anderer wird, wenn sein eigenes Leben in Gefahr steht!

Gleich darauf strömte uns eine dunkle Wolke von Schwefeldampf entgegen, so dick und unerträglich, daß wir auf der Stelle erstickt wären, wenn wir nicht eiligst Mund und Nase mit unsern Tüchern und Hüten bedeckt hätten. Dann leuchtete inmitten der Finsterniß ein helles Licht auf, und das Getöse im Innern des Berges nahm zu, während glühende Lavamassen sich gleich einem ausgebreiteten Leintuch über den Rand des Kraters ergossen und als feuriger Strom am Abhang des Berges herabzufließen begannen. Die Lava riß in ihrem Laufe Alles mit sich fort, was ihr im Wege war, stieg über Felsen hinweg, um sich dann in Katarakten herabzustürzen, und steckte, wo sie vorüberfloß, Wälder und Haine in Brand. Wer das Prasseln der Flammen, das Zischen und Krachen des Feuerstromes, das Stöhnen des Berges, das Heulen des zunehmenden Windes und das Tosen der Wogen hörte, der konnte nicht anders denken, als der jüngste Tag sei angebrochen.

Wir standen wie angewurzelt, nicht fähig zu entfliehen, bis wir zu unserm Schrecken gewahrten, daß wir einerseits von der Feuersbrunst, welche sich im Nu über die nahen Wälder verbreitete, anderseits von dem glühenden Lavastrome, der sich mit schauerlicher Pracht vom Berge herabwälzte und gleich einem See von geschmolzenem Eisen in der Ebene verbreitete, eingeschlossen seien. Jetzt noch einen Fluchtversuch zu machen, wäre Wahnsinn gewesen. Wir hatten also nur zu wählen zwischen

dem Felsen und dem Meere. Sollten wir der unerträglichen Hitze noch länger trotzen, oder uns in die Wogen stürzen und uns durch Schwimmen zu retten suchen? Ein Blick in die tobende Fluth genügte, um diese Frage zu entscheiden und uns fast zur Verzweiflung zu treiben. Denn trotz der heftigen Brandung unterschieden wir ganz deutlich die Rückenflossen mehrerer großen Haifische, die in der Nähe der Küste hin- und hersegelten. Die durch das aus dem Vulkan sprühende Feuer herbeigelockten Ungeheuer schienen in dem warmen Wasser ihr Behagen zu suchen; aber dabei schauten sie so gierig zu uns empor, als ob sie noch einen andern Grund hätten, sich so nahe am Strande zu halten. Es blieb uns also keine andere Wahl, als auf dem Felsen auszuharren. Aber die Hitze stieg zu einer solchen Höhe, daß wir glaubten, sie nicht länger ertragen zu können, und mehrmals im Begriffe standen, uns trotz der Haifische in's Meer zu stürzen, um unsere halbgebratenen Glieder abzukühlen.

Es war inzwischen Abend geworden, und wäre nur unser Leben in Sicherheit gewesen, so hätten wir kaum ein großartigeres Schauspiel genießen können als den Anblick der brennenden Insel. Aus dem Schlunde des Berges schoß eine helle Feuersäule in die dunkle Nacht empor, krause Wolken röthlichen Rauches erzeugend, die gleich flammenden Gewinden am Firmamente hinzogen. Glühende Steine sprühten wie feurige Bomben nach allen Seiten umher; der glänzende Lavastrom floß in grausiger Pracht am Abhang des Berges herab, und soweit das Auge reichte, standen alle Bäume der Insel in hellem Brande.

Es ist mir unmöglich, diese Naturscene zu beschreiben,

und wer nie dergleichen sah, vermag sie sich auch nicht annähernd vorzustellen. Aber wie sehr auch die Großartigkeit und die schreckliche Majestät jenes Schauspieles unsere Herzen ergriff, so waren unsere Gedanken doch einzig darauf gerichtet, wie wir dem Feuermeere entrinnen und unser Leben retten sollten. Zwei unserer Gefährten, Domingo Gonzalez und Fabrique Correa, hatten auf Barbados gesehen, wie die Neger sich den Haifischen, welche ihre Küsten unsicher machen, nur mit einem Messer bewaffnet entgegenstürzen, das sie in dem Augenblicke, wo die Ungeheuer sich auf die Seite legen, um sie zu verschlingen, ihnen geschickt in den Leib stoßen. Sie beschlossen in der Verzweiflung, ein Gleiches zu thun, und waren nicht zu bewegen, von diesem thörichten Vorhaben abzulassen. Es blieb uns also nichts weiter übrig, als den Beistand Gottes für unsere unglücklichen Kameraden anzurufen. Das thaten wir denn auch aus ganzem Herzen, und die beiden Männer schlossen sich unserm Gebete an. Dann machten sie noch einmal das heilige Kreuzzeichen, empfahlen sich Gott, der allerseligsten Jungfrau, San Jago di Compostella und stürzten sich, ihre Messer ziehend, in's Meer. Aber ach! schon im nächsten Augenblicke zeigte es sich, welch' gräßliches Loos sie erwählt. Kaum waren sie untergetaucht, als mehrere Haifische hinter ihnen herstürzten, und wir sahen die armen Burschen nicht wieder!

Dies schreckliche Ende unserer kühnen Gefährten erfüllte uns mit Entsetzen und würde uns in noch höherm Grade erschüttert haben, hätten wir nicht selbst den noch gräßlichern Feuertod von Sekunde zu Sekunde näher an uns heranrücken sehen. Der Vulkan grollte noch immer

wie ein rasendes Ungethüm und spie noch größere Lavamassen aus, die jetzt mit beschleunigter Schnelligkeit an den Seiten des Berges herabflossen. Doch bemerkten wir zu unserm Troste, daß der Feuerstrom allmählich eine mehr südliche Richtung einschlug. Es dauerte nicht lange, da kam ein neuer, gewaltiger Erdstoß, der den Felsen, auf welchem wir standen, so heftig erschütterte, daß wir hin- und hertaumelten und um ein Haarbreit sammt und sonders in's Meer hinabgestürzt wären.

Aber siehe da, wie die göttliche Vorsehung alle Dinge mit Macht und Liebe ordnet und selbst das Böse zum Guten lenkt! Die neue Gefahr, welche uns erschreckte, ohne uns in Wirklichkeit irgend ein Leid zuzufügen, befreite uns plötzlich von dem Feuerstrome, der uns zu verschlingen drohte; denn als wir nach dem Erdbeben um uns schauten, entdeckten wir durch den dichten Schwefelqualm hindurch, daß sich in Folge der Erschütterung zwischen uns und dem Lavasee eine weite Kluft aufgethan hatte, und bald darauf hörten wir, wie die glühende Masse sich zischend über den Rand dieser Kluft, in einen tiefen Abgrund stürzte. Gleichzeitig erhob sich ein kühler Wind, der den uns einhüllenden Schwefelqualm verscheuchte und uns eine freie Aussicht auf's Meer gestattete.

Nie in meinem Leben werde ich vergessen, was ich empfand, als Prodgers, die Hände über seine Augen haltend, plötzlich ausrief: „Ein Segel! ein Segel!" und wir Alle, nach derselben Richtung schauend, den rothen Widerschein des aus dem Vulkan aufsteigenden Feuers auf den weißen Segeln eines Schiffes erblickten.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Unsere Befreiung.

Das Schiff steuerte geraden Weges auf unsere Insel los, hielt jedoch bald in seinem Laufe inne, als ob man fürchte, sich näher heranzuwagen. Wir zweifelten nicht, daß die Schiffsmannschaft das großartige Schauspiel des brennenden Vulkans mittelst ihrer Fernrohre betrachte, und hofften, daß sie dabei auch uns und unsere bedrängte Lage entdecken möchte. Die Aussicht auf baldige Befreiung gab uns jetzt neuen Muth. Wir richteten uns hoch empor, schwenkten die Arme und fingen an, aus Leibeskräften zu schreien. Da der Wind in der entgegengesetzten Richtung blies, hörten sie unsern Hülferuf zwar nicht; aber sie gewahrten uns selbst, da unsere Gestalten sich im hellen Scheine des Feuers ganz deutlich abhoben. Bald sahen wir, wie das große Boot niedergelassen wurde, und die darin befindliche Mannschaft mit kräftigen Ruderschlägen auf unsere Insel zusteuerte, obgleich die zeitweilig aus dem Krater emporschießenden Steine das Leben der Männer ernstlich gefährdeten. Nach Verlauf einiger Zeit hatte das Fahrzeug den Fuß des Felsens, auf dem wir standen, erreicht; man warf uns ein starkes Seil zu, an dem wir uns Einer nach dem Andern in das rettende Boot hinabließen. Es war übrigens die höchste Zeit; denn Keiner von uns wäre im Stande gewesen, die glühende Hitze auch nur noch eine halbe Stunde länger auszuhalten.

Wir Alle, neunundzwanzig an der Zahl, gelangten glücklich in's Boot. Ich selbst war der Letzte; denn da ich ein gewisses Ansehen genoß, hielt ich es für meine

Pflicht, gleich dem Kapitän eines gescheiterten Schiffes, bis zum letzten Augenblick auf meinem Posten auszuharren. Als alle meine Gefährten im Boote waren, befestigte ich das Seil so gut ich konnte an einem vorspringenden Felszacken, und ließ mich selbst hinab. Aber während ich an dem Taue schwebte, lockerte sich dasselbe, und ich fiel so heftig auf eine Ruderbank, daß ich beinahe den Hals gebrochen hätte. Der Sturz machte mich zwar für mehrere Wochen zum Krüppel; indessen war ich froh und dankte Gott, wenigstens in's Boot und nicht in den Rachen der Haifische gefallen zu sein.

Wir erreichten glücklich das Schiff; aber meine Glieder waren so steif, daß man mich in einem Stück Segeltuch auf's Deck winden mußte. Das Schiff, ein französisches Kanonenboot mit sechsunddreißig Geschützen, hieß der „Glorieux" und stand unter dem Befehle eines Kapitäns, Namens Dumoutier. Es kam von Brest und kreuzte, mit geheimen Instructionen versehen, in diesen Gewässern, war jedoch unserer Flagge nicht befreundet. Als aber der Kapitän, ein braver, edelmüthiger Mann, unsere traurige Geschichte erfuhr, setzte er jeden Unterschied der Nationalität bei Seite und nahm uns als Passagiere an Bord, bis wir in einen Hafen kämen, wo wir Gelegenheit fänden, in unser Vaterland zurückzukehren.

„Es ist morgen Zeit genug, diese Dinge zu besprechen," sagte er in herzlichem Tone. „Für heute, meine Herren, schenken Sie mir die Ehre, meine Gäste zu sein."

Nach der uns freundlichst gebotenen Abendmahlzeit, deren wir nach den Mühen und Drangsalen des Tages im höchsten Grade bedurften, beteten wir ein kurzes

Nachtgebet und suchten dann mit dankerfülltem Herzen unser Lager auf.

Am andern Morgen bot die Insel ein Bild der Verwüstung dar. Von unsern schönen Wäldern standen nur noch schwarze, halbverkohlte Baumstämme da. Die Felsen waren in Folge der glühenden Hitze vielfach auseinandergesprengt; der Fluß war verschwunden, und aus den Klüften, in die er sich auf unterirdischen Wegen ergießen mochte, stiegen heiße Dampfwolken empor. Kurzum, unsere herrliche Insel erschien uns an diesem Morgen wie ein Miniaturbild dessen, was einst der Erdball sein wird, wenn die Himmel mit großem Krachen vergehen, die Elemente vor Hitze zerschmelzen und die Erde sammt den Werken auf ihr verbrennen [1].

Alles, was wir während der vier Jahre unseres Aufenthaltes auf der Insel mit Mühe geschaffen hatten, war auf einmal vernichtet; aber das kümmerte uns in diesem Augenblicke gar wenig. Die Freude über unsere zweifache Errettung aus drohender Lebensgefahr und langer Verbannung drängte alles Andere in den Hintergrund. Der französische Kapitän freute sich mit uns, erklärte jedoch gleichzeitig, daß es ihm unmöglich sei, unsertwegen seinen Cours zu ändern; wir müßten uns darein fügen, vorerst mit ihm nach Tabago zu gehen; später sei er bereit, uns an irgend einer englischen Kolonie Westindiens an's Land zu setzen. Dann erkundigte er sich, in welcher Gegend der Insel man wohl am sichersten frisches Wasser finden würde. Wir bezeichneten

[1] II. Petr. 3, 10.

ihm den an der Westküste mündenden Fluß, in dessen Nähe wir einst so unglücklich gelandet. Er legte hierauf das Schiff um und steuerte, aus Furcht vor den Klippen, in weitem Umkreise um die Insel herum, so daß wir erst im Laufe des Nachmittags dem Kanal gegenüberstanden, durch den wir einstens in unser Gefängniß abgeführt wurden.

Als ich dem Kapitän diesen Anfang unserer Abenteuer weitläufiger erzählte, beglückwünschte er uns von Neuem wegen des augenscheinlichen Schutzes, den die göttliche Vorsehung uns habe zu Theil werden lassen, und der Schiffskaplan that ein Gleiches. Dieser Letztere war ein französischer Priester und ein guter, freundlicher Mann, der sich nach Kräften unser annahm. Don Manuel konnte er uns freilich nicht ersetzen; aber es gewährte uns an und für sich schon einen unaussprechlichen Trost, wieder einen Diener der Kirche in unserer Mitte zu sehen und uns ihrer Heilsmittel theilhaftig machen zu können. Kurz, wir erfuhren bei diesem Wechsel so recht, daß der Katholik überall zu Hause ist, wo er die Privilegien der großen, geistigen Familie genießt, der er angehört.

Der Kapitän Dumoutier war ein ebenso guter Katholik als tüchtiger Seemann und schien bei seiner Regierung in besonderm Ansehen zu stehen. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch hatte man ihm gestattet, einen Schiffsgeistlichen mit sich zu nehmen, und es verging bei ruhigem Wetter kein Tag, an welchem nicht das heilige Meßopfer an Bord dargebracht wurde. Die erste heilige Messe, welcher ich auf dem „Glorieux" beiwohnte, machte auf mich einen seltsamen Eindruck, und es fiel mir dabei immer wieder auf's Neue die Prophezeiung Don

Manuels ein, daß wir nicht lange ohne Priester und ohne Opfer bleiben würden.

Während zwei Boote unter der Führung Pounders zur Insel übersetzten, um das nöthige Trinkwasser zu holen, unternahm der Kapitän unter der Begleitung mehrerer Spanier einen Ausflug nach der „Hermione", die in Folge des wiederholten Erdbebens noch höher emporgehoben und in der Mitte durchgebrochen war, so daß man jetzt bis in den Kielraum gelangen konnte. Man wollte versuchen, noch Einiges zu retten, und fand auch Waaren in Menge; aber sie waren größtentheils dergestalt verdorben, daß die Männer sie ohne Weiteres in's Meer warfen. Nur fünf bis sechs Ballen befanden sich noch in ziemlich gutem Zustande, und diese nahm der französische Kapitän auf unser dringendes Zureden als eine kleine Vergütung für die uns geleisteten Dienste an.

Nachdem die Boote glücklich zurückgekehrt waren, schlug der Kapitän seinen frühern Cours nach den Caraibischen Inseln wieder ein. Am Abend des 11. November 1743 warfen wir von den großen Raaen des „Glorieux" aus den letzten Blick auf unsere Insel; froh, aus der Verbannung befreit zu sein, sagten wir ihr mit einem dreimaligen „Hurrah" Lebewohl. Dann stiegen wir wieder auf's Deck hinab und sprachen mit dem guten Kaplan ein inbrünstiges Dankgebet für unsere Rettung.

Was aus Don Manuel und seinen Begleitern geworden ist, wird aller Voraussicht nach ein Geheimniß für uns bleiben bis zu dem Tage, an welchem alle Dinge offenbar werden. Wenn er je nach Assumption zurückkehrte, so geschah es aus Liebe zu uns, und deßhalb

möchte ich wünschen, daß der glückliche Erfolg seiner Bemühungen in Toonati-nooka ihm keine Zeit dazu ließ. Aber es ist wahrscheinlich, daß selbst die Bekehrung der ganzen Insel ihn nicht abhielt, das uns gegebene Versprechen zu halten. Noch jetzt, nach vielen Jahren, sehe ich oft in meinen Träumen, wie ein von Toonati-nooka kommendes und mit Neubekehrten bemanntes Boot in die Haifischbucht einläuft und wie dann Alle die Insel durchstreifen, um uns zu suchen, an ihrer Spitze unser guter Don Manuel, jetzt ein hochbetagter Greis. Mühen und Sorgen haben ihn niedergebeugt; sein Antlitz ist gefurcht; sein Haar weiß wie Schnee; aber sein Wesen ist dasselbe geblieben, und auf seinen Zügen schwebt noch immer das sanfte, herzgewinnende Lächeln. Er führt seine Begleiter zu den Ruinen unserer Höhle, an den River Head, zu all den Stätten, wo er uns zu finden hofft, und scheint tief bekümmert, weil er keine Spur von uns zu entdecken vermag, nicht einmal einen Grabeshügel oder ein Kreuz, das den Ort bezeichnet, wo unsere Gebeine ruhen. Aber alles das sind, wie gesagt, nur Traumgebilde.

Siebzigstes Kapitel.

Wie es uns später erging.

Der freundliche Leser wird mir gestatten, jetzt noch in Kürze zu berichten, wie es uns in der Folge erging.

Ich beginne mit Prodgers. Der alte Dick war des Seefahrerlebens herzlich satt; er hatte die Ruhe schätzen gelernt und wollte, wie er sagte, den Rest seines Lebens

benutzen, um sich auf sein letztes Stündlein vorzubereiten. Sobald wir in Tabago ankamen, suchte er sich eine stille Beschäftigung am Hafen und fand sein gutes Brod; auch zweifle ich nicht, daß er den auf der Insel gefaßten Vorsätzen treu blieb und als guter Katholik lebte und starb.

Tom Harvey, außer Prodgers und mir der einzige Engländer, der auf der Insel geblieben war, kehrte nach England zurück, wurde jedoch bald nach seiner Ankunft daselbst von den königlichen Werbern aufgegriffen und diente längere Zeit zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten an Bord des Pembroke, eines Kanonenbootes mit sechzig Geschützen. Dieses Schiff, welches zu der vom Admiral Boscawen befehligten Flotte gehörte, wurde auf einer ostindischen Expedition in der Davidsstraße von einem heftigen Sturme überfallen und scheiterte. Seine dreihundertfünfzig wackern Matrosen kamen bis auf zwölf in den Fluthen um. Als ich auf der Admiralität die Liste der Geretteten einsah, überzeugte ich mich zu meinem Schmerze, daß der arme Tom nicht unter ihnen war. Möge der Herr ihm ein gnädiger Richter gewesen sein und ihn aus dem Schoße des Meeres zu einer fröhlichen Auferstehung geführt haben!

Was die Spanier betrifft, so landeten die meisten von ihnen in Tabago, um sich von dort aus in andere Häfen der spanischen Besitzungen in Westindien zu begeben. Fünf von ihnen blieben als Matrosen auf dem französischen Schiffe.

Pounder wäre beinahe zum Sklaven gemacht worden, entging aber diesem Schicksale auf eine höchst ergötzliche Weise. Als bei unserer Landung in Guadeloupe die

französischen Offiziere an Bord kamen, um unsere Papiere zu visiren und uns einen Gesundheitspaß auszustellen — es herrschte nämlich auf den benachbarten Inseln das gelbe Fieber —, wurde Pounder für einen entlaufenen Negersklaven angesehen und ohne Weiteres festgenommen. Ich mochte dagegen protestiren, so viel ich wollte, man hörte nicht darauf und erklärte mir in ziemlich unhöflicher Weise, daß die Tom Harvey und mir vom Kapitän garantirte Freiheit uns genügen müsse. Auch die Vorstellungen dieses Letzteren, sowie seine Drohung, die Offiziere bei seiner Rückkehr nach Frankreich bei ich weiß nicht welcher Behörde zu verklagen, blieben erfolglos. Der arme Indianer wurde zwischen zwei Reihen Soldaten zum Hause des Gouverneurs, eines der ersten Plantagenbesitzer, abgeführt, der ihn sogleich für seinen Sklaven erklärte.

Der Gouverneur war im Grunde kein übler Mann, aber zu beschränkt, sein Unrecht einzusehen, obschon der Unterschied der Hautfarbe und der Gesichtszüge eines Afrikaners und eines Bewohners von Toonati-nooka auf den ersten Blick in die Augen springt. All unsere Bemühungen, ihn eines Bessern zu belehren, waren vergebens, und es schien, als ob Pounders Angelegenheit einen schlimmen Ausgang nehmen sollte, als ich auf den glücklichen Einfall kam, die Frage der Nationalität durch den Vergleich der Sprachen zu lösen. Ich rief zu diesem Zwecke einen freigelassenen Neger herbei und bewog den Gouverneur, denselben schwören zu lassen, daß er die Wahrheit reden wolle.

Der betreffende Neger hatte zwar den größten Theil seines Lebens in der Sklaverei zugebracht; denn er war

schon als fünfzehnjähriger Knabe von seiner heimathlichen Küste, in der Nähe der Sierra Leone, entführt worden; deßungeachtet hatte er seine Muttersprache nicht verlernt, weil er sich derselben im Umgange mit seinen Gefährten zu bedienen pflegte. Ich stellte ihn Pounder gegenüber und befahl ihm in Gegenwart mehrerer angesehenen Männer, die sich wegen der Assisen-Sitzungen zufällig in der Stadt befanden und durch die Neuheit des Verfahrens herbeigelockt waren, mir die zehn Gebote in seiner Muttersprache herzusagen. Der Neger gehorchte sofort, und ich brachte einen Theil dessen, was er sagte, zu Papier. Nachdem ich die anwesenden Herren darauf aufmerksam gemacht hatte, daß Pounder kein Französisch verstehe und also nicht wissen könne, was der Andere gesprochen, befahl ich dem Indianer ebenfalls, die zehn Gebote in der Sprache seines Landes herzusagen. Das that er ohne Verzug, und es zeigte sich nun, daß die beiden Sprachen auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander hatten. Der Gerichtshof erklärte hierauf, daß keine ferneren Beweise nöthig seien, und gab den Indianer ohne Weiteres frei. Mehrere der Herren kamen auf mich zu, beglückwünschten mich wegen des klug ersonnenen Mittels, die Wahrheit an's Licht zu bringen, und bestanden darauf, uns vor unserer Abreise ein Gastmahl zu geben, bei welchem sie uns in der herzlichsten Weise bewirtheten. Tom Harvey brachte einen Trinkspruch aus, von dem sie nicht ein Wort verstanden, und ich folgte seinem Beispiele mit nicht viel größerm Erfolge. Aber die Herren nahmen mit unserm guten Willen vorlieb und sprachen beim Abschiede ihr Bedauern darüber aus, daß wir wackern Burschen keine Franzosen seien.

Ich hatte in der Folge noch verschiedene Abenteuer zu bestehen, deren Beschreibung jedoch wenig Interesse für den Leser bieten würde. Achtzehn Monate nach unserer Abfahrt von Guadeloupe erlitt das Postschiff, auf dem ich mich befand, in der Bai von Fundy Schiffbruch, wobei sämmtliche Reisende bis auf acht Matrosen und drei Passagiere umkamen. Pounder und ich hatten das Glück, unter den Wenigen zu sein, die im großen Boote gerettet wurden. Nach Mühseligkeiten und Beschwerden aller Art erreichten wir endlich Halifax, wo ich mich als Wundarzt niederließ und mir bald eine gute Praxis erwarb. Pounder blieb in der zweifachen Eigenschaft eines Dieners und Gefährten bei mir und erwies sich als ein treuer Freund und ein braver Christ. Aber nach Verlauf von fünf bis sechs Jahren wurden meine Augen, an denen ich schon längere Zeit gelitten, so schwach, daß ich meinen Wirkungskreis aufgeben mußte. Nachdem ich mich in Halifax mit einer Französin meines Alters, gebürtig aus Montagny bei Quebek, verheiratet hatte, sagte ich meinem Berufe und der Fremde zugleich Lebewohl. Meine Frau ist eine eifrige Katholikin, deren Tugendbeispiel mich in allem Guten bestärkt.

In London angekommen, that ich viele vergebliche Schritte, um mir irgend eine passende Stellung zu verschaffen, weil meine Religion mir überall im Wege stand. Endlich erhielt ich, Dank der gütigen Vermittlung meines Gönners, des Kapitän Byron, der, obschon Protestant, über engherzige Vorurtheile erhaben war, die Stelle eines Hafenmeisters zu Great Yarmouth in Norfolk, wo ich mich jetzt noch befinde. Mein Uebertritt zur katholischen Kirche hat mich niemals gereut; denn wenn ich um

seinetwillen auf die Güter dieser Erde verzichten mußte, so tauschte ich dafür Zufriedenheit des Herzens und die Hoffnung auf eine glückselige Ewigkeit ein. Uebrigens hatte mich Don Manuel gegen alle Enttäuschungen dieser Art im Voraus gewaffnet.

Und hiermit will ich den Bericht meiner Abenteuer schließen, welche vor Allem merkwürdig sind durch die zahllosen Beweise der göttlichen Barmherzigkeit, die ich unwürdiger Sünder erfuhr. Möge der Herr mir die Gnade verleihen, mich für seine Wohlthaten bis an mein Lebensende dankbar zu beweisen!

Anhang.

Ueberſetzung eines lateiniſchen Manuſcriptes,

welches von George Dutton, Commandant des Königlichen Schiffes „Ramillies“, am 14. Mai 1773 unter dem 43.° weſtlicher Länge und dem 24,5.° ſüdlicher Breite gefunden wurde, nebſt dem Begleitſchreiben des Kapitäns an die Admiralität.

An Bord des „Ramillies“, den 8. Juni 1773.

Dem Hochgebornen Grafen von Sandwich, erſter Lord der Admiralität Sr. Königlichen Majeſtät.

Mylord,

Ich habe die Ehre, Eurer Lordſchaft mit dem Journal des „Ramillies“ ein Manuſcript zuzuſenden, welches am 14. Mai ult. auf hoher See von uns aufgefiſcht wurde. Es iſt merkwürdig ſowohl wegen des Materials — es iſt auf Blätter der Judenpalme oder eines ähnlichen Baumes geſchrieben —, als auch wegen der Art und Weiſe, in der es dem Meere anvertraut wurde. Das Schriftſtück war nämlich an eine Boje befeſtigt, die man mittels eines Beiles oder ſonſt eines eiſernen Inſtrumentes kunſtlos aus leichtem Holze angefertigt hatte. Die ganze Boje, namentlich aber die untere Seite derſelben, war mit Entenmuſcheln bedeckt und dergeſtalt von Seewürmern zernagt, daß ſie offenbar ſchon ſeit langer Zeit auf dem Meere umhertreiben mußte. Auch die aus Kokosnußfibern geflochtenen Kordeln, mittels deren man

mehrere Auslieger an der Boje befestigt hatte, waren stark vom Wasser beschädigt, obschon sie, ohne Zweifel in der Absicht, dies zu verhüten, mit Oel getränkt zu sein schienen. Auf der Boje selbst erhob sich eine dünne Fahnenstange, an welche mit hölzernen Pinnen ein Fetzen wollenen Stoffes, dem Anscheine nach von einer Matrosenjacke, befestigt war, um die Aufmerksamkeit auf das Ganze zu lenken.

Sobald ich den auf dem Wasser schwimmenden Gegenstand bemerkte, ließ ich einen Theil der Segel bergen und schickte ein Boot aus, um ihn zu holen. Als wir die Boje auf's Deck wanden, zeigte es sich, daß ein aus sorgfältig ineinandergefügten Latten angefertigter Behälter daran befestigt war, der einige Aehnlichkeit mit einem kleinen Fasse hatte. Dies war mit Kokosfibern gebunden und hatte einen Ueberzug von indischem Harze, der stellenweise dreiviertel Zoll dick war; so viel Vorsicht hatten der Schreiber oder dessen Freunde angewandt, um das Schriftstück vor Schaden zu hüten. Aber an einer Stelle war das Harz entweder in Folge der Sonnenhitze, oder weil das Fäßchen bei bewegtem Meere häufig auf die Boje stieß, abgesprungen; so kam es, daß trotz aller Vorsicht dennoch etwas Wasser in den Behälter eindrang und mehrere der äußeren Blätter stark beschädigte. Ich sende Eurer Lordschaft das Manuscript so zu, wie ich es bei der Eröffnung des Tönnchens fand. Dieses selbst, sowie die Boje, nebst allem Zubehör werde ich mir die Ehre geben, an das Museum der Admiralität abzuliefern, vorausgesetzt, daß Eure Lordschaft nicht anders darüber verfügen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das seltsame Machwerk von den Wilden irgend einer Insel unter der

Beihülfe einer mit den Künsten der civilisirten Welt bekannten Persönlichkeit angefertigt worden.

Was nun den Inhalt der beifolgenden Blätter betrifft, so sende ich sie Ihnen ohne weitere Anmerkung; denn das wenige Latein, das ich in meiner Jugend lernte, habe ich mittlerweile so ziemlich vergessen, und unser Schiffskaplan stieg bereits in Falmouth an's Land; dazu ist die Schrift klein und die Dinte verblaßt. Als wir das Manuscript auffischten, waren wir nach den Seekarten wenigstens zwanzig Meilen von der nächsten Insel entfernt. Die Kolonie oder Mission, auf die es sich bezieht, lag vielleicht zehnmal so weit entfernt und mochte mittlerweile längst gediehen oder zu Grunde gegangen sein. Dies erwägend, setzte ich meinen Cours ruhig fort, ohne aller Voraussicht nach vergebene Versuche zu machen, den Schreiber des Manuscriptes aufzufinden.

Sobald meine Geschäfte es mir erlauben, werde ich mir die Ehre geben, von Portsmouth hinüberzukommen, um Eurer Lordschaft meine Aufwartung zu machen.

Ich bin, Mylord,

Eurer Lordschaft

unterthänigster Diener

George Dutton, Commandant.

Bericht Don Manuels.

Diese Blätter enthalten den wahrheitsgetreuen Bericht dessen, was mir, Manuel von den sieben Schmerzen, nebst zwölf Gefährten auf einer unbekannten Insel begegnet ist. Ich bitte dich, Bruder, wer du auch seist, dem durch die göttliche Zulassung dieses Schriftstück in die Hand fällt, Sorge tragen zu wollen, daß entweder dieses selbst oder doch eine Abschrift davon so schnell als möglich an den hochwürdigen Herrn und Vater, Don Pedro Velasquez, Bischof von B... oder an meinen geliebten Vater, den Provinzial der .... gelange! Sollte dies jedoch nicht möglich sein, so bitte ich dich, es dem Bischof oder Gouverneur irgend einer Stadt Spaniens oder der spanischen Colonien zu übergeben, und der Herr möge dich dafür belohnen [1].

I.

Zur Ehre Gottes und um Hülfe für diese Mission zu erlangen, thue ich zu wissen, daß wir uns seit einem

[1] Es ist unmöglich, die verwischten Stellen im Manuscript auch nur mit annähernder Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit auszufüllen. Wir sind dem Herrn Harry Laserre, Bibliothekar der Abtheilung der Manuscripte am britischen Museum, zu großem Danke verpflichtet, daß er sich der außerordentlichen Mühe unterzog, die am meisten beschädigten Blätter des Manuscripts zu entziffern. Manche verwischte Stelle ließ sich aus dem Zusammenhange ergänzen. In Betreff der Personen- und Ortsnamen ist dies selbstredend unmöglich. B soll vielleicht der Anfangsbuchstabe von Barcelona sein.

Jahre und sieben Monaten auf einer wilden heidnischen Insel befinden, ohne Aussicht, von irgend einem europäischen Schiffe besucht oder unterstützt zu werden. Was uns hierherführte, war der Wunsch, den armen Indianern die ewigen Wahrheiten zu verkündigen, und eine Reihe von wunderbaren Fügungen der göttlichen Vorsehung bereitete uns den Weg dazu; denn der Herr, der das Böse zum Guten zu lenken weiß, ließ zu, daß wir von Menschen, die Er als Werkzeuge in Seiner Hand benutzte, an einer andern, ziemlich weit von hier gelegenen, wüsten Insel ausgesetzt wurden, damit die mit dem Tode bedrohte Mannschaft eines spanischen Schiffes gerettet und dann der zahlreichen Bevölkerung dieses Landes das Evangelium gepredigt werde.

Man empfing uns hier mit einigem Mißtrauen, weil wir bewaffnet waren; aber uns ohne Waffen an diese Küste zu wagen, wäre tollkühn gewesen. Mehr aus Neugierde als in feindlicher Absicht versammelten sich gleich nach unserer Ankunft die Einwohner der Insel schaarenweise am Ufer, denn die weißen Gesichter der Europäer waren ihnen gänzlich fremd. Da wir jedoch zwei ihrer Landsleute bei uns hatten, welche durch Zulassung Gottes als Schiffbrüchige an die früher von uns bewohnte Insel geworfen wurden und sich dort zum Christenthum bekehrt hatten, war es nicht schwer, mit den Eingeborenen des Landes in Verkehr zu treten. Wir begannen zunächst damit, für allerlei Kleinigkeiten, welche wir mitgebracht hatten, Schweine, Ziegen, Gemüse, Früchte, frisches Trinkwasser und andere Produkte der Insel einzutauschen.

Man schickte eiligst zwei Boten in das Innere des

Landes ab, um dem Könige, der ein eine halbe Tagereise vom Meer entferntes Dorf bewohnte, unsere Ankunft zu melden, während uns ein schmaler Küstenstrich, der beinahe von Wasser umgeben war, als Aufenthaltsort angewiesen wurde. Man sperrte diese Landzunge durch eine hohe Palissade aus zugespitzten Pfählen von der Insel ab, damit wir die Grenze dieses Gebietes einstweilen nicht überschreiten könnten; auch mußten wir feierlich versprechen, daß wir nicht vermittelst unserer beiden Boote an einer anderen Stelle der Küste landen würden. Uebrigens begegneten uns die Insulaner mit Wohlwollen und sogar mit Ehrfurcht. Sie drängten sich in dichten Haufen herbei, um uns zu betrachten und durch die Palissaden mit uns zu sprechen, insbesondere mit mir und den beiden Indianern; denn ich hatte von diesen Letztern die Sprache des Landes erlernt. Von Neugierde getrieben, stellten sie uns zahllose Fragen über unser Volk und unsern König, unsere Gesetze, unsere Sitten, unsere Religion, unsere Kleidung, unsere Beschäftigung und die Produkte unseres Landes, bis hinab zu den kleinsten Einzelheiten, so daß uns kaum die nöthige Zeit zum Schlafen blieb und ich mit genauer Noth mein Brevier beten konnte.

Ich schätzte mich glücklich, daß ich auf diese Weise Gelegenheit fand, meine Mission bei den armen Heiden zu beginnen, und zögerte nicht lange, sie, wenn auch mit großer Vorsicht, in den Hauptwahrheiten des christlichen Glaubens, als da sind: die Einheit Gottes, die Strafe der Sünde u. s. w., zu unterweisen. Da jedoch der Zudrang des Volkes immer größer wurde, fühlte ich mich nach Verlauf einiger Zeit in so hohem Grade erschöpft,

daß ich froh war, als sich auf einmal inmitten der versammelten Menge der Ruf: Tooma! Tooma! erhob, welcher die Ankunft des Königs ankündigte.

Dieser erschien, inmitten einer Schaar von Leibwächtern, welche kaum im Stande waren, das Volk zurückzuhalten, obschon sie unbarmherzig mit den Schäften ihrer Speere um sich schlugen. Diejenigen, welchen es gelang, sich dem Könige zu nähern, begrüßten ihn in der herkömmlichen Weise, indem sie ihm zum Zeichen der Unterwürfigkeit die Füße leckten. Er ließ den beiden Indianern und mir befehlen, auf die andere Seite der Palissaden zu kommen. Dazu verspürten wir jedoch nicht die mindeste Lust, weil wir nicht wissen konnten, wie der König gegen uns gesonnen sei. Zuerst kam mir der Gedanke, ihn sammt seinen Begleitern in der feierlichen Weise seines Landes schwören zu lassen, daß man uns kein Leid zufügen werde; aber es fiel mir noch rechtzeitig ein, daß ein solcher Eid wahrscheinlich in irgend einer heidnischen Formel bestehe, bei welcher der eine oder andere der vielen Landesgötter angerufen werde, und ich beschloß, lieber mein Leben der Barmherzigkeit Gottes anheimzugeben, als eine solche Ceremonie zu veranlassen. Deßhalb antwortete ich, mir ein gewisses Ansehen gebend, daß ich der Abgesandte eines mächtigen Königs sei, der uns in einer für Toonati-nooka höchst wichtigen Angelegenheit geschickt habe. Mir selbst habe dieser König die Ehre zu Theil werden lassen, mich zu seinem besondern Diener zu erwählen und mir ein Amt anzuvertrauen, das mich gewöhnlich in der Nähe seines Thrones beschäftige. Wir seien als Gesandte, nicht als Bittsteller gekommen, und zwar zum Wohl des Königs und seines

Volkes, nicht zu unserm eigenen Vortheile. Obschon gering an Zahl, verglichen mit der versammelten Menge, besäßen wir doch so furchtbare Waffen, daß wir ganze Schaaren der Seinigen in einem Augenblick niederstrecken könnten, wenn wir es nur wollten. Aber wir seien, wie gesagt, in friedlicher Absicht gekommen; doch würden wir nur als Gleichberechtigte mit ihm verhandeln. Ich sei bereit, mich dem Könige als Gesandter vorzustellen unter der Bedingung, daß seine Leibwächter, zwei ausgenommen, ihre Speere niederlegten und das übrige Volk sich mindestens bis auf zehn Lanzenlängen zurückziehe; außerdem müßten für jeden der Unsrigen, der die Schranken überschreite, zwei der angesehensten Männer von Toonati-nooka als Geiseln auf unsere Seite der Palissade kommen.

Diese Bedingungen, sowie der Ton, in dem ich sprach, setzten den König in Staunen, und er berief seine Häuptlinge zu sich, um sich mit ihnen zu berathen. Nach einer Weile sandte er einen der Aeltesten, einen klugen verständigen Greis, um mir sagen zu lassen, es sei neu und unerhört, daß ein Fremder solche Ansprüche erhebe; wir sollten ihm und seinen Leuten zuerst einen Beweis unserer Macht liefern, doch so, daß keiner seiner Unterthanen dabei zu Schaden komme.

Hierauf wandte ich mich an einen unserer Gefährten, der für den besten Schützen galt, und befahl ihm, einen Seeadler, der über unsern Köpfen kreiste, unter Gottes und St. Jacobus Beistand mit seiner Flinte herunterzuschießen. Wie ich's vorausgesehen, so geschah es. Die versammelte Menge erhob beim Abfeuern des Gewehres ein solches Geschrei, daß man hätte meinen sollen, es sei

ein Erdbeben oder sonst ein schreckliches Naturereigniß eingetreten. Die Meisten fielen zu Boden und bedeckten ihr Gesicht mit beiden Händen; Andere flohen entsetzt in die Wälder und wieder Andere riefen ihre Götter um Hülfe an. Aber wie groß war erst ihr Erstaunen, als der vom Schuß getroffene Adler inmitten der Versammlung todt aus der Luft herabstürzte!

Jetzt war es überflüssig, noch von Gleichberechtigung zu sprechen; denn man betrachtete uns von diesem Augenblicke an als höhere Wesen, und die Furcht vor uns war so groß, daß es schwer hielt, unter all den tapfern Kriegern von Toonati-nooka sechs Männer zu finden, die den Muth hatten, als Geiseln auf die andere Seite der Palissade zu kommen. Wir suchten, die Leute auf alle nur mögliche Weise von unserer freundschaftlichen Gesinnung zu überzeugen, und versicherten ihnen, daß wir uns jenes schrecklichen Donners und Blitzes nur gegen unsere Feinde bedienten, daß wir die Feuerrohre vollkommen in unserer Gewalt hätten und Niemand ein Leid damit zufügen würden, wofern man uns keinen Grund zur Unzufriedenheit gebe.

Auf dieses feierliche Versprechen hin schöpften sechs der Häuptlinge Muth und kamen zu unsern Leuten herein, während ich mit den beiden Indianern außerhalb der Palissaden vom Könige empfangen wurde, dessen Leibwächter sämmtlich die Waffen niedergelegt hatten.

Der König verlangte zunächst, eines unserer wunderbaren Feuerrohre näher in Augenschein zu nehmen, jedoch unter der Bedingung, daß es weder donnere, noch Feuer ausspeie. Ich zeigte ihm die Flinte des Mannes, der den Adler erlegt hatte, und sagte ihm, ich wolle ihm

und seinen Leuten beweisen, daß es ganz von unserm Willen abhinge, ob unsere Waffen Feuer spieen oder nicht; denn ich würde jetzt dasselbe thun, was mein Gefährte gethan; und doch werde man nur ein Fünkchen sehen und nicht mehr Geräusch vernehmen, als ob Einer mit den Fingern knacke. Wenn ich ihn hierin täusche, so brauche er mir in Zukunft nicht mehr zu glauben und möge uns Alle als Betrüger aus seinem Lande jagen.

II.

Trotz aller Versicherungen konnte sich weder der König noch seine Umgebung der Furcht vor der schrecklichen Waffe erwehren. Die ganze Versammlung hielt den Athem an, während ich die Flinte aufwärts richtete und den Hahn abdrückte. Als der König diesen schnappen hörte und nur den dem Feuerstein entlockten Funken sah, hob er voll Staunen die Arme empor und rief vor allem Volke aus, daß wir eher Götter als Menschen seien, sonst könnten wir unmöglich eine so unumschränkte Gewalt über die schrecklichen Feuerrohre haben. Hierauf drängten sich trotz unseres Widerstandes alle Großen des Reiches zu uns heran, um uns, dem Gebrauche ihres Landes gemäß, die Füße zu lecken. Ich benutzte diese Gelegenheit, ihnen den wahren Gott zu verkündigen, indem ich dem Könige sagte, er möge nun selbst urtheilen, wie groß die Macht und Majestät unseres Königs sei, da schon wir, seine Diener und Boten, so wunderbare Dinge zu wirken vermöchten.

Er fragte mich hierauf, auf welche Weise er mit diesem großen Könige verhandeln könne und was derselbe von ihm begehre.

„Mein Herr," gab ich ihm zur Antwort, „verlangt nichts weiter, als den König von Toonati-nooka sammt seinen Unterthanen glücklich zu machen. Da er mächtiger, reicher und glücklicher ist, als alle übrigen Könige, so begehrt er Nichts für sich selbst. Aber er ist ebenso gut, als reich und mächtig, und darum hat er seine Freude daran, auch die andern Könige und ihre Völker glücklich zu sehen. Damit sie es aber werden möchten, schickt er seine Boten in alle Länder der Erde, um Gesetze zu verkünden, welche die Menschen sowohl im Leben als nach dem Tode glücklich machen können; zu diesem Zwecke bin auch ich mit meinen Gefährten nach Toonati-nooka gekommen."

„Uebrigens," fuhr ich fort, „ist es der Wille meines Königs, daß du auf deinem Throne bleibest und fortfahrest, deine Unterthanen zu regieren. Doch kannst du deine Person und dein Reich nicht besser sicherstellen, als wenn du dich sammt deinem Volke den weisen und liebevollen Gesetzen meines Königs unterwirfst, welche die Menschen lehren, der gesetzlichen Obrigkeit zu gehorchen, nicht allein, weil man sie dazu zwingt, sondern weil es also recht und billig ist."

Der König schien meine Worte zu erwägen; denn er saß eine Weile schweigend da. Dann rief er die ältesten der Häuptlinge zu sich heran, um Rath mit ihnen zu halten, und Alle erklärten, daß das, was ich gesagt habe, zwar neu, aber gut sei. Hierauf stellte mir der König mehrere Fragen in Betreff der Gesetze, welche ich ihm und seinem Volke verkünden wolle. Vor Allem wünschte er zu wissen, ob dieselben den von seinen Vorfahren festgestellten Gesetzen des Landes widersprächen. Ich suchte dieser Frage für

den Augenblick auszuweichen; denn es versteht sich von selbst, daß die Lehren unseres göttlichen Heilandes mit den götzendienerischen Gebräuchen der Heiden in Widerspruch stehen. Was hat das Licht mit der Finsterniß, was Christus mit Belial zu schaffen? Deßhalb entgegnete ich dem König, daß ich die Gesetze seines Reiches noch nicht hinreichend kenne, um sie im Einzelnen zu beurtheilen; doch sei ich überzeugt, daß die Gesetze eines so weisen, gerechten und gütigen Herrn, wie der meinige, die besten seien und Allen zum Heile gereichen müßten. Wenn es sich daher herausstellen sollte, daß einige derselben mit den Gesetzen Toonati-nooka's in Widerspruch ständen, so könne er nichts Besseres thun, als sich ihnen ohne Verzug zu unterwerfen.

Dies leuchtete ihm und seinen Räthen auch ein. Alle schwiegen und schienen die Sache bei sich zu überlegen; denn bald nickte der Eine, bald der Andere beifällig mit dem Kopfe und meinte, es sei gut. Endlich erhob sich der König, nahm seinen aus bunten Federn angefertigten Kopfschmuck ab und setzte ihn mir als ein Zeichen besonderer Gunst und unverletzlicher Gastfreundschaft auf's Haupt. Hierauf kaute er die Hälfte einer Betelnuß und bot mir die andere Hälfte zu gleichem Zwecke an. Dann lud er mich zu einem Festmahle ein, welches man während unserer Verhandlungen in einem Haine zugerichtet hatte, indem er mir gleichzeitig die Versicherung gab, daß auch meine Gefährten einen reichlichen Antheil davon erhalten sollten, und so geschah es in Wirklichkeit. Auch erlaubte er mir, den jüngern der beiden Indianer in unser Lager zu schicken, damit er den Leuten als Dolmetscher diene.

Es ging bei dem Feste so förmlich her, wie es nur immer bei einem officiellen Banket der Fall sein kann. Man beobachtete mir zu Ehren viele Ceremonien; aber ich bemerkte zu meiner Freude, daß sich keine abergläubischen Bräuche darein mischten, an denen ich mich nicht hätte betheiligen dürfen. Doch erschien zum Schluß eine Truppe Sklaven, um vor dem Könige und seinen Gästen einen Tanz aufzuführen, der das christliche Zartgefühl verletzte. Ich bemerkte dem Könige, daß mein Herr seinen Dienern verbiete, einem derartigen Schauspiele beizuwohnen, und bat ihn, die Tänzer zu entfernen.

„O, edler Gesandter," gab er lächelnd zur Antwort, „was liegt denn daran? Euer König sieht euch ja nicht."

Ich fragte ihn, ob er denn denjenigen für einen treuen Unterthanen halte, der seine Gesetze nur beobachte, so lange er ihn bewache.

Er sann einen Augenblick nach. „Gewiß nicht," entgegnete er sodann mit finsterer Miene; „wenn ich wüßte, daß Jemand meine Gesetze in der Ferne nicht befolgte, so würde ich ihm meinen Diener dort schicken." Bei diesen Worten winkte er dem Scharfrichter, einem großen athletischen Manne von wildem Aussehen, der ihn stets begleitete und ein mächtiges Schwert aus einer Holzart trug, die hart und schwer war wie Eisen. „Dies ist der Bote, den ich meinen Unterthanen sende, wenn sie ihre Pflicht vergessen," versicherte er noch einmal. — „Sage uns, Sklave," fuhr er, sich alsdann an den Scharfrichter wendend, fort, „wieviele Kerben hast du schon an deinem Schwerte?"

„Sechs, fünfzig und zweihundert, mein König."

„Gut," rief der König lachend und erklärte mir sodann, daß der Scharfrichter bei jeder Hinrichtung einen Einschnitt in sein Schwert zu machen pflege.

„Und wieviele Einschnitte machte dein Vater, während er dies Amt versah?" fragte der König von Neuem.

„Großer König," antwortete der Scharfrichter, „mein Vater erhielt von deinem Vater zwei Schwerter, und beide waren so mit Einschnitten bedeckt, daß man auch nicht einen mehr hätte machen können."

„Da siehst du, Gesandter," sagte der König zu mir gewandt, „daß wir diejenigen, welche unsere Gesetze übertreten, zu strafen wissen."

„Mein Herr," entgegnete ich, „hat nicht nur einen Gesandten, einen Scharfrichter, ein Kriegsheer: mehr als ich zählen könnte, sind seiner Winke gewärtig, und die Waffen seiner Scharfrichter sind Feuer und Pest, Hunger und Tod. Einer von ihnen wurde von meinem Könige ausgesandt und schlug in drei Tagen siebzigtausend Mann; ein anderer ging allein den Feinden meines Königs entgegen und brachte in einer einzigen Nacht fünftausend und achtzigtausend und hunderttausend um."

Bei diesen Worten brach der Neffe des Königs, welcher soeben von der Jagd heimkehrte und nichts von den in seiner Abwesenheit vorgefallenen Begebenheiten wußte, in ein lautes Gelächter aus, um seine Verachtung und seinen Zweifel an dem, was ich behauptete, an den Tag zu legen. Aber der König wies ihn ernst zurecht und erzählte ihm von unsern schrecklichen Feuerrohren. „Was muß man erst von dem Kriegsgeräth und den Mordinstrumenten jenes großen Königs erwarten," schloß er

endlich, „wenn schon eine friedliche Gesandtschaft so schreckliche Waffen mit sich führt?"

„Aber ich begreife nicht, Gesandter," fuhr er, sich zu mir wendend, fort, „wie dein König es zuwege bringt, daß ihr ihm auch gehorchet, wenn er euch nicht sieht. — Meine Unterthanen," flüsterte er mir in's Ohr, „beobachten meine Gesetze nur deßhalb, weil sie wissen, daß ich in allen Theilen meines Reiches Spione habe, die mir jeden Akt des Ungehorsams sofort berichten. Aber wenn ich sie in ein fernes Land schickte, so würden sie sich, glaube ich, wenig daraus machen, alle von mir und meinen Vorfahren angeordneten Gesetze zu übertreten."

„Obschon ich meinen Herrn nicht sehen kann," gab ich ihm zur Antwort, „so sieht er doch mich; denn sein Auge dringt an jeglichen Ort, und er gebietet über unzählige Diener und Boten, die mit der Schnelligkeit des Lichtes fliegen, um ihm zu berichten, was auf der ganzen Erde vorgeht. Auch hat er ein großes Buch, in welchem er alle Handlungen seiner Unterthanen, selbst der ärmsten und geringsten, verzeichnen läßt, und je nach dem, was in diesem Buche steht, wird er sie früh oder spät belohnen oder bestrafen."

Der König sann einige Augenblicke nach und bemerkte dann lachend, jenes Buch müsse wohl sehr groß sein und viele Mühe verursachen. „Wieviele Schreiber sind denn daran beschäftigt?" fuhr er fort, „und welcher Schrift bedient man sich?" — Da ich es nicht für zweckmäßig hielt, ihm schon jetzt mehr von der Sache zu sagen, wich ich diesen Fragen aus, indem ich das Gespräch auf einen andern Gegenstand lenkte. Ich drückte dem

Könige meine Zufriedenheit darüber aus, daß er auf meine Bitte die Tänzer entlassen habe, fügte jedoch hinzu, daß mein König ein unschuldiges Vergnügen keineswegs verbiete. Wenn es ihm gefalle, so wolle ich zum Beweise dafür von meinen Landsleuten einen Waffentanz aufführen lassen. Ich verstand darunter die gewöhnlichen militärischen Uebungen.

Der König schien von diesem Vorschlage entzückt; nur ließ er mich versprechen, daß unsere Feuerrohre ohne seine besondere Erlaubniß keine Blitze schleudern sollten, und daß meine Leute sich nach dem Waffentanz wieder hinter die Palissaden zurückzögen, bis er beschlossen habe, wie er uns empfangen wolle.

III.

Nachdem diese Uebereinkunft getroffen war, gab ich in spanischer Sprache den Befehl, daß acht unserer Männer, nämlich drei Invaliden und fünf Matrosen des gescheiterten Schiffes, ihre Gewehre schultern und in Reih und Glied aufmarschiren sollten. Sie zogen im Taktschritte an uns vorüber machten dann plötzlich eine Schwenkung und stellten sich in gerader Linie uns gegenüber auf, die Flinten mit solchem Geklirr auf den Boden stoßend, daß die anwesenden Zuschauer unwillkürlich zurückfuhren. Der König sprang entsetzt von seinem Sitze auf, ergriff einen großen, mit Ochsenhaut bespannten Schild und duckte sich hinter demselben nieder; mehrere Häuptlinge flüchteten hinter nahe Baumstämme, und viele der Anwesenden fielen mit dem Angesichte zur Erde und erhoben ein lautes Angstgeschrei. Ich näherte mich dem Könige lächelnd, streckte ihm die Hände entgegen und

erinnerte ihn an mein Versprechen, die Feuerrohre nicht losgehen zu lassen. Das brachte ihn und seine Leute wieder zu Verstand. Einige der Häuptlinge schienen sich sogar ihrer Furcht zu schämen, und der König sprach den Wunsch aus, daß das Waffenspiel fortgesetzt werde.

Ich befahl den Männern, einige ihrer militärischen Uebungen zu machen, was sie auch unter dem Commando eines der Veteranen mit größter Genauigkeit thaten. Dies Schauspiel entzückte den König in so hohem Grade, daß er, ohne das Ende desselben abzuwarten, von seinem Sitze aufsprang und unter Lachen und lautem Beifallsrufen in die Hände klatschte. Dann verlangte er Speer und Schild, schwenkte diese unter heftigen Geberden hin und her und stürzte, ein wildes Kriegslied anstimmend, auf den inmitten der Versammlung befindlichen freien Platz. Dies Beispiel entzündete auch die Kampflust der Häuptlinge. Sie griffen gleichfalls zu den Waffen und stimmten aus voller Kehle in den Schlachtgesang des Königs ein. Dabei umringten sie ihn und fingen an, um ihn herum zu tanzen, erst langsam, dann aber schneller und schneller, in dem Maße, als ihre kriegerische Begeisterung wuchs. Von Zeit zu Zeit stießen sie ihre Speere in den Boden, als ob sie einen Feind durchbohren wollten; dann schlugen sie unter wildem Geheul heftig mit denselben auf ihre hölzernen Schilde. Ich bemerkte nicht ohne Besorgniß, daß ihr Gesang immer lauter und ungestümer wurde, bis sie endlich alle Selbstbeherrschung verloren und unter schrecklichem Kriegsgeheul, Furien gleich, mit glühenden Gesichtern und flammenden Augen im Kreise herumwirbelten.

Die bekehrten Indianer flüsterten mir heimlich zu,

daß wir uns in großer Lebensgefahr befänden; denn in diesem Zustande der Erregtheit wüßten ihre Landsleute Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden, und wenn der König mit seinen Häuptlingen einen derartigen Waffentanz aufführe, so ende derselbe nicht leicht, ohne daß der eine oder der andere der Zuschauer ihrer Wuth zum Opfer fiele. Ich befahl daher unsern Leuten, sich in Reih und Glied aufzustellen und im Falle der Noth die Bayonnette gegen die Wilden zu fällen. Dann stimmte ich mit meinen beiden Indianern, so laut ich nur konnte, einen Hymnus an, den ich in ihrer Muttersprache eigens für sie componirt hatte. Schon bei den ersten Tönen des Liedes bemerkte ich, daß die Wuth der Krieger nachließ, und wir hatten noch nicht sechs Zeilen gesungen, als die frühere Ruhe allmählich zurückkehrte. Dennoch fuhren wir fort zu singen und hielten sie dabei scharf im Auge. Aber bevor das Lied zu Ende ging, waren Alle an ihren Plätzen, hatten die Waffen bei Seite gelegt und hörten uns mit einem Gemisch von Neugierde und Ehrfurcht schweigend zu.

Als auch ich meinen Platz an der Seite des Königs wieder einnahm, sprach dieser seinen Beifall aus und fragte mich, ob jenes Lied ein Schlachtgesang, eine Hymne zu Ehren unserer Landesgötter oder ein Lobgesang auf einen berühmten Helden gewesen sei. Ich antwortete ihm, daß wir es zur Verherrlichung meines Königs gesungen hätten.

„Jenes Königs, der euch hierher sandte?“ fragte er schnell. „Wir singen nur in so feierlicher Weise, wenn wir einen Todten beklagen oder unsere Götter verehren wollen. — Tritt vor, Ta-kaeeuga!“ befahl er sodann

seinem ersten Barden oder Priester, „und singe uns das Lied meiner Vorfahren zu Ehren Havaoeekee's!"

Als die bekehrten Indianer den Namen des Götzen hörten, den sie einst mit ihren Landsleuten verehrt, konnte ich sie kaum verhindern, ihren Abscheu kundzugeben. Ich selbst war nicht gesonnen, das heidnische Lied in unserer Gegenwart singen zu lassen; deßhalb wandte ich mich mit entschlossener Miene an den König und sagte ihm, daß mein Herr bei Weitem mächtiger sei als Havaoeekee und alle Götter seines Landes. Jenem zu Ehren in unserer Gegenwart ein Lied zu singen, sei daher für meinen König eine Beleidigung, deren der Herrscher von Toonati-nooka sich gewiß nicht schuldig machen wolle, und wäre es nur, um nicht das Gastrecht zu verletzen; übrigens könne mein König einen solchen Frevel auch auf der Stelle bestrafen.

Der König und seine Häuptlinge hörten mir mit Staunen und Verwunderung zu, und nachdem sie die Sache mit einander überlegt hatten, winkte der Erstere mich zu sich heran, um allein mit mir zu sprechen. Gleichzeitig befahl er, daß man eine Ehrenmatte für mich herbeibringe und an seine Seite lege, eine Auszeichnung, welche keiner der Häuptlinge beansprucht, weil sie nur dem Thronfolger, dem Neffen des Königs, zu Theil wird. Dann ergriff der König meine Hand und sah mich mit großem Ernste an.

„Sage mir, du Gesandter des großen Königs," hob er an, „ist dein Herr wirklich, wirklich größer als Havaoeekee, größer als Paowanga und alle Götter, welche wir verehren?"

„So ist es, o König," antwortete ich, „und diese

meine Worte sind ebenso wahr, als ich, sein unwürdiger Diener und Bote, die Ehre habe, an deiner Seite zu sitzen. Gestatte uns nur, daß wir diese Nacht von unserer mühseligen Reise ausruhen; morgen will ich dir, wofern du den Muth dazu hast, einen Beweis von der Macht meines Königs geben."

Er konnte sich bei dem Gedanken, daß man an seinem Muthe zweifle, des Lachens nicht enthalten, hielt jedoch plötzlich inne, als sein Blick auf unsere Flinten fiel und er der Furcht gedachte, die sie ihm eingeflößt.

Mittlerweile neigte sich die Sonne zum Untergange; doch war es noch hell genug, um einen guten Schuß zu thun, und ich dachte bei mir selbst, daß Nichts geeigneter sei, meinen Worten Nachdruck zu verleihen, als wenn wir diesen Beweis unserer Macht noch einmal vor der versammelten Menge wiederholten. Deßhalb fragte ich den König, ob er nicht Lust habe, sich jetzt auch zu überzeugen, um wie viel unsere Feuerrohre stärker seien als alle Waffen in Toonati-nooka, fügte jedoch sogleich hinzu, daß zu diesem Zwecke nur ein einziges loszugehen brauche.

Er zögerte einige Augenblicke und fragte seine Häuptlinge um Rath. Diese waren verschiedener Ansicht. Einige von ihnen meinten, ein Mal sei für ein derartiges Experiment mehr als genug; andere aber, die später gekommen und begierig waren, das wundersame Schauspiel, von dem sie so viel gehört, mit eigenen Augen zu sehen, sprachen für die Wiederholung desselben, bis die Erstern, sich ihrer Furcht schämend, endlich stillschwiegen. Der König gab halb gezwungen seine Zustimmung. Ich bat mir hierauf den stärksten Schild aus,

der zur Stelle sei, und man brachte mir des Königs zweiten Schild, den ein Waffenträger ihm im Kriege nachzutragen pflegt, damit er gleich zur Hand sei, falls der erste zerhauen wird. Er war in plumper Weise aus einem dicken Brett von hartem Holze geschnitten und mit einer doppelten Decke von ungegerbter Ziegenhaut überspannt. Ich befahl, daß man ihn in der Entfernung von einem halben Flintenschuß aufrecht gegen zwei in die Erde gesteckte Speere stelle und rief sodann mit lauter Stimme:

„Ihr Krieger von Toonati-nooka! stark sind eure Arme, schnell und scharf eure Speere. Auf denn, thut euer Bestes, um jenen Schild zu durchbohren; dann aber tretet bei Seite und sehet, was die Diener meines Herrn vermögen!"

Auf des Königs Befehl traten drei der stärksten Häuptlinge vor, wählten ihre schärfsten Wurfspieße und schleuderten sie, Einer nach dem Andern, gegen den Schild. Es wurde für eine außergewöhnliche Leistung angesehen, daß die Wurfgeschosse bei der angegebenen Entfernung durch die zwei Häute drangen und im Holze des Schildes stecken blieben. Deßhalb wandte sich der König mit triumphirendem Blicke zu mir und fragte mich, was ich denn mehr thun könne.

„Deine Leute haben ihre Sache gut gemacht, o König," gab ich ihm zur Antwort. „Ich glaube kaum, daß der Arm des stärksten Mannes mehr zu leisten vermag. Aber mein König hat gewollt, daß wir Waffen besäßen, mit denen der Schwache ebensoviel ausrichtet als der Starke. Um dir dieses zu beweisen, will ich einen unserer Krieger rufen, der vor Kurzem schwer krank war und seine

Kräfte noch nicht wiedererlangt hat." Bei diesen Worten winkte ich einem der alten Invaliden, dessen bleiche, kränkliche Gesichtsfarbe meine Aussage hinreichend bestätigte. Derselbe war jedoch ein tüchtiger Schütze, dem ich den Probeschuß ruhig anvertrauen durfte.

Es war allmählich fast die ganze Bevölkerung jenes Theiles der Insel an der Küste zusammengeströmt. Die Versammlung der Männer zählte nach meiner ungefähren Schätzung nicht weniger als fünfzehntausend, ohne die Schaaren von Weibern und Kindern, welche die nahen Anhöhen bedeckten. Es war, als sähe man ein Meer von dunkelfarbigen Gesichtern und funkelnden Augen, die sämmtlich auf unsern Schützen gerichtet waren. Als ich bedachte, wie folgenschwer das Wagstück sei, wurde es mir bang um's Herz, und ich flehte im Stillen zu Gott, daß er uns nicht verlassen möge. Dann machte ich dem Könige begreiflich, daß es nöthig sei, hinter dem Schilde einen freien Platz zu schaffen, damit das Volk nicht Gefahr laufe, durch den Schuß verwundet zu werden. Er zeigte sich gegen dieses Bedenken ziemlich gleichgültig, ging aber auf meine Bitte ein. Die Volksmenge stand indeß so dicht, daß es nur mit äußerster Mühe und nicht ohne manchen Schlag und Stoß gelang, sie zurückzutreiben. Als Alles bereit war, befahl ich dem Soldaten, Feuer zu geben.

Der Knall des Gewehres brachte eine noch größere Wirkung hervor als das erste Mal. Es erhob sich sowohl im Thal als auf den Hügeln ein jäher Schrei, wie ich ihn nie zuvor hörte. Die ganze Versammlung fiel auf ihr Angesicht, und Jeder glaubte, der Blitz habe ihn getroffen. Erst nach und nach kamen die Leute

wieder zu sich; Einer nach dem Andern erhob sich vom Boden und befühlte seinen Kopf und seine Arme, um sich zu überzeugen, daß sie nicht verletzt seien. Dann stürzten die Häuptlinge auf den Schild zu und wollten ihren Augen nicht trauen, als sie sahen, daß die zwei Kugeln — die Flinte war doppelt geladen — sowohl die Ziegenhäute als das Holz durchbohrt hatten und hinter dem Schilde auf dem Boden lagen. Sie hoben sie auf und brachten sie sammt dem Schilde dem Könige.

Der Anblick der Kugeln und des durchlöcherten Schildes bestärkten den König in der Meinung, daß wir in unsern Feuerrohren wirklich den Donner mit uns trügen. Wie es scheint, sind einst bei einem schweren Gewitter Meteorsteine auf der Insel niedergefallen, und es stand bei ihm fest, daß unsere Kugeln, die durch den Anprall gegen den Schild breitgedrückt waren, solche Steine seien, die unter unserm Befehle ständen. Dieser Umstand krönte unsern Ruf. Der König befahl, daß man ein aus Birkenrinde und Federn angefertigtes Ehrenkleid bringe und mir dasselbe anlege. Den Schützen belohnte er mit einer Beerenschnur, die er von seinem Halse nahm, und sandte außerdem als Zeichen der Anerkennung zwei Schweine in unser Lager.

Hierauf drängten sich die Häuptlinge um uns herum, um uns ihre Huldigungen darzubringen. Ich sagte ihnen jedoch, daß alle Ehre Demjenigen gebühre, Der uns gesandt habe; wir seien nur Seine Diener, und all unsere Macht komme von Ihm. Er habe mir befohlen, noch andere Wunder zu wirken und allem Volke von Toonatinooka eine sehr gute Nachricht zu verkünden, was ich

jedoch bis zum folgenden Tage verschieben müsse, weil wir der Ruhe bedürften.

Die versammelte Menge drängte sich jedoch so dicht um uns herum und bestürmte uns derart mit Fragen, daß es uns nur mit Mühe gelang, uns einen Weg zu unserm Lager zu bahnen. Als ich mich beim Könige verabschiedete, trat der erste Barde, dessen Amt es ist, die Waffenthaten des Herrschers und seiner Krieger aufzuzeichnen, vor mich hin und sang zum Klange eines mit fünf Saiten bespannten, der Laute ähnlichen Instrumentes folgende Strophen:

„Groß ist der König, der seine Boten sandte,
Welche in Feuerrohren Donner und Blitze tragen.
Stark sind die Krieger von Toonati-nooka,
Stärker die weißen Männer von jenseit des Meeres."

Dies Lied wurde von den Häuptlingen und dem ganzen Volke wiederholt; ja, der König selbst hielt es nicht unter seiner Würde, kräftig mit einzustimmen, und während die Versammlung uns zu unseren Palissaden begleitete, schwoll ihr Gesang allmählich zu einem betäubenden Jubelgeschrei an. Auch bestürmten uns Alle mit Bitten, das Lager zu verlassen und unsern Aufenthalt in ihrer Mitte zu nehmen. Ich sah jedoch voraus, daß es besser und sicherer für uns sei, einstweilen noch hinter unserer Schutzwand zu bleiben. Hier angekommen, entließen wir die sechs Geiseln, welche vor Neugierde brannten, zu erfahren, was sich während ihrer Gefangenschaft draußen zugetragen hatte. Das versammelte Volk blieb den größten Theil der Nacht in der Nähe unseres Lagers und sang, um hochlodernde Feuer geschart, aller-

lei Lieder, die es uns zu Ehren verfaßt, so daß es fast nicht möglich war zu schlafen.

Am andern Morgen ließ mich der König schon bei Tagesanbruch in ehrerbietiger Weise zu sich bitten. Da ich eben mein Brevier betete, ließ ich ihm sagen, ich sei augenblicklich im Dienste meines Königs beschäftigt, würde seinem Wunsche jedoch so bald als möglich Folge leisten. Außerhalb der Palissaden strömte das Volk wieder in so großer Menge zusammen und bestürmte unsere beiden Indianer mit so vielen Fragen, daß es unmöglich war, sich zu sammeln. Deßhalb rief ich unsere Leute zum Morgengebet und bat die Wilden, sich ruhig zu verhalten, da wir jetzt mit unserm Könige sprechen müßten. Sie gehorchten mit der größten Ehrerbietung und störten uns nicht ein einziges Mal. Als unser Gebet beendigt war, öffnete ich auf's Neue mein Brevier und befahl den Indianern, vor mir herzugehen und ein Morgenlied anzustimmen, das ich in ihrer Muttersprache für sie verfaßt hatte. So zogen wir langsam aus unserm Lager hinaus. Das Volk umringte uns, ohne uns jedoch zu stören, und diejenigen, welche uns zunächst standen und die Worte des Liedes aufgriffen, versuchten mitzusingen. So kam es, daß sie die süßen Namen Jesus und Maria aussprachen, noch ehe sie die hohe Bedeutung derselben ahnten.

Der König, umgeben von seinen Priestern, schickte sich eben an, dem Landesgotte Paowanga ein Opfer darzubringen. Er empfing mich mit vielen Ehrfurchtsbezeugungen, schlang eine Schnur von aufgereihten Beeren um meinen Hals und lud mich ein, an der Feier theilzunehmen. Ich gab ihm jedoch zur Antwort, daß ich

mich jetzt mit meinem Könige beschäftigen müsse, der weit größer sei als Paowanga. Das ärgerte die Priester, und sie fragten mich, auf ihren Götzen zeigend, ob ich wirklich behaupte, daß mein König mächtiger sei, als dieser große Gott von Toonati-nooka. Ich schaute auf und sah in einiger Entfernung ein großes, scheußliches Götzenbild, das in plumper Weise aus einem hohlen Baumstamme angefertigt war. Der Götze hatte ein abscheuliches Gesicht mit einem breiten, mit Haifischzähnen besetzten Maule. In diesen scheußlichen Rachen pflegte das schändlich hintergangene Volk seine Opfer, als Schweine, Gänse, Früchte und dergleichen zu schieben, und zuweilen brachte man dem Abgott sogar Menschenopfer dar. Die armen Heiden glaubten, daß Paowanga alles das verschlänge; aber die Priester, deren gemeinschaftliche Wohnung sich unmittelbar hinter dem Götzenbilde befand, hatten eine Fallthür im Hinterkopfe desselben angebracht, durch welche sie bei Nacht fortholten, was die Verehrer Paowanga's am Tage geopfert hatten.

Ich antwortete den Priestern, die, wie ich nur zu gut bemerkte, schon feindlich gegen mich gesinnt waren, daß ich ihnen mit Erlaubniß des Königs später zeigen wolle, wer von Beiden größer sei, mein König oder Paowanga. Darauf entfernte ich mich, ruhig mein Brevier betend, während die beiden Indianer, ihre Hymne weiter singend, mich begleiteten. Die versammelte Menge schien nicht recht zu wissen, ob sie uns folgen oder das Opfer abwarten solle; aber die Meisten entschlossen sich endlich, das Erstere zu thun, und ich glaube, Paowanga hat niemals bei einem feierlichen Opfer wie dieses so wenige Anbeter gehabt.

Wir entfernten uns so weit von der Opferstelle, daß wir Nichts mehr von den Vorgängen daselbst sahen; dagegen drang das verworrene Jauchzen und Schreien der Opfernden, sowie der Schall großer Trommeln, die Paowanga zu Ehren gerührt wurden, noch deutlich an unser Ohr.

Ich kniete nieder und flehte mit aller Inbrunst meines Herzens zu Gott, daß Er mich bei der Ausführung meines Unternehmens erleuchten und stärken möge. Dann fragte ich leise die beiden Indianer, ob sie entschlossen seien, die Gefahr zu theilen, der ich mich zur Ehre Gottes aussetzen wolle, um die Augen ihrer Landsleute durch eine kühne That zu öffnen.

Sie gaben mir zur Antwort, daß sie zu Allem bereit seien; doch wünschten sie, zuvor das heilige Bußsacrament zu empfangen. Ich hörte erst den ältern, dann den jüngern Beicht, nachdem ich das Volk gebeten hatte, etwas beiseit zu bleiben. Die Wilden gehorchten mir sofort und beobachteten ein ehrfurchtsvolles Schweigen, gerade als ob sie gewußt hätten, daß etwas Geheimnißvolles vor sich ging.

Hierauf kehrten wir langsam zum Könige und zur Versammlung zurück. Das heidnische Opfer war mittlerweile beendigt, und man erwartete uns bereits.

„Wenn du mir jetzt gestatten willst, o König, zu meinen Gefährten zu gehen," begann ich, „dann werde ich dir in dieser Stunde noch beweisen, daß Paowanga gar kein Gott ist. — Und wenn ich nicht Wort halte," fügte ich, mich nach den Götzenpriestern wendend hinzu, „so möget ihr mich auf der Stelle in seinen Rachen schieben."

Der König lachte. Die Priester warfen mir dagegen boshafte Blicke zu und flüsterten untereinander.

„So gehe denn, o Gesandter," sagte der König; „aber wie lange gedenkst du auszubleiben?"

„Wenn die Sonne über jener Lichtung zwischen den zwei Baumwipfeln dort steht, werde ich zurück sein," entgegnete ich.

Einen der beiden Indianer nahm ich mit mir; den andern behielt der König bei sich, um sich mit ihm zu unterhalten und ihm allerlei Fragen über unsere Sitten und Gebräuche zu stellen. Bei den Booten angekommen, bat ich den Stückmeister des gescheiterten Schiffes, der an unserer Expedition theilnahm, mir ein Paket Pulver von etwa dreiviertel Pfund, nebst einer langsam brennenden Lunte von einigen Zoll Länge zurechtzumachen. Während er dieses that, holte ich aus einer Kiste mit physikalischen Instrumenten, welche wir von dem spanischen Wrack gerettet hatten, ein starkes Brennglas hervor, dessen ich gleichfalls zur Ausführung meines Planes bedurfte. Mit diesem und dem Pulver versehen, kehrte ich sodann zum Könige zurück.

„Was meinst du, o König," redete ich ihn an, „wenn zwei deiner Häuptlinge sich im Wettkampfe messen und der eine den andern aufhebt und zu Boden wirft, ist dann nicht der erste der stärkere von beiden?

„Ganz gewiß," riefen der König und seine Häuptlinge, und die ganze Versammlung stimmte ein.

„Aber," fuhr ich fort, „wenn der Häuptling nur seinen Diener schickte und dieser ohne jegliche Waffe in der Hand den Gegner zum Falle brächte, was würdest du dann sagen von der Stärke des Häuptlings, der ihn sandte?"

„Oh, oh, oh!“ riefen Alle voll Erstaunen und horchten begierig, um zu vernehmen, was jetzt noch kommen würde.

„Sagt mir nun,“ fuhr ich fort, „ist Paowanga ein mächtiger Gott?“

„Oh, mächtig, mächtig!“ riefen die Priester im Chor; auch der König nebst einigen seiner Häuptlinge stimmten ein; aber, wie ich bemerkte, mit weniger Begeisterung; denn seitdem sie mit mir gesprochen, hatten sie angefangen, an dem Götzen zu zweifeln.

„Aber wie wollt ihr mir denn beweisen, daß er so mächtig ist?“ fragte ich weiter.

„Sieh doch, wie viel er essen kann,“ sagte einer der vornehmsten Priester, auf das Götzenbild deutend.

Es ragte in der That die Hinterkeule einer Ziege aus dem greulichen Maule des Ungeheuers heraus, während der Rest des Thieres schon in dem hohlen Baumstamm verschwunden war. Es gehört nämlich bei diesen Wilden zu den Eigenschaften eines guten Häuptlings, daß er große Massen von Lebensmitteln vertilgen kann.

„Nun gut,“ sagte ich lächelnd, „auch ich werde ihm etwas zu essen geben; wenn er das verdaut, dann will ich an seine Stärke glauben.“

Bei diesen Worten schritt ich mit meinem Pakete Pulver in der Hand auf das Götzenbild zu.

Die Priester mochten wohl ahnen, daß ihrem Lieblinge nichts Gutes bevorstehe; denn sie bestürmten den König, mich zurückzuhalten. Aber sowohl dieser als seine Häuptlinge brannten vor Neugierde, den Ausgang der Sache zu sehen. Zudem hatte ich versprochen, Paowanga nur Etwas in den Mund zu stecken und mich ihm dann

nicht mehr zu nähern. Die ganze Versammlung harrte schweigend der Dinge, die da kommen sollten; nur die Priester murrten und warfen mir drohende Blicke zu.

Ich betete im Stillen, daß der Herr mir beistehen möge, während ich die plumpen, aus mehreren unbehauenen Blöcken bestehenden Stufen hinanstieg, vermittelst deren die Opfernden den Nachen Paowanga's erreichten. Dann rief ich mit lauter Stimme:

„O, Paowanga nicht um dich zu verehren oder deine Gottheit anzuerkennen, stecke ich dir dieses in den Mund, sondern um diesem Könige und seinem Volke zu zeigen, daß Demjenigen, Der mich hierhersandte, allein alle Ehre und Anbetung gebührt." Dann schob ich das Pulver in den Nachen des Götzen, zündete vermittelst des Brennglases das Ende der Lunte an und kehrte ruhig zum Könige zurück.

V.

Das Volk stand in ehrfurchtsvoller Entfernung um das Götzenbild herum. Ich brauchte also nicht zu befürchten, daß Jemand zu Schaden käme. Deßungeachtet bat ich den König, der Menge zu befehlen, daß sie sich noch weiter zurückziehe, was sie, wenn auch mit einigem Widerstreben, that. Es entstand hierauf eine feierliche Stille. Aller Augen schweiften erwartungsvoll vom Götzenbilde zu mir und umgekehrt, und ich schloß aus den Mienen der Versammelten, daß ihr Glaube an die Macht des Abgottes bereits zu wanken beginne, weil dieser den ihm öffentlich angethanen Schimpf nicht an mir räche.

Nach Verlauf von zwei bis drei Minuten war die Lunte bis an das Pulver abgebrannt, und dieses entzün-

dete sich mit einem Knall, der schrecklicher erdröhnte, als der lauteste Donnerschlag. Das Götzenbild barst von oben bis unten; sein scheußlicher Kopf fuhr in Stücke auseinander; die Haifischzähne flogen nach allen Richtungen umher; der vom Boden losgerissene Baumstumpf schwankte einige Augenblicke und rollte dann die Stufen hinab. — Es wäre unmöglich, das Staunen und Entsetzen zu schildern, das sich der versammelten Menge bei diesem Vorgange bemächtigte. Alle fielen auf ihr Angesicht und hielten Augen und Ohren zu. Keiner der Anwesenden wagte zu athmen oder gar aufzuschauen, bis ich mit dem Speere des Königs in der Hand mich dem Götzenbilde näherte.

„Paowanga ist gefallen," rief ich mit lauter Stimme, „er ist gefallen durch die Hand des geringsten Dieners meines Herrn, und so werden früh oder spät alle Feinde meines Königs fallen!"

Bei diesen Worten stieß ich den Speer tief in den am Boden liegenden Baumstumpf.

Das Volk erhob ein lautes Jubelgeschrei und rief ein über das andere Mal, daß mein König größer sei als alle Könige und mein Gott erhaben über alle Götter. Dann stimmte die versammelte Menge wie in rasender Begeisterung abermals das Lied an, welches man Tags zuvor uns zu Ehren verfaßt hatte, und der Gesang so vieler tausend Kehlen war wie das Rauschen eines Kataraktes, nur hier und da, wenn die Männer schwiegen, von den hellern Stimmen der auf den Hügeln versammelten Weiber und Kinder unterbrochen:

„Groß ist der König, der seine Boten sandte,
Welche in Feuerrohren Donner und Blitze tragen."

Die letzten Verse änderten sie jetzt, den Umständen entsprechend, folgendermaßen ab:

„Stark war einst unser Gott Paowanga;
Stärker sind die weißen Männer von jenseit des Meeres."

Die Götzenpriester waren natürlich in großer Verlegenheit und würden sich gern aus dem Staube gemacht haben, wenn das Volk sie nicht umringt und zurückgehalten hätte. Für ihr Leben fürchtend, baten sie um Gnade; aber man stieß sie mit Zorn und Verachtung zurück. Der König griff, von Wuth gegen seine einstigen Lehrer entflammt, nach seinem zweiten Speer, schleuderte ihn mit lautem Kriegsgeschrei mitten in das Corps der Priester und durchbohrte den vornehmsten derselben, so daß er auf der Stelle den Geist aufgab. Dies war das Zeichen zum Angriffe für die Häuptlinge und das Volk, welche sich nun insgesammt auf die Unglücklichen stürzten und das schrecklichste Blutbad anrichteten. Bei diesem grauenvollen Anblicke bat und beschwor ich den König, dem Gemetzel Einhalt zu thun; denn mein Herr wolle nicht den Tod Seiner Feinde, sondern wünsche im Gegentheil Alle zu Seinen Freunden zu machen. Doch umsonst. Die Wuth des Volkes war zu groß, und meine Stimme wurde übertönt von dem Geheul der tobenden Menge und dem Angstgeschrei ihrer unglücklichen Opfer. Nur drei der Priester vermochte ich zu retten, indem ich den Arm der Häuptlinge zurückhielt, die im Begriffe standen, sie mit ihren Speeren zu durchbohren. Als ich mir endlich Gehör verschaffte und der Tumult sich legte, mußte ich zu meinem großen Schmerze sehen, daß nicht weniger als neunzehn Todte am Boden lagen. Freilich hatten die Götzenpriester durch ihre Betrügereien und

ihre schamlose Ausnutzung des armen Volkes den Tod hundert Mal verdient; dennoch betrübte mich ihr schauerliches Ende über alle Maßen, hatte ich doch — ach, es war vielleicht Vermessenheit! — mit Zuversicht gehofft, daß es mir gelingen werde, die ganze Insel zum Herrn zu bekehren, ohne daß auch nur ein Tropfen Blutes vergossen würde! Ich kniete neben den Erschlagenen nieder und versuchte das aus ihren Wunden strömende Blut zu stillen, in der Hoffnung, das Leben des einen oder andern womöglich noch zu retten. Einige athmeten zwar noch, waren jedoch so schwer getroffen, daß sie bald unter meinen Händen starben. Der König staunte nicht wenig, mich mit den Unglücklichen beschäftigt zu sehen, und fragte mich, wie ich dazu komme, mich um jene Elenden zu kümmern.

„Habe ich dir nicht gesagt, o König, daß mein Herr die Güte und Liebe selbst ist?“ gab ich ihm zur Antwort. „Nur diejenigen sind Seine Feinde, welche es sein wollen, und selbst diese Undankbaren sucht Er durch Geduld und durch immer neue Beweise Seiner Liebe an sich zu ziehen.“

„Aber warum versuchte er denn nicht Paowanga an sich zu ziehen?“ fragte der König.

„Das will ich dir sagen, o König, wenn mein Schmerz sich etwas gelegt hat,“ antwortete ich unter Thränen und Seufzern. „Jetzt bin ich zu bekümmert um diese armen Seelen, die als Feinde meines Königs aus diesem Leben schieden.“

Ich wollte indeß die günstige Gelegenheit, welche Gott der Herr mir bot, nicht unbenutzt vorübergehen lassen; deßhalb stellte ich die übriggebliebenen Priester

sammt ihren Familien unter die Obhut meines ältern Indianers und rief, die Hand gen Himmel ausstreckend, meinen König feierlich zum Zeugen an, daß sie von jetzt an unter seinem Schutze ständen und Niemand ihnen ein Leid zufügen dürfe. Dies that ich in Gegenwart des Königs und seiner Häuptlinge und in einem festen entschlossenen Tone. Meine Worte schienen auf die ganze Versammlung einen tiefen Eindruck zu machen; denn alle versprachen mir, daß sie sich nicht mehr an den Priestern vergreifen würden. Hierauf nahm ich den König bei der Hand, führte ihn zu dem Götzenbilde und zeigte ihm die im Nacken desselben angebrachte Thüre, durch welche die in seinen Rachen geschobenen Opfer heimlich von den Priestern fortgeholt wurden. Diese Enthüllung entfesselte seinen und seines Volkes Zorn von Neuem; denn die Götzenpriester wurden durch eine bedeutende Abgabe unterhalten, die man bei jedem Neumonde im ganzen Lande für sie zu erheben pflegte. Aber ich erinnerte den König an das mir gegebene Versprechen und wiederholte, daß den Priestern kein Haar gekrümmt werden dürfe; man solle vielmehr sie sammt ihren Familien meinem Könige als Eigenthum überlassen. Damit erklärten sich Alle einverstanden, und ich wurde von diesem Tage an als der besondere Beschützer jener Unglücklichen betrachtet.

Es bedurfte nur weniger Minuten, um das Götzenbild vollends zu zertrümmern und den Flammen zu übergeben. Während dies geschah, verlangte der König mein Brevier zu sehen, und fragte mich, ob dies vielleicht ein Oloceo sei. Mit diesem Namen bezeichnen die Wilden nämlich eine Art Amulet oder Talisman, in welchem,

wie sie glauben, Havaeoeekee, ein anderer ihrer falschen Götter, wohnt![1]

„Nein," entgegnete ich, „dies ist kein Oloeeo. Mein König erlaubt Seinen Dienern nicht, dergleichen Dinge zu besitzen oder an dieselben zu glauben. Oloeeo und Havaeoeekee sind ebenso schlecht wie Paowanga."

Der König und seine Häuptlinge stießen einen Schrei der Entrüstung aus. Vielleicht wollte ich den Sturz ihrer Götter schneller bewerkstelligen, als die Klugheit es rieth; allein ich glaubte, die sich mir darbietende Gelegenheit benutzen zu müssen.

„Behauptest du, Wundermann, denn in der That, daß Havaeoeekee nicht besser sei als Paowanga, den du zerstört hast?" hob der König endlich an.

„Urtheile selbst, o König," gab ich ihm zur Antwort. „Nicht wahr, wenn Paowanga wirklich ein Gott wäre, würde er die ihm zugefügte Schmach an mir gerächt haben?"

„So ist es," rief der König unter Beistimmung seiner Häuptlinge, „und deßhalb erwarteten wir auch jeden Augenblick, dich zur Strafe für deinen Frevel todt zu Boden stürzen zu sehen."

„Und was haltet ihr denn nun von Paowanga?" fragte ich lächelnd.

Der König und alle Umstehenden legten durch unzweideutige Zeichen ihre Verachtung für den Götzen an den Tag.

„Nun gut," fuhr ich fort, „Havaeoeekee wird mir ebenso wenig ein Leid zufügen wie der Andere. Sam-

[1] Siehe Kapitel 35.

melt alle Oloeeos, die ihr finden könnet, und ich will sie verbrennen, wie ich Paowanga verbrannt habe."

„Oh, oh!" rief die ganze Versammlung wie aus einem Munde; denn es schien, man fürchtete die Amulete noch mehr als den Götzen selbst. Da ich jedoch feierlich versicherte, wenn der Gott sich überhaupt rächen könne, so werde die Strafe mich allein treffen, gab der König endlich seine Einwilligung, und man brachte sechs oder sieben Oloeeos aus den benachbarten Hütten herbei. Mit diesen schritt ich auf den für Paowanga errichteten Scheiterhaufen zu und rief mit lauter Stimme:

„O Havaeoeekee, wenn du wirklich ein böser Geist bist und nicht bloß in der Einbildung dieses armen, betrogenen Volkes lebst, dann weißt du auch, daß du gegen meinen König Nichts auszurichten vermagst, und um dies zu beweisen, verbrenne ich dir das Haus über dem Kopfe."

Bei diesen Worten warf ich sämmtliche Oloeeos in die Gluth, und während die Flamme, vom Winde angefacht, emporloderte, sang ich mit den beiden bekehrten Indianern langsam unsern Hymnus, so daß die Anwesenden die Worte desselben verstehen konnten. Es dauerte auch nicht lange, da stimmte die ganze Versammlung voll Begeisterung ein, und das Prasseln der Flammen wurde übertönt von einem tausendstimmigen Loblied zu Ehren des wahren Gottes.

Bald waren die Amulete vom Feuer verzehrt, das man unaufhörlich, mit Matten, Fliegenwedeln und was sonst noch bei der Hand war, fächelte. Das Volk stürzte jetzt über die noch glühenden Kohlen her, trat sie aus und stampfte sie mit den Füßen zu Staub, als ob es gegen seinen Götzen und dessen Diener, von denen es so

lange mißbraucht worden war, nicht genug Verachtung an den Tag legen könne.

VI.

Um dies große Ereigniß feierlich zu begehen, ordnete der König ein Fest für alle seine Unterthanen an. Das Volk brachte zahllose Geschenke herbei und legte dieselben zu meinen Füßen nieder, darunter eine Menge silberner und selbst goldener Schmucksachen, die zwar plump angefertigt, aber von großem Werthe waren. Ich wies jedoch alle Geschenke zurück, indem ich den Leuten sagte, daß mein König mich zu ihnen gesandt habe, um ihnen Gutes zu thun, nicht um mich auf ihre Kosten zu bereichern. Diese Erklärung setzte sie nicht weniger in Erstaunen als die Zerstörung Paowanga's; denn sie waren so an Erpressungen seitens ihrer Vorgesetzten, von den Unterhäuptlingen angefangen bis hinauf zum Könige, gewöhnt, daß uneigennützige Nächstenliebe ihnen geradezu wie ein Wunder erschien. Ich benutzte diese Gelegenheit, um ihnen, wenn auch mit einiger Zurückhaltung, von der Macht und der unverdienten Liebe des Einen wahren Gottes zu reden. Sie hörten mir mit gespannter Aufmerksamkeit zu, besonders die Aermern. Die Lehre Christi war ja allzeit die Trösterin und Befreierin der Unterdrückten.

Anderseits glaubte ich nicht das Recht zu haben, die braven Matrosen, die alle Gefahren der Reise mit mir getheilt hatten, der Vortheile zu berauben, welche der gute Wille der Insulaner ihnen bot. Kaum hatte ich eine Andeutung dieser Art fallen lassen, als das Volk auf

die Männer zueilte und in sie drang, die von mir zurückgewiesenen Geschenke anzunehmen. Da ich jedoch ihre Zukunft im Auge hatte, und etwas Bleibenderes für sie zu erlangen hoffte als einen Haufen Geschenke, so nahm ich sie beiseit und fragte sie, was sie in der Folge zu thun gedächten. „Ich selbst," fügte ich hinzu, „bin durch mein Versprechen gebunden, nach Verlauf einiger Zeit zu unserer Insel zurückzukehren, und hätte ich dieses Versprechen selbst nicht gegeben, so könnte ich meine Abwesenheit von dort doch nicht über acht oder höchstens zehn Monate ausdehnen; denn wie gottgefällig die in Aussicht stehende Bekehrung so vieler Heiden auch ist, so darf ich doch Derer nicht vergessen, die wir zurückgelassen, und die voll Sehnsucht nach den heiligen Sacramenten schmachten. Ich hege die Hoffnung, eine Verbindung zwischen den beiden Inseln herstellen zu können und entweder unsere Freunde nach Toonati-nooka zu holen oder ihnen bekehrte Indianer zuzuführen, mit deren Hülfe sie die Insel bebauen oder eine Kolonie anlegen können. Ich selbst gedenke dann im großen Boote von einer Insel zur andern zu fahren und so abwechselnd für die geistigen Bedürfnisse beider Heerden zu sorgen, so lange der Herr mich am Leben läßt."

Die Männer berathschlagten nicht lange, sondern erklärten einstimmig, daß sie vorzögen, in Toonati-nooka zu bleiben, wo es ihnen ja an Nichts fehle und die Einwohner ihnen so liebevoll entgegenkämen. Ich konnte ihrem Entschlusse nur beistimmen, bat sie jedoch, nicht zu vergessen, daß sie verpflichtet seien, den Wilden, unter denen sie lebten, ein christliches Beispiel zu geben. „Aller Augen sind auf euch gerichtet," fügte ich hinzu, „und

alle eure Handlungen werden beobachtet; darum beschwöre ich euch bei Allem, was euch heilig ist, Alles zu vermeiden, wodurch ihr den Heiden zum Aergerniß werden und ihre Bekehrung zum wahren Glauben verhindern könntet." Sie versprachen mir auch alles Gute, und um mir zu beweisen, wie aufrichtig ihr Vorsatz gemeint sei, verpflichteten sie sich, alle vierzehn Tage die heiligen Sacramente zu empfangen. Ich kann zu meiner Freude hinzufügen, daß die Meisten ehrlich Wort hielten; nur zwei meiner Begleiter wurden ihrem Versprechen in der Folge untreu, bereiteten mir vielen Kummer und nahmen ein trauriges Ende.

Sobald ich die Absichten meiner Gefährten kannte, begab ich mich wieder zum Könige und seinen Häuptlingen, Tayakee genannt, ein Wort, das zugleich einen tapfern Krieger und einen Mann von Rang bezeichnet. Hierauf begann das Fest. Zu meiner großen Freude brauchte ich diesmal den König nicht zu bitten, die Tänzer fortzuschicken; denn er hatte im Voraus befohlen, daß sie zurückbleiben sollten, obschon die Sitte es mit sich brachte, daß sie ihn bei feierlichen Gastmählern mit ihren Künsten unterhielten. Der König wies mir den Sitz zu seiner Linken an, welches hier zu Lande der Ehrenplatz ist, weil der Gastgeber auf diese Weise in Stand gesetzt wird, seinem Gaste auserlesene Bissen eigenhändig in den Mund zu stecken. Ich hätte gern auf diese Ehre verzichtet, wenn's möglich gewesen wäre; denn die königlichen Hände sahen nicht allzu säuberlich aus. Dazu erregte diese Auszeichnung die Eifersucht des Thronfolgers, der sonst zur Linken seines Oheims saß, diesmal aber um meinetwillen mit dem zweiten Platze, zur Rechten des Königs, vorlieb

nehmen mußte. Es dauerte auch nicht lange, da fing der Prinz an, uns allerlei Hindernisse in den Weg zu legen, und jetzt, während ich dieses schreibe, scheint der böse Feind sich seiner auf's Neue bedienen zu wollen, um die reiche Ernte, welche wir hier einzusammeln hofften, zu zerstören.

Während des Mahles stellte der König mir wiederum zahllose Fragen über mein Land, meinen König und die Zahl seiner Unterthanen. Auch wollte er wissen, wo seine Häuptlinge wohnten, wie sein Palast eingerichtet sei, wie viel Zeit man brauche, um zu seiner Hauptstadt zu gelangen, und auf welche Weise er eine Gesandtschaft an ihn abschicken könne, um die Ehre zu erwidern, welche er ihm durch unsere Sendung erwiesen.

Da schien mir der Augenblick gekommen, ihm zu sagen, daß der große Fürst, der mich gesandt, der König aller Könige und der Herr aller Herren sei; daß Er im Himmel wohne und über den Himmel, die Erde und alle Dinge gebiete; daß unter Ihm und durch Seinen Willen zwar andere Könige auf Erden regierten, jedoch in anderer Weise als Er Selbst; denn sie seien nur Menschen, wie er, der König von Toonati-nooka, und ich.

Hier unterbrach mich der König und fragte erstaunt, ob ich denn wirklich nur ein Mensch sei, wie er selbst. Ich versicherte ihm, daß ich in der That nichts mehr und nichts weniger sei als ein Mensch; ich sei geboren und werde sterben wie er.

„Aber wohin, weißer Fürst, gehst du denn, wenn du stirbst?" fragte er weiter.

„Wenn mein König das große Buch, von dem ich dir gesprochen, aufthun läßt und mich treu befindet,"

gab ich ihm zur Antwort, „dann wird Er mich in Seinen Palast aufnehmen, und ich werde für immer bei Ihm bleiben."

„Oh, oh, du bist treu, treu!" rief er aus; „du wirst zu ihm gehen. Ja, ja, du wirst zu ihm gehen!"

„Ach," sagte ich, „mein König liest alle Gedanken meines Herzens, und Er sieht viele Fehler, welche die Menschen nicht sehen können; deßhalb bin ich keineswegs gewiß, zu Ihm zu kommen. Er hat mir viele Dinge anvertraut, die ich in Seinem Dienste verwenden soll, und Er wird eines Tages von mir Rechenschaft darüber verlangen."

„Welche Dinge denn?" fragte der König und fügte dann, nach den in einiger Entfernung stehenden Flinten zeigend, hinzu: „Meinst du vielleicht jene schrecklichen Feuerschlünde?"

„Ich habe dir schon gesagt, o König," antwortete ich, „daß es auf Erden viele Könige gibt. Einer von diesen, der König von Spanien, ist mein Gebieter, und ihm gehören auch die Feuerrohre."

„Und welcher König sandte dich denn zu uns?" fragte er schnell; „der König von Spanien oder der große König dort oben?"

Ich erwiderte ihm, da ich in dem besondern Dienste des großen Königs stände, hätte ich vom Könige von Spanien keinen bestimmten Auftrag erhalten, nach Toonati-nooka zu gehen; ich sei allerdings verpflichtet, demselben in gewissen zeitlichen Dingen zu gehorchen; den Willen des großen Königs müsse ich dagegen stets erfüllen, zu allen Zeiten, an allen Orten und in allen Dingen. Er schien mich nicht recht zu verstehen. Eines

aber hörte er mit sichtlicher Befriedigung, daß wir nämlich nicht vom Könige von Spanien gesandt seien, um etwa seine Macht einzuschränken, sein Ansehen in den Augen seines Volkes herabzusetzen oder ihn gar vom Throne zu stürzen.

„Aber wie kommt ihr denn in den Besitz der Feuerrohre, wenn dieselben dem Könige von Spanien gehören?" fragte er weiter. „Habt ihr sie ihm denn heimlich weggenommen?"

Ich erzählte ihm hierauf in Kürze, daß ich erst mit einigen Gefährten an der Insel, von der wir kämen, ausgesetzt worden, und daß bald darauf in der Nähe unserer Küste ein spanisches Kriegsschiff gescheitert sei, ein Ereigniß, dessen Einzelheiten zu berichten mich hier zu weit führen und übrigens zwecklos sein würde.

Er fragte mich hierauf, wie lange es her sei, daß der große König mich zu ihm gesandt habe. Ich antwortete ihm, daß mein Herr mir Seinen Willen allmählich kundgethan, daß es mir jedoch nicht möglich gewesen sei, Andere, zu denen Er mich früher gesandt, eher zu verlassen.

Hierauf verlangte er zu wissen, auf welche Weise der große König zu seinen Dienern spreche und ihnen seine Befehle ertheile. Ich suchte ihm, so gut es ging, begreiflich zu machen, wie der Herr Sich den Menschen zuerst durch die Propheten, dann durch Seine Kirche offenbart habe. „Außerdem," fügte ich hinzu, „spricht Er oft durch eine innere Stimme zu unsern Herzen. Auf diese letztere Weise habe ich den Willen meines Königs in Betreff meiner Sendung nach Toonati-nooka erkannt; denn ich war zu weit von denjenigen entfernt, welche mir in

Seinem Namen den ausdrücklichen Auftrag dazu hätten geben können."

„Dann habt ihr also auch Priester?" fragte er.

Ich entgegnete ihm, daß ich selbst ein Priester jenes großen Gottes sei, daß es aber andere gebe, die über mir ständen und deren Befehlen ich in Allem, was meine Pflicht betreffe, pünktlich gehorchen müsse.

„Aber sage mir, weißer Fürst, was können denn jene vornehmeren Priester Größeres thun als du?" fragte er verwundert. „Haben sie vielleicht mehr Feuerrohre?"

Ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren bei dem Gedanken, daß die Macht der Kirche nach der Anzahl der Geschütze bestimmt werden sollte. „Nein," gab ich ihm zur Antwort, „die Feuerrohre gehören den Königen der Erde und werden von diesen im Kriege angewandt, wie ihr eure Pfeile und Wurfspieße gegen den König von Hai-vavaoo richtet." Dann sagte ich noch das Eine und Andere über die kirchliche Hierarchie, die Vorrechte der Bischöfe und die Obergewalt des Papstes. Von den heiligen Sacramenten zu sprechen vermied ich einstweilen, weil ich es noch nicht für gut fand, das Geheimniß der Menschwerdung mit seinen wunderbaren Folgen zu berühren.

VII.

Ich erkannte mehr und mehr, daß die göttliche Vorsehung die Bekehrung der Insel gewissermaßen in meine Hand legte, wie unwürdig ich einer solchen Gnade auch war. Deßhalb hob ich mein Herz zu Gott empor und bat den Herrn mit heißem Flehen, doch nicht zuzulassen, daß ich durch Sünden oder durch Mangel an Umsicht

die Ausführung dieses großen Werkes vereitele. Dem Könige gab ich in ehrerbietiger Weise zu verstehen, daß wir für den Augenblick genug von jenen Dingen gesprochen. Er schien enttäuscht; aber ich hielt es für zweckmäßiger, ihm Zeit zum Nachdenken zu lassen, als ihn durch zu viel Neues auf einmal zu ermüden.

Er fragte mich hierauf, wie lange wir in Toonati-nooka zu bleiben gedächten, und fügte hinzu, daß er sich glücklich schätzen würde, uns so lange als möglich bei sich zu behalten. Ich gab ihm zur Antwort, daß ich bleiben würde, bis ich meine Sendung ausgerichtet hätte; dann müßte ich für einige Zeit zu der Insel zurückkehren, von wo wir gekommen seien, um meinen daselbst weilenden Freunden, mit des Königs Erlaubniß, die Wahl vorzulegen, ob sie dort bleiben oder mir nach Toonati-nooka folgen wollten. Auch sei ich bereit, einige seiner Unterthanen zu jenem Lande zu führen, damit sie dasselbe für ihn, den König, bebauten und so sein Reich vergrößerten.

Alles das schien dem Könige zu gefallen. Er erbot sich sogleich, jedem meiner Begleiter ein Stück Land zu geben, so groß, wie man es vermittelst eines mit zwei Männern bespannten Pfluges — Pferde und Ochsen gibt es nämlich hier nicht — in einer Stunde umziehen könne. Ich dankte ihm für dieses Anerbieten, sagte ihm jedoch, daß wir vorzögen, zunächst seine Hauptstadt zu besuchen und eine Reise durch die Insel zu machen. Dann erst würden wir uns entschließen, ob wir uns in seinem Lande zerstreuen oder an einem Platze beisammenleben und eine Art Kolonie bilden wollten.

Der König erklärte sich hiermit einverstanden und

theilte uns bald darauf seine Absicht mit, uns am andern Morgen in aller Frühe zu seiner Hauptstadt zu führen. Ich nahm seine Einladung an, bat ihn jedoch, eine Stunde später aufzubrechen, damit ich meinem Könige zuvor ein feierliches Opfer darbringen könne. Er schien von diesem Vorschlage entzückt zu sein und sagte mir, daß die besten Schweine und Ziegen in diesem Theile der Insel zu meiner Verfügung ständen. Ich gab ihm lächelnd zur Antwort, daß mein König kein Wohlgefallen an derartigen Opfern finde. Er habe Sich Selbst ein Opfer bereitet, das allein Seiner würdig sei. Auf seine dringenden Fragen, was für ein Opfer dies denn sei, entschuldigte ich mich, ihm für den Augenblick keinen nähern Aufschluß geben zu können, fügte jedoch hinzu, daß ich ihm in Zukunft noch Vieles über diesen Gegenstand sagen würde.

Wir hatten alle zur Feier des heiligen Meßopfers nothwendigen Gegenstände bei uns, und ich beschloß, es an derselben Stelle darzubringen, wo Paowanga gestanden, so daß die Stufen, welche einst zu jenem scheußlichen Götzenbilde hinaufführten, jetzt die Stufen eines christlichen Altares wurden. Demgemäß erhob ich mich beim ersten Schimmer des Tages und segnete ein Gefäß mit Wasser, womit ich den ganzen Platz, die Altarstufen und mehrere Blöcke besprengte, welche die Insulaner auf mein Geheiß herbeigebracht hatten. Dann errichtete ich aus letztern einen kunstlosen Altar, legte einen kleinen Altarstein darauf und bedeckte das Ganze mit weißem Linnen.

Die Heiden standen während dieser Zeit in dichten Scharen um uns herum und beobachteten schweigend jede

meiner Bewegungen. Als sie die Andacht sahen, welche meine Gefährten bei der Besprengung mit Weihwasser an den Tag legten, drängten auch sie sich herzu, um ihren Antheil zu erbitten. Ich willfahrte ihrem Wunsche gern, hoffend, daß diese Besprengung ein Vorspiel ihrer baldigen Taufe sein möchte. Aber ich hatte Ursache, diese Willfährigkeit zu bereuen; denn die Fernerstehenden mochten in ihrem Eifer nicht warten, bis die Reihe an sie kam, sondern suchten sich mit solchem Ungestüm Bahn zu brechen, daß Alles übereinander stürzte und ich sammt meinen Gefährten so in's Gedränge gerieth, daß wir beinahe umgekommen wären. Ich rief dem Volke mit erhobener Stimme zu, doch etwas Ordnung zu halten, aber umsonst. Glücklicherweise drang mein Hülferuf zu mehreren Häuptlingen, die sogleich herbeieilten und, mit den Schäften ihrer Speere um sich schlagend, das Volk schnell wieder zur Ruhe brachten.

Der Eifer der armen Wilden ließ mich so recht erkennen, welch ein großes Feld meiner Wirksamkeit hier offen stand. Ich dankte Gott dem Herrn, mich in eine so reiche Ernte gesandt zu haben, mußte jedoch gleichzeitig beklagen, daß ich allein vor dem großen Werke stand, während Zehn nöthig gewesen wären, um die Arbeit zu bewältigen. Aber der Herr zeigt Seine Macht im Schwachen, und Seine Hand ist nie so sichtbar als da, wo es an menschlicher Kraft gebricht.

Sobald die Ruhe wieder hergestellt war, schickte ich mich an, das erste heilige Meßopfer darzubringen, welches in Toonati-nooka gefeiert worden ist. Daß ich alle dazu erforderlichen Gegenstände bei mir hatte, habe ich bereits gesagt, nicht aber, daß ich sie dem Winde und

den Wellen verdankte, die ein spanisches Schiff in die Nähe der Insel trieben, woher wir kamen. Als Alles bereit und der Altar mit Wachs- und Oelnußkerzen hell beleuchtet war, legte ich unter den üblichen Gebeten die priesterlichen Gewänder an. Thränen der Rührung drängten sich in meine Augen bei dem Gedanken, daß in dieser feierlichen Stunde eine neue Stätte auf Gottes Erde Seiner Verehrung gewidmet und durch Seine sacramentale Gegenwart geheiligt werden solle. Auf den Altarstufen stehend, wandte ich mich an das zu vielen Tausenden versammelte Volk und redete es mit erhobener Stimme folgendermaßen an:

„Männer von Toonati-nooka, ihr habt seit unserer Ankunft viel neue und wunderbare Dinge gesehen; aber was ich jetzt zu thun im Begriffe stehe, ist weit größer und staunenswerther als Alles, was ich bisher vor euern Augen vollbrachte. Zwar werdet ihr nichts Außerordentliches wahrnehmen; gleichwohl verpfände ich euch mein heiliges Wort als Gesandter des großen Königs" — bei diesen Worten streckte ich die Hand zum Himmel empor — „daß Er Selbst in dieser Stunde zu euch herabkommen und hier auf dem Altare thronend, unter euch gegenwärtig sein wird."

Diese Nachricht versetzte die Anwesenden in große Bestürzung. Sie riefen Alle wie aus einem Munde, und baten mich flehentlich, daß der große König nicht zu ihnen kommen möchte; denn sie würden in seiner schrecklichen Gegenwart gewiß vom Feuer verzehrt oder vom Donner erschlagen werden. Selbst der König und seine Häuptlinge legten große Furcht an den Tag. Einer der letztern kam im Auftrage des Königs zu mir und bat

mich, Fürsprache einzulegen, damit mein Herr nicht komme. Der König sei bereit, ihm jedweden Tribut zu senden und sich, sammt seinen Unterthanen, ihm zu unterwerfen; nur möge er von diesem schrecklichen Besuche abstehen.

Um die Furcht der armen Heiden zu beschwichtigen, fuhr ich lächelnd fort:

„Glaubet doch nicht, o König und Volk von Toonatinooka, daß der große König anders zu euch kommen wird, als voll Güte und Herablassung. Er kommt, weil Er euch liebt, und Er kommt verborgen, damit Er euch nicht erschrecke. Es ist wahr, ihr würdet die Gegenwart Seiner unverhüllten Majestät nicht ertragen können; denn Er ist tausend Mal schöner und strahlender als die Sonne, welche dort hinter den Bergen emporsteigt. Bei dem Klange Seiner Stimme zittern die Fürsten Seines Hofes und fallen auf ihr Angesicht. Unerträglich ist Sein Blick, wenn Er zürnt. Aber jetzt kommt der große König zu euch, wie ein Fürst, der in armem Gewande inmitten seines Volkes einherwandelt. Ihr werdet Ihn weder sehen noch hören; das verspreche ich euch. Glaubet aber dennoch, daß Er unsichtbar in eurer Mitte weilt, und wenn ihr den Klang dieses Glöckleins hört" — bei diesen Worten zeigte ich ihnen die kleine Schelle, deren wir uns bei der heiligen Messe bedienten —, „dann werft euch auf die Kniee und bittet Ihn, daß Er euch helfen möge, Ihn zu erkennen und zu lieben. Ich will Ihn um dieselbe Gnade bitten."

Diese Rede setzte alle Anwesenden in Staunen. Freilich vermochten sie deren eigentlichen Sinn nicht zu fassen; aber sie begriffen, daß etwas Großes vor sich gehen werde, und waren voll Furcht und Erwartung der

Dinge, die da kommen sollten. Nachdem ich das Volk so gut als möglich auf die heilige Handlung vorbereitet hatte, begann ich die heilige Messe. Der jüngste unserer Indianer diente mir dabei, während unsere Gefährten rings um den Altar auf den Knieen lagen. Lautlose Stille herrschte in der ganzen Versammlung. Als Samuel endlich das Glöcklein rührte, hörte ich ein dumpfes Rauschen von vielen Tausenden, die gleichzeitig auf ihre Kniee sanken. Da überkam mich eine mächtige Rührung, und mein Flehen um die Bekehrung dieses armen Heidenvolkes, für welches ich dem ewigen Vater das makellose Lamm zum Opfer darbrachte, wurde noch inbrünstiger. Alle Anwesenden blieben unbeweglich auf den Knieen liegen und achteten mit höchster Spannung auf Alles, was vor sich ging, bis sie sahen, daß die Feier beendigt war.

Als ich die heiligen Gewänder ablegte, trat der König zu mir und lud mich zum Frühstücke ein; aber ich bat ihn, mich noch für kurze Zeit zu entschuldigen, da ich zuvor mit meinem Herrn zu reden habe, worauf er sich ehrerbietig entfernte.

VIII.

Als ich bei Tisch wieder mit dem Könige zusammentraf, bestürmte er mich mit vielen Fragen über das, was ich soeben gethan. Ich antwortete mit großer Zurückhaltung, daß ich ihm jetzt noch keinen Aufschluß über diese Dinge zu geben vermöchte; er werde die Bedeutung derselben jedoch erfahren, sobald das Wasser des Lebens über ihn ausgegossen sei.

Um dem Gespräche sodann eine andere Wendung zu

geben, fragte ich ihn, in welchen Theil seines Reiches er uns zu führen gedenke. Er gab mir zur Antwort, daß die ganze Insel uns offen stehe, um sie in Augenschein zu nehmen und uns niederzulassen, wo es uns gefiele. Zuerst wünsche er jedoch, uns zu seiner Hauptstadt Ehoto-Boë zu geleiten, um uns der Königin, seiner Mutter und der ganzen königlichen Familie vorzustellen. Auch glaube er, daß ich im Stande sei, viele Verbesserungen in seinem Reiche einzuführen; und er bitte mich dringend, dies zu thun. Ich entgegnete ihm, daß alle Diener meines Königs verpflichtet seien, Denjenigen nach Kräften beizustehen, die ihrer Hülfe bedürften. Ich müsse zugeben, fügte ich hinzu, daß man in meinem Vaterlande mancherlei nützliche Kenntnisse besitze. So verstehe man sich zum Beispiel besser auf die Kunst, Häuser zu bauen, als es, nach den umliegenden Hütten zu urtheilen, hier auf der Insel der Fall sei; auch der Ackerbau würde zweckmäßiger betrieben. Uebrigens sei mein König in dieser Hinsicht überaus freigebig gegen die Bewohner von Toonati-nooka gewesen, indem Er ihnen ein günstiges Klima und einen fruchtbaren Boden gegeben habe, der nur wenig Pflege erfordere und die nöthigen Früchte sozusagen von selbst hervorbringe. Hierauf beschrieb ich meinen Zuhörern einen europäischen Winter, wie ich deren in den Niederlanden, sowie in Polen erlebt hatte. Ich erzählte ihnen, daß sich dort der Erdboden, Berge, Flüsse und sogar die Dächer der Häuser bisweilen in eine weiße Decke einhüllten, kälter als der kälteste Bach in Toonati-nooka. „Flüsse und Seen," fuhr ich fort, „werden dann hart wie Stein und so glatt, daß man mittelst schmaler Eisen, die man an den Füßen befestigt, meilenweit über

das Wasser hinlaufen kann, und zwar mit der Schnelligkeit eines Vogels, der durch die Lüfte fliegt."

Diese Mittheilungen versetzten alle Anwesenden in's höchste Staunen, so daß sie mich mehrmals durch Ausrufe der Verwunderung unterbrachen. Auch versuchten sie, die von mir beschriebene Bewegung des Schlittschuhlaufens nachzuahmen, und bestürmten mich mit Bitten, ihnen dies Vergnügen zu verschaffen. Ich entgegnete ihnen, daß mein König Seinen Dienern verschiedene Gaben mittheile, je nachdem es Ihm in Seiner Weisheit gefalle. Er habe aber Toonati-nooka der Sonne, welche die Erde erwärme, so nahe gestellt, daß sich die weiße Decke, von der ich gesprochen, hier niemals über den Boden ausbreiten, noch das Wasser sich verhärten könne. Allein, wenn sie auf jenen wundervollen Anblick verzichten müßten, so wären sie dafür auch vor vielen Leiden bewahrt, welche die Bewohner anderer Gegenden zu ertragen hätten. Die Kälte sei in einigen Ländern zeitweilig so groß, daß den Leuten die Finger, die Zehen, ja sogar die Nasen abfielen und Mancher geradezu um's Leben käme. Dann erzählte ich ihnen von der Klugheit der Bernhardinerhunde, welche die vor Kälte erstarrten Wanderer aus dem Schnee hervorscharrten und so vom Tode erretteten. Vorerst mußte ich ihnen jedoch eine Beschreibung von einem Hunde machen, da es weder in Toonati-nooka, noch in Hai-vavaoo deren gibt.

Der König fragte mich hierauf, ob es nicht möglich sei, daß einige seiner tapfersten Krieger mit Adlerflügeln versehen würden, damit sie sich im Kampfe über die Männer von Hai-vavaoo emporschwingen und auf deren Dörfer herabstürzen könnten. Ich gab ihm zur Antwort,

daß mein Herr (welchen ich nunmehr mit dem Namen Utumatahee, einem Worte bezeichnete, das in der Sprache von Toonati-nooka den Begriff des wahren Gottes am besten ausdrückt) den Menschen keine Flügel verleihe, obschon Er zahllose Diener und Boten habe, die mit der Schnelligkeit des Blitzes fliegen könnten. Uebrigens dürften wir hoffen, eines Tages ebenso schnell und glorreich zu werden, wie diese; doch müßten solche Vorzüge erst verdient werden und zwar dadurch, daß man bis zum Tode treu den Willen meines Königs erfülle.

„Wirst denn du, o weißer Gesandter, eines Tages so hell strahlen, wie die Sonne über unsern Häuptern?" rief der König.

„Du selbst, o König, kannst dieses Glückes theilhaftig werden," entgegnete ich, „du und alle deine Unterthanen, wofern ihr nur meinen Herrn als den wahren Gott anbetet, Seine Gebote befolgt und in Seinem Namen das Wasser des Lebens über euch ausgießen laßt."

Alles dieses war meinen Zuhörern völlig neu; denn nach ihren Begriffen bestand die einstige Glückseligkeit darin, daß man nach dem Tode auf eine große, jenseit des Sonnenunterganges gelegene Insel versetzt würde, wo die Guten, d. h. die Tapfern — denn Muth galt für die erste Tugend — ein Leben führten, das getheilt sei zwischen einer Art Wonnerausch und der Jagd auf unsterbliche Tigerkatzen oder andere wilde Thiere. Um den Ihrigen diese Freuden ihres heidnischen Himmels zu sichern, pflegten die Insulaner jedem Verstorbenen zwei Wurfspieße, einen Bogen nebst Pfeilen, sowie die schönste Kokosnußschale, deren sie habhaft werden konnten, mit in's Grab zu geben. Diese letztere, glaubten sie, werde mit einem

berauschenden Tranke gefüllt, köstlicher als der beste Palmwein, so daß ein einziger Tropfen davon schon hinreiche, allen Kummer und alle Schmerzen, ja selbst den Tod vergessen zu lassen.

Was den ersten Punkt betraf, in welchem ich die Lage der Inselbewohner zu verbessern gedachte, ich meine ihre Wohnungen, so beschrieb ich dem Könige zunächst, wie wir in Europa unsere Häuser zu bauen pflegen. Er hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu und fragte mich, wie hoch unsere höchsten Gebäude wohl wären. Ich fürchtete im ersten Augenblicke, für einen Lügner gehalten zu werden, wenn ich die Wahrheit sagte. Aber eingedenk des Sprüchwortes, daß Einfalt die größte Weisheit ist, maß ich mit dem Auge eine in der Nähe stehende Kokospalme, verglich damit die Höhe des Domes von Sevilla und antwortete dem König, daß ein Gebäude von der dreifachen Höhe jener Palme in meinem Lande nicht für außerordentlich hoch erachtet werde. Diese Versicherung veranlaßte einen neuen Ausruf der Verwunderung, und man glaubte mir erst, als ich vermittelst kleiner Steine unsere Bauweise näher erklärte. Von praktischem Nutzen war diese Belehrung übrigens nicht; denn ich erfuhr, daß die Insel bisweilen von starken Erdbeben heimgesucht sei, und die Einwohner dieserhalb ihre leichten Hütten aus Holz und Bambusrohr den schönsten Häusern vorzögen.

Da Alles zur Abreise in's Innere des Landes bereit war, empfahl ich meinen Gefährten, dicht beisammen zu bleiben und in Reih und Glied zu marschiren; denn wir waren von einer Volksmenge umringt, die bei all ihrer Furcht vor unsern Flinten uns leicht hätte überwältigen

können. Uebrigens befahl der König seiner Leibgarde, in unserer Nähe zu bleiben und das Volk abzuwehren. Ich sollte auf sein Geheiß in einer geschlossenen Sänfte getragen werden, die unmittelbar der seinigen folgte; dann erst kam die seines Neffen. Mir war diese Anordnung im höchsten Grade unangenehm; aber meine Einwendungen blieben erfolglos; ich mußte nachgeben, obschon ich vorhersah, daß diese Auszeichnung den künftigen Thronfolger, Toöhaeca mit Namen, noch mehr gegen uns erbittern und meine Mission erschweren würde.

Unsere beiden Boote hatte ich zweien unserer Männer anvertraut und außerdem den jungen Indianer als Dolmetscher bei ihnen zurückgelassen. Aber hiermit noch nicht zufrieden, bat ich den König, seinen Unterthanen vor unserm Aufbruche einzuschärfen, daß Niemand sich an den Booten vergreifen oder die darin zurückbleibenden Männer belästigen dürfe. Er that dies mit großem Nachdrucke und rieth mir, die Fahrzeuge sammt Allem, was sie enthielten, für emoć oder heilig zu erklären, weil man sie alsdann bei Todesstrafe vor Ablauf von zwei Monaten nicht anrühren dürfe. Ich konnte mich indeß nicht entschließen, auf diesen Vorschlag einzugehen, weil es mir schien, daß jene Maßregel mit heidnischen Anschauungen zusammenhänge. Deßhalb zog ich vor, die Boote sammt ihren Wächtern dem Schutze Gottes zu empfehlen, schärfte jedoch den letztern nochmals ein, etwas von der Küste abzufahren, stets auf ihrer Hut zu sein und sich weder bei Tag noch bei Nacht gleichzeitig dem Schlafe hinzugeben. Für den Nothfall ließ ich ihnen fünf Musketen und zwei kleine Pistolen zurück, empfahl ihnen jedoch dringend an, nicht zum Vergnügen zu schießen,

sondern Alles zu thun, um die Insulaner in guter Stimmung zu erhalten.

Nachdem ich ihnen hierauf den priesterlichen Segen ertheilt, verließ ich sie und kehrte zum Könige zurück, der bereits auf mich wartete. Er stieg sogleich in seine Sänfte und forderte mich durch eine Handbewegung auf, ein Gleiches zu thun. Dann stieg auch sein Neffe mit düsterer Miene ein. Die Sänften sind hier zu Land aus leichten Bambusrohren angefertigt und mit weichem Gras oder Moos ausgepolstert. Sie werden von vier Männern getragen, welche mit Rücksicht auf dieses Amt viele Vorrechte genießen und, einen unvorhergesehenen Ueberfall von Hai-vavaoo her ausgenommen, selbst vom Kriegsdienst frei sind. Die Leute trugen uns mit großer Leichtigkeit von dannen, und die Schwingungen der Sänfte waren so angenehm, daß sie mich bald in einen tiefen Schlaf wiegten, und ich von den Gegenden, durch welche der Weg uns führte, wenig zu sehen bekam.

IX.

Die Hauptstadt bestand aus einer Anzahl elender, in einem unregelmäßigen Vierecke aufgeführter Hütten. Diese waren aus Bambusrohren hergestellt, welche man im Kreise in den Boden gesteckt, oben in eine Spitze zusammengebunden, mit Ranken durchflochten und mit einem Luftloche versehen hatte. Die Hütten der Häuptlinge waren etwas geräumiger als die übrigen, aber nicht viel besser gebaut. Dagegen schien sich alle Geschicklichkeit der Insulaner erschöpft zu haben bei der Erbauung des königlichen Palastes, welcher die Nordseite eines etwa fünfzig Meter im Geviert messenden Platzes einnahm.

Er bestand aus einer Reihe von Hütten, die sich dadurch von den andern unterschieden, daß sie aufrechtstehende hölzerne Pfosten hatten, welche die Wände stützten. Diese waren aus Weiden und jungen Bambusrohren geflochten und alle Zwischenräume mit Moos, Baumrinde und langem Grase ausgestopft. Die Dächer bestanden aus schräg liegenden Bambusstöcken, die mit großen Blättern bedeckt waren, so daß der Regen leicht daran herablaufen konnte.

Die vom Könige bewohnte Hütte zeichnete sich durch eine schauerliche Verzierung aus. Diese bestand in einer Art von Gesimse aus Menschenschädeln, deren Haut theilweise schon verwittert, theilweise so von der Sonne ausgetrocknet war, daß sie gegerbtem Leder glich. Vier andere Schädel standen auf ebensoviel Pfosten vor dem Eingang des Palastes, während eine Menge menschlicher Knochen in phantastischen Gruppen über und neben der Thüre angebracht waren. Ich erfuhr später, daß dies die Schädel und Gebeine der tapfersten Feinde des Königs seien, welche man entweder im Kampfe erschlagen oder der grausamen Sitte des Landes gemäß den Göttern geopfert und verzehrt habe. Die vier auf den Pfosten stehenden Schädel waren dagegen die Köpfe von Volksaufwieglern, welche unter der Regierung früherer Herrscher versucht hatten, den Thron zu stürzen und die Herrschaft an sich zu reißen.

Unsere Sänften waren vor dem Eingange des Palastes niedergesetzt worden, und der König, der meine Augen auf jene scheußlichen Beweise der in seinem Lande herrschenden Barbarei geheftet sah, rief mir mit triumphirender Miene entgegen: „Hai-vavaoo!“ um mir zu verstehen zu geben, daß diese Trophäen von jener feindlichen

Insel stammten. Dabei schwenkte er voll Selbstgefühl seinen Speer. Da er jedoch in meinen Blicken las, was ich von der Sache hielt, ergriff er meine Hand und führte mich in die Hütte.

Hier fanden wir die Königin mit ihren Frauen, bereit, uns zu bewillkommnen; denn die Nachricht von unserer Ankunft und den wundersamen Dingen, die wir vollbracht, war uns auf tausend Zungen vorangeeilt. Nur mit Mühe konnte ich die Königin abhalten, sich mir zu Füßen zu werfen, indem ich ihr versicherte, daß ich nur ein armer Sterblicher sei; alle Ehre gebühre allein meinem Könige, und man könne seine Ehrfurcht gegen Ihn nicht besser an den Tag legen, als wenn man meiner Botschaft Gehör schenke.

Sie antwortete mir mit vieler Bescheidenheit, daß ich hinreichende Beweise meiner Sendung von einem großen Könige geliefert hätte. Alle Bewohner von Toonatinooka, vom König bis hinab zum letzten Unterthan, wären überzeugt, daß wir eher Halbgötter als Menschen seien. Sie ihrerseits wünsche nichts sehnlicher, als den Willen jenes mächtigen Königs, der mich gesandt habe, kennen zu lernen, um ihn in Allem zu erfüllen, was nicht gegen die Sitten ihres Volkes und gegen den Willen ihres königlichen Gemahls sei.

Sie sagte alles dieses mit einer schlichten, natürlichen Anmuth, die ihre Aufrichtigkeit und ihre Empfänglichkeit für alles Gute hinreichend bekundete. Der König gab ihr seinen Beifall zu erkennen; dann führte er mich, in der Voraussetzung, daß ich ermüdet sei, in eine eigens für mich eingerichtete Hütte und rieth mir, ein wenig zu ruhen, da in einer Stunde ein Festmahl zu Ehren meiner

Ankunft in der Hauptstadt gehalten werden sollte. Ich erkundigte mich nach meinen Gefährten. Er versicherte mir, daß auch für sie auf's Beste gesorgt sei, indem die vornehmsten Einwohner von Ehoto-Boë sich um die Ehre stritten, sie zu bewirthen. Die meisten meiner Begleiter seien in den Hütten der Häuptlinge untergebracht. Nichtsdestoweniger drängte es mich, den Männern noch einmal Vorsicht im Umgange mit den Wilden anzuempfehlen; deßhalb bat ich den König, mich zu ihnen führen zu lassen, worauf er mir einen seiner Häuptlinge und einen dem königlichen Hause verwandten Jüngling zu Begleitern gab. Diese führten mich zu den Hütten der vornehmsten Einwohner der Hauptstadt und ich fand in der That, daß meine Gefährten nach den Begriffen der Insulaner mit großer Ehre und Auszeichnung behandelt wurden. Da sie jedoch die Landessprache wenig kannten, mußten sie sich größtentheils durch Zeichen verständlich machen, was die Heiterkeit ihrer Gastgeber in hohem Grade erregte. Ich schärfte den Männern nochmals ein, Alles zu thun, um den Frieden mit den Eingeborenen aufrecht zu erhalten, und ihnen keinerlei Ursache zur Klage zu geben, gleichzeitig aber auf der Hut zu sein und namentlich die Flinten zu bewachen, auf denen allein ihrer Zahl gegenüber unsere Ueberlegenheit beruhe.

Hierauf kehrte ich zu meiner Hütte zurück, begleitet von meinen beiden Führern, welche es für einen Theil ihres Auftrages zu halten schienen, mir dicht auf den Fersen zu bleiben, und mich, so oft wir an ein Bächlein oder ein sonstiges Hinderniß kamen, aufzuheben und hinüberzutragen.

Die Vorbereitungen zu dem Festmahle waren mittler-

weile beendigt. Das verkündigten drei stämmige Trompeter, die mit solchem Ungestüm in ihre hohlen Ziegenhörner stießen, daß man hätte meinen sollen, sie wollten zum Angriffe blasen. Die Mahlzeit bestand aus Ziegenfleisch, Seevögeln und anderm Geflügel, nebst Brodwurzeln und Gemüsen aller Art. Getreide schienen die Insulaner nicht zu besitzen, und ich freute mich bei dem Gedanken, sie dieser so großen Wohlthat theilhaftig machen zu können. Ich hatte nämlich einen kleinen Sack Weizen mit mir gebracht, den ich in dem Lande, woher wir kamen, mit eigener Hand gezogen, nachdem ich wie durch ein Wunder in den Besitz der dazu nöthigen Aussaat gelangt war. Ich beschrieb dem Könige ein Weizenfeld, und er schien begierig, einen solchen Schatz in seinem Lande zu haben.

Weder die Königin noch ihr Gefolge erschien bei dem Mahle; denn es ist gegen die Landessitte, daß Männer und Frauen gemeinschaftlich speisen. Ueberhaupt werden diese armen Geschöpfe hier, wie in allen heidnischen Ländern, als untergeordnete Wesen betrachtet, denen es obliegt, die Felder zu bebauen, schwere Lasten zu tragen, kurz Sklavendienste zu verrichten, während ihre Herren und Gebieter es sich bequem machen, und wenn sie nicht im Kriege oder auf der Jagd sind, sich die Zeit mit Rauchen und sonstiger Kurzweil vertreiben. Der König fragte mich, wie alles dies bei uns eingerichtet sei. Ich antwortete ihm mit größter Vorsicht, weil ich fürchtete, unsere heilige Religion in seinen Augen herabzusetzen, wenn ich ihm jetzt schon sagte, daß die Lehre Christi das Weib, vom Heidenthume unterdrückt und entwürdigt, zur geistigen Ebenbürtigkeit mit dem Manne erhoben habe.

Das Mahl war kaum beendigt, als wir zwei Männer in athemloser Eile des Weges dahertraben sahen, den wir selbst am Morgen gekommen. Als man sie gewahrte, wurde die ganze Gesellschaft unruhig und meinte, es müsse etwas Schlimmes vorgefallen sein. Mehrere der Häuptlinge sprangen auf und liefen den Boten entgegen. Diese erklärten jedoch, nur dem Könige selbst ihren Auftrag ausrichten zu wollen, obschon sie so erschöpft waren, daß sie, bis zu ihm gelangt, kein Wort hervorzubringen vermochten und vor Müdigkeit zusammenbrachen. Erst nach und nach erfuhren wir in abgebrochenen Sätzen, daß die Insulaner unsere Leute überfallen und ihrer Waffen beraubt, die Boote aber an's Land gezogen, zertrümmert und verbrannt hätten.

Der König verfiel bei dieser Nachricht in eine derartige Wuth, daß er, seine kaum noch kundgegebene Verachtung gegen die Götter vergessend, die Rache Paowanga's, Havaeoeekee's und aller übrigen Gottheiten über die Uebelthäter herabrief und mir ein über das andere Mal versicherte, daß sie sämmtlich in Stücke gerissen und gebraten werden sollten. Dann befahl er seinem Scharfrichter, sofort nach der Küste aufzubrechen und ihm die Köpfe aller Derer zu bringen, die sich an dem Frevel betheiligt, nebst denen ihrer Weiber und Kinder. Drei der Häuptlinge sollten den Scharfrichter begleiten und über die Ausführung seines blutigen Befehles wachen.

X.

Ich vertrat den Abgeordneten des Königs den Weg und bat sie, ein wenig zu verweilen. Dann stellte ich

dem Könige vor, daß die Beleidigung, um die es sich handle, ja eigentlich mir zugefügt sei, und daß also auch mir das Recht zustehe, die Schuldigen zu richten, er möge dieselben also nur festnehmen und unter sicherm Geleite zur Hauptstadt bringen lassen. Es kostete Mühe, ihn zur Zurücknahme seines Befehles zu bewegen, so heftig war sein Zorn gegen die Uebelthäter entbrannt, weil, wie er sagte, durch das Vorgefallene nicht nur sein Ansehen beim Volke geschädigt, sondern auch sein mir gegebenes Ehrenwort verletzt sei. Erst als ich ihm sagte, daß es meinem Könige mißfalle, wenn die irdischen Könige Rache statt Gerechtigkeit übten und die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden ließen, gab er endlich nach. Wir kamen nun überein, daß der junge Indianer die drei Häuptlinge begleiten und zum Zeichen, daß kein Blut vergossen werden dürfe, den Friedenszweig des Königs tragen sollte. Die Abgesandten nahmen vierzig bis fünfzig Bewaffnete mit sich, um alle der Gewaltthat Verdächtigen zu ergreifen und gebunden vor uns zu führen. Ich legte den Häuptlingen sowie dem jungen Indianer dringend an's Herz, dafür zu sorgen, daß Niemand mißhandelt, am wenigsten aber den Verwandten der Schuldigen ein Leid zugefügt würde. Das machte einen tiefen Eindruck auf alle Umstehenden; denn sie mochten diese Handlungsweise wohl im Stillen mit den Ausbrüchen der Wuth und Rachgier vergleichen, an die sie von jeher gewöhnt waren. Kurz, Alle kamen darin überein, daß es ein Glück sein müsse, unter den milden Gesetzen jenes großen Königs zu leben, dem ich diente und in dessen Dienste ich auch sie unterweisen wolle. So lenkte die göttliche Vorsehung Alles zum Guten; selbst die an sich

unheilvolle Zerstörung unserer Boote sollte helfen, der Lehre Christi den Weg zu bereiten.

Nachdem ich die Boten entlassen hatte, fuhr ich fort, zum Volke zu reden, das sich in immer größeren Scharen um mich drängte. Ich belehrte es zunächst über die Gerechtigkeit, die Jeder seinem Nebenmenschen schulde, und über die Liebe, durch welche alle wahren Christen unter einander verbunden seien. Dann sprach ich von der Einheit und von der unendlichen Vollkommenheit Gottes; ich bewies, daß es nur einen Gott geben könne, daß der Götzendienst eine Erfindung des bösen Geistes sei, dem daran liege, die Menschen von Gott zu entfernen und sowohl im Leben als nach dem Tode unglücklich zu machen. Als ich meine Zuhörer auf diese Weise in heiligen Eifer gebracht hatte, erhob ich mich plötzlich und rief: „Nieder also mit allen Götzen; denn es gibt nur einen einzigen Gott!" Die ganze Versammlung stimmte sogleich voll Begeisterung in meinen Ruf ein, und man zog mich an der Soutane nach einem neben dem Palaste des Königs stehenden Götzenbilde hin, damit ich Donner in seinen Mund legen möchte, wie ich es mit Paowanga gethan.

Ich fand es jedoch zweckmäßiger, meine Zuhörer für diesmal selbst handeln zu lassen; deßhalb sagte ich ihnen, daß es meinem Könige angenehmer sei, wenn Seine Feinde durch ihre eigene Hand zerstört würden. Darüber waren sie sehr erfreut, und ich gewann, während das Zerstörungswerk vor sich ging, Zeit, um mein Brevier zu beten. Der Hände waren so viele, und der Eifer war so groß, daß noch vor Sonnenuntergang alle Olooeos, die man in Ehoto-Boë auftreiben

konnte, nebst den Trümmern dreier großen Götzenbilder, welche man daselbst verehrte, zu Asche verbrannt waren.

Wenn ich über die Begebenheiten der letzten Tage nachdachte, mußte ich staunen über die schnellen Fortschritte, welche die Wahrheit in den Gemüthern der armen Heiden gemacht hatte. Da ich jedoch die List des bösen Feindes und die Unbeständigkeit der Wilden kannte, machte ich mich im Voraus auf einen Rückschlag gefaßt. Selten ist der Same des Evangeliums ausgestreut worden, ohne daß das Blut Derjenigen floß, welche ihn brachten. Bei dieser Erwägung bot ich auf's Neue mein Leben dem Herrn als Opfer an, Ihn bittend, meine Mühen und Leiden zu segnen, damit die göttliche Wahrheit in den Herzen meiner Zuhörer gedeihen möge, und ich einst mit Freuden meine Garben einbringen könne.

Das Letzte, was wir an diesem Abende thaten, war, einen Altar zu errichten, auf welchem ich am andern Morgen die heilige Messe darbringen wollte. Alle hierzu erforderlichen Gegenstände hatte ich glücklicherweise mit mir gebracht, sonst würden sie schwerlich der Zerstörung entgangen sein. Kaum hatten die Umstehenden vernommen, daß ich willens sei, einen Altar zu errichten, als sie mich mit Bitten bestürmten, an dem Werke theilnehmen zu dürfen. Sie behaupteten in ihrer kindlichen Einfalt, weil sie die Götter zerstört, käme es ihnen auch zu, einen Altar für meinen König zu errichten. Da ich nicht alle Hände beschäftigen konnte, wählte ich achtzehn Männer aus, welche ich beauftragte, große Steine in die Mitte des vor dem königlichen Palaste befindlichen Platzes zu tragen und sie im Viereck aufzuschichten.

Während ich diese Anordnungen traf, fiel mein Auge

zufällig auf die Schädel, welche das Thor und das Dach der königlichen Hütte zierten und schauerlich auf mich herabgrinsten. Ich nahm mir vor, diese Siegestrophäen fortzuschaffen, bevor das Opfer des unbefleckten Lammes an diesem Orte dargebracht würde. Da ich jedoch wußte, daß ich durch die Ausführung dieses Vorhabens die Insulaner auf das Empfindlichste in ihren heidnischen Anschauungen und in ihrem Kriegerstolze verletzen würde, beschloß ich, mit Vorsicht zu Werke zu gehen. Ich begab mich daher zum Könige, bei dem ich jederzeit freien Zutritt hatte, und sagte ihm, daß mein Herr unter allen seinen Titeln keinen so hoch schätze, als den, der „Friedensfürst" zu heißen. Nicht als ob Er verbiete, um einer gerechten Sache willen Krieg zu führen; aber Er wolle, daß man so schonend als möglich verfahre. Einen überwundenen Feind noch dadurch zu beschimpfen, daß man seine irdischen Ueberreste als Kriegstrophäen aufhänge, widerspreche sowohl dem Geiste meines Königs als der gesunden Vernunft. Da ich im Begriffe stehe, dem Könige des Friedens ein feierliches Opfer darzubringen, so müsse jede Erinnerung an Mord und Blut von dem Orte, den ich dazu ausersehen, entfernt werden; sonst sei ich genöthigt, mich zurückzuziehen und die heilige Handlung an einer entlegeneren Stätte zu begehen.

Der König ließ mich kaum aussprechen, sondern erklärte sofort, es sei sein höchster Wunsch, daß das Opfer, welches er an der Küste habe darbringen sehen, auf dem Platze vor seiner Wohnung wiederholt werde. „Du verlangst freilich etwas Großes und Unerhörtes," sagte er, „denn jene Siegestrophäen sind ebensoviele Beweise von meiner und meiner Häuptlinge Tapferkeit; aber wenn sie

deinen König beleidigen, will ich sie augenblicklich entfernen lassen." Das geschah auch in der That und zwar zur Verwunderung und zum Verdrusse des ganzen Volkes, das die Ursache dieser Maßregel nicht begriff. Der König befahl, daß die auf den Pfosten stehenden Schädel in seine Hütte geschafft und an der Stelle aufgerichtet würden, wo er seine Mahlzeiten einzunehmen, Audienz zu ertheilen und Recht zu sprechen pflegte. Was die übrigen Gebeine betraf, so beredete ich ihn, dieselben außerhalb des Gebietes seines Palastes begraben zu lassen, wogegen ich versprach, an jener Stätte eine Inschrift zur Verherrlichung der Großthaten seiner Vorfahren und seiner tapfern Häuptlinge anzubringen. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und der König war so begierig, ihn ausgeführt zu sehen, daß er darüber das Opfer vergaß, dessen Darbringung er eben noch so dringend wünschte. Ich übernahm es gern, die Gebeine begraben zu lassen, und wählte den Platz dazu unter einer breitästigen Platane, in deren weiches, weißes Holz ich am folgenden Tage die versprochene Inschrift einschnitt. Dieselbe bestand, nebenbei gesagt, aus einer hieroglyphischen Darstellung von Kriegen und Seegefechten, ähnlich der Schreibweise der alten Aegypter oder der einstigen Bewohner von Mexiko.

Als die Ueberreste der feindlichen Krieger bestattet waren, ging ich wieder an die Vorbereitungen zur Darbringung des heiligen Meßopfers, bis die plötzlich eintretende Dunkelheit der Arbeit ein Ende machte.

XI.

Früh am andern Morgen wurden wir durch ein verworrenes Geschrei aus dem Schlafe geweckt. Ich dachte mir sogleich, daß die Gefangenen von Maheinetaho, dem Küstendorfe, angekommen seien, und so war es auch. Die Häuptlinge hatten sie in übergroßem Eifer die ganze Nacht marschiren lassen, so daß die armen Burschen von Müdigkeit und Angst erschöpft in der Hauptstadt anlangten. Ihr Anblick flößte Mitleid ein; denn da man sie stellenweise durch Sümpfe und unwegsames Gestrüpp getrieben, waren sie mit Koth bedeckt und vielfach von den Dornen verletzt. Samuel versicherte mir, daß er Alles aufgeboten habe, die Anführer des Zuges von dieser rohen Behandlung der Gefangenen abzuhalten; aber es sei ihm trotz des Friedenszweiges kaum gelungen, denselben das Leben zu retten.

Da der König mir die Bestrafung der Schuldigen überlassen hatte, bat ich ihn, zu gestatten, daß ich schon vor dem Verhör, welches gleich nach Beendigung des heiligen Opfers stattfinden sollte, über sie verfüge. In der Voraussetzung, ich würde sie, der Sitte des Landes gemäß, hungrig, gefesselt und mit verbundenen Augen ihr Urtheil erwarten lassen, willigte er ohne Weiteres ein. Nicht gering war deßhalb sein Erstaunen, als ich die Weisung gab, sie in meine Hütte zu führen, damit sie von den christlichen Indianern gepflegt und gespeist würden. Das Volk schien diesen meinen Befehl der Mehrzahl nach zu billigen, obschon es seine Ansicht nicht auszusprechen wagte. Dies bot mir Gelegenheit, zu wiederholen, wie sehr mein König die Barmherzigkeit und die

Gerechtigkeit liebe, daß es aber weder barmherzig noch gerecht sei, einen Angeklagten, der noch nicht einmal gerichtet sei, so zu behandeln, als ob er schuldig befunden wäre.

Als die Gefangenen erquickt und ihre Wunden gepflegt waren, stellte ich eine Wache an die Thür meiner Hütte und verbot unter Androhung strenger Bestrafung, daß Jemand zu ihnen hineingehe. Dann legte ich die priesterlichen Gewänder an, um die heilige Messe zu beginnen.

Ich brauchte dem Volke diesmal nicht an's Herz zu legen, daß es sich ruhig verhalten möchte; denn Diejenigen, welche mit uns von Maheine-taho gekommen waren, hatten den Einwohnern der Hauptstadt den Inhalt meiner vor Beginn der ersten heiligen Messe gehaltenen Ansprache Wort für Wort berichtet. Die versammelte Menge beobachtete in Folge dessen das tiefste Schweigen, legte jedoch wie Tags zuvor an der Küste eine große, wenn auch mit Ehrfurcht gepaarte Neugierde an den Tag. Selbst die Königin lag, umgeben von ihren Frauen, in der Thüre des königlichen Palastes auf den Knieen.

Es schien mir dennoch rathsam, dem versammelten Volke auch diesmal eine kleine Ermahnung zu geben, in welche ich einige Worte über das Geheimniß der Menschwerdung einflocht. Ich sagte meinen Zuhörern unter Anderm, mein Herr und König sei so von Liebe zu den Menschen erfüllt, daß Er Sich gewürdigt habe, zu ihnen zu kommen und jetzt noch in ihrer Mitte verweile. Auf welch wunderbare Weise Er sie heimgesucht und dreiunddreißig Jahre unter ihnen gelebt habe, wolle ich ein anderes Mal erzählen. Uebrigens sei dies Alles schon

vor langer, langer Zeit geschehen, vor mehr als neunzehntausend Monden. Hier unterbrachen mich Ausrufe der Verwunderung; denn die Einwohner von Toonatinooka waren nicht an lange Zeitrechnung gewöhnt. Ich sagte ihnen, daß ich ihnen in Bezug auf die Länge der Zeit noch weit Erstaunlicheres mitzutheilen habe. Sie hatten nämlich für Ewigkeit nicht einmal ein Wort.

„Nach dreiunddreißig Jahren," fuhr ich fort, „stieg der große König zu Seinem Throne im Himmel empor; doch hatte Er vorher eine Einrichtung getroffen, vermittelst deren Er dennoch bei den Menschen blieb. So wohnt Er nun im Himmel und auf Erden; denn Seine Macht ist so groß, daß Er gleichzeitig an verschiedenen Orten gegenwärtig sein kann und wirklich ist. Es gibt auf Erden gewisse Stätten, die Er von Zeit zu Zeit besucht, sowie Er heute zum ersten Male nach Ehoto-Boë kommen wird. Freilich könnt ihr diese Dinge nicht verstehen, ihr Männer von Toonati-nooka; aber sie sind dennoch wahr. Glaubet also meinen Worten; denn was ich euch soeben sagte, ist ein Theil der Botschaft, welche mir der große König für euch aufgetragen hat. Sobald nun das Glöcklein euch anzeigt, daß Er hier auf dem Altare erscheint, dann erwecket einen Act des Glaubens und betet Ihn von ganzem Herzen an. Bittet Ihn vor Allem um die Gnade, daß Er euch helfe, an Ihn zu glauben und Seinen Willen zu thun."

Hierauf begann die heilige Messe. Das Verhalten der Anwesenden war eine Wiederholung dessen, was Tags zuvor an der Küste stattfand, nur in größerm Maßstabe; denn es hatte sich fast die ganze Einwohnerschaft der Insel in der Hauptstadt versammelt. Selten

mag man seit den Tagen der Apostel ein großartigeres und ergreifenderes Schauspiel gesehen haben, als diese Scharen von Wilden, die nach dem Wasser des Lebens dürsteten.

Während ich nach der heiligen Messe meine Danksagung verrichtete, kamen auch unsere in den Booten zurückgelassenen Gefährten an. Sie hatten den Weg mit mehr Muße zurückgelegt als die armen Gefangenen und nahmen nun an allen Ehren des Festes Theil, das für uns hergerichtet war; denn der König bot Alles auf, damit wir das uns zugefügte Unrecht vergessen möchten. Sobald das Mahl beendigt war, schritt ich zum Verhör der Angeklagten. Vorerst ersuchte ich jedoch den König, den Vorsitz zu führen und das von mir ausgesprochene Urtheil zu bestätigen; denn ich sei nicht gekommen, sein Ansehen zu schmälern. Dies schien ihm zu gefallen; da jedoch das Verfahren für ihn gänzlich neu war, stellte er die Bedingung, dem Verhöre von einem erhöhten Sitze aus schweigend beizuwohnen, während ich dasselbe allein zu leiten hätte. Dann bestieg er einen aus mehreren Holzblöcken errichteten Thron, mir einen weniger erhöhten Platz zu seiner Linken anweisend.

Als die angeklagten Indianer — es waren deren elf — vor uns gebracht wurden, las ich sogleich in ihren angstvollen Blicken, daß sie nichts Geringeres erwarteten als augenblicklichen Tod oder die schrecklichsten Folterqualen. Deßhalb redete ich sie in sanftem Tone an, hielt ihnen jedoch mit eindringlichen Worten vor, welch schweren Verbrechens sie sich schuldig gemacht; denn bei allen Völkern gelte der Gesandte eines großen Königs für eine geheiligte Person. Dennoch wolle ich sie nicht nur ge-

duldig anhören, sondern auch jede gegen sie vorgebrachte Anklage sorgfältig prüfen und jeden zweifelhaften Punkt zu ihren Gunsten auslegen. Wo immer ein guter oder verzeihlicher Beweggrund ihres Verhaltens vorgebracht werden könne, da solle derselbe im besten Sinne aufgefaßt werden und zu ihrer Entlastung dienen. Kurz, ich versuchte, so gut es ging, auf dieser wüsten Insel die Grundsätze der Gerechtigkeit aufzustellen, welche unsere christlichen Gerichtshöfe in Europa leiten oder doch leiten sollten. Ein solches Verfahren war den Anwesenden völlig neu. Der König sowie die Häuptlinge legten mehrmals ihr Mißfallen über diese Art und Weise, Recht zu sprechen, an den Tag; aber das arme, gedrückte Volk nahm mir die Worte von den Lippen und gab, so weit es dies in Gegenwart seiner Unterdrücker wagen durfte, seinen Beifall und seine Freude kund.

Nachdem ich Sorge dafür getragen, daß die Zeugen nicht miteinander verkehren konnten, begann ich das Verhör, indem ich Einen nach dem Andern aufforderte, das Vorgefallene zu berichten.

XII.

Es gehörte nicht wenig Geduld dazu, das nunmehr entstehende Labyrinth von Widersprüchen, gegenseitigen Anklagen, Entschuldigungen, Betheuerungen und Drohungen zu entwirren, und da ich mit nicht weniger als elf Angeklagten und sechzig Zeugen zu verhandeln hatte, erforderte der Prozeß viel Zeit und viel Mühe. Ich erkannte bald, daß viele der angeblichen Zeugen Nichts gesehen, sondern eine erdichtete Geschichte in Umlauf gesetzt hatten, die bei näherer Untersuchung nicht Stich

hielt. Es mochte dies theils aus Rachsucht, theils in der Absicht geschehen sein, des Königs oder meine Gunst zu erwerben; denn man schien der Meinung, daß uns nur daran liege, den begangenen Frevel an irgend Jemand zu rächen, gleichviel, ob derselbe schuldig sei oder nicht.

Ich hielt es für nöthig, an jenen falschen Zeugen ein warnendes Beispiel zu geben; deßhalb unterbrach ich das Verhör und verurtheilte sie insgesammt zu einer entsprechenden Strafe.

Zunächst stellte ich jedoch die Abscheulichkeit des von den falschen Zeugen begangenen Verbrechens vor allen Anwesenden in's rechte Licht. Ich sagte, wenn ihnen auch noch nicht alle Gebote meines Königs bekannt seien, so trüge doch ein Jeder ein von Ihm geschriebenes Gesetz in seinem Herzen, das ihm die Pflicht auferlege, recht zu handeln und die Wahrheit zu reden. Dieses Gesetz müsse schon in Bezug auf alltägliche Dinge beobachtet werden, um wie viel mehr, wenn das Leben eines Nebenmenschen auf dem Spiele stehe. Ob es wohl ein größeres Verbrechen gebe, als einen Andern durch einen falschen Eid um's Leben zu bringen? Deßhalb hielte ich dafür, daß es eine sehr geringfügige Strafe sei, wenn jeder der falschen Zeugen zwölf Streiche mit einem Bambusrohre erhielte, sechs auf die Fußsohlen und sechs auf den Rücken.

Die ganze Versammlung stimmte diesem Urtheilsspruche, der auf der Stelle vollzogen wurde, bei.

Nachdem ich auf diese Weise die Reihen der Zeugen gelichtet, stellte es sich heraus, daß sich nur fünf oder sechs der Angeklagten thatsächlich an dem Angriffe auf die Boote betheiligt hatten, und diese Wenigen gehörten zu

jenen Einwohnern der Insel, welche uns am freundlichsten aufgenommen und weniger gutgesinnte Verwandte und Freunde bestimmt hatten, ein Gleiches zu thun. Kurz, es ergab sich, daß man den Ueberfall nicht in feindlicher Absicht, sondern zu dem Zwecke unternommen hatte, unsere Abreise zu verhindern, um uns hier zu behalten.

Das wurde auch durch unsere als Wächter zurückgelassenen Männer bestätigt. Diese erklärten einstimmig, daß die Angeklagten die Zerstörung der Boote allerdings auf das Entschiedenste betrieben, sie selbst aber den Umständen nach mit möglichster Schonung behandelt hätten. Offenbar trugen die Unsrigen selbst einen großen Theil der Schuld, weil sie sich trotz meiner Warnung hatten vom Schlafe übermannen lassen. Wären sie, meinem ausdrücklichen Befehle gemäß, auf ihrer Hut gewesen, so würde das traurige Ereigniß, welches aller Wahrscheinlichkeit nach unser Loos für den Rest unseres Lebens entscheidet, nicht vorgefallen sein. Abgesehen von der Zerstörung der Boote, war unsern Gefährten die rücksichtsvollste Behandlung zu Theil geworden. Die Insulaner trugen sie sogar auf ihren Schultern an's Land, damit auch nicht ein Faden ihrer Kleider benetzt würde, und baten sie, das Geschehene nicht als eine Beleidigung anzusehen; die Boote sollten nur zerstört werden, damit die „weißen Herren" in Toonati-nooka bleiben müßten.

Alles dieses erwogen, wurde es mir klar, daß mein zu fällendes Urtheil sich nicht nach der Größe des Schadens richten dürfe, den man uns zugefügt. Freilich hat die Zerstörung der Boote uns mit der Möglichkeit, die Insel zu verlassen, alle Unabhängigkeit geraubt; denn der König wird schwerlich darein willigen, uns ein Kriegs-

boot zu geben, um nach Assumption, von wo wir kamen, zurückzukehren; aber auf der andern Seite mag aus diesem Hinderniß auch wieder Gutes erwachsen. Bei meinen Begleitern wird es den Entschluß zur Reife bringen, sich hier fest anzusiedeln, und was mich selbst betrifft, so hat es einen peinlichen Zweifel, der mich quälte, in unerwarteter Weise gelöst. Ich sah hier ein weites Arbeitsfeld vor mir, aber ein Versprechen band mich, zu meiner kleinen Heerde auf Assumption zurückzukehren.

Das Verhör endigte damit, daß die Schuldigen in Freiheit gesetzt wurden, nachdem ich sie zu einer Strafe verurtheilt hatte, die verhältnißmäßig geringer war als jene der falschen Zeugen. Dieser Unterschied, welchen ich zwischen den beiden Klassen der Schuldigen machte, war für die Wilden eine neue Lehre in Bezug auf das Wesen der Wahrheit und der Gerechtigkeit.

XIII.

Ich habe nur noch Weniges hinzuzufügen. Die Gnade Gottes und die Macht des bösen Feindes liegen seit unserer Ankunft auf der Insel in einem fortwährenden Kampfe um den Besitz der Seelen dieser armen Heiden. Die Insulaner hören zwar das göttliche Wort; sie bekennen, daß das Gesetz meines Herrn milde sei; auch wissen sie mir Dank dafür, daß ich mich zu ihren Gunsten beim König oder dessen Häuptlingen verwende und ihre Lage verbessere, indem ich sie in nützlichen Künsten unterweise. Aber die Gewalt des Bösen ist groß; sie schrecken vor der Heiligkeit eines christlichen Lebenswandels zurück. Manche würden den christlichen Glauben mit Freuden annehmen, wenn er ihnen nicht die Pflicht auf-

erlegte, gewissen heidnischen Sitten, namentlich der Vielweiberei, zu entsagen. Einen großen Trost gewährt mir der Umstand, daß mir die Eltern gewöhnlich gerne gestatten, ihre kranken und sterbenden Kinder zu taufen. So öffnet sich wenigstens diesen Kleinen durch meine Vermittlung das Himmelsthor, und ich hoffe, daß sie am Throne Gottes die Bekehrung ihrer Angehörigen erflehen.

Die feindselige Gesinnung Töohaeca's, des königlichen Neffen, scheint eine Quelle von Hindernissen und Gefahren für uns werden zu sollen. Er hat uns unversöhnliche Rache geschworen, und obschon er wegen seines grausamen, tyrannischen Wesens von den Meisten gehaßt wird, ist es ihm doch gelungen, einen Theil der Häuptlinge auf seine Seite zu bringen, und diese würden offen für ihn Partei nehmen, wenn sie nicht den König fürchteten, der uns noch immer zugethan ist. Aber ob diese günstige Stimmung des Herrschers andauern oder ob es dem Feinde der Seelen endlich gelingen wird, den Frieden zu stören, weiß Gott allein. Wir geben uns gänzlich Seiner weisen Vorsehung anheim.

Möchte der Herr mein Gebet erhören und machen, daß die Elemente diesen meinen Bericht zu guten Freunden tragen, welche im Stande sind, uns zu Hülfe zu kommen oder uns wenigstens durch ihr Gebet unterstützen! In dieser Hoffnung vertraue ich diese Blätter den Wogen am dreizehnten Jahrestage meiner geistlichen Profession und im neunzehnten Monate unseres Aufenthaltes auf Toonati-nooka.